Schiller

Johannes Scherr





Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

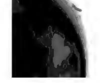
Schiller

kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern.

Band II.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.



Schiller.

Kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern

von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Karlos 3, 10

Neudurchgesehene und verbesserte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Winterasyl des Flüchtlings. — „Don Karlos." — Rückblick. — „Die Qual erlahme an meinem Stolz!" — Ein Gang über den Schnee.

Die bleiche Sonne eines hellen Wintertages lugte durch das Fenster der Hinterstube eines bescheidenen Landhauses, welches etwas abseits von den zerstreuten Häusergruppen des Dörfchens mitten in einem großen, tiefverschneiten Garten lag. Vielleicht wunderte sie sich, die Sonne, in dem zu dieser Jahreszeit gewöhnlich einsam stehenden Hause einen fremden Gast vorzufinden, der freilich nicht viel Geräusch machte, sondern in den stillen Räumen ein recht anachoretisches Leben führte, seit Wochen schon. Und ob er gleich ein noch ganz junger Einsiedler war, erfüllte ihn doch die winterliche Einsamkeit mit einem gewissen Behagen. Ihm war zu Muthe wie einem, der sich aus den Gefahren einer stürmischen See in den Hafen gerettet fühlt, und wäre es auch nur ein Nothhafen.

Hochherzige Fürsorge mütterlicher Freundschaft hatte dem Flüchtling, den wir aus Stuttgart entweichen sahen, fern von der Heimat eine gastliche Zufluchtsstätte bereitet. Nach den Auf-

1*

regungen, Nöthen und Sorgen eines unstäten Wanderlebens in den Main- nnd Rheingegenden konnte er sich hier ausruhen und zu neuen Geistesthaten sammeln. Die Stille seiner Zufluchtstätte that ihm wohl, die Einsamkeit stumpfte den Stachel bitterer Erinnerungen, das Gefühl der Sicherheit milderte die Ueberspannung der Saiten seiner Seele. Um so mehr, da er wußte, daß ihm in den Umgebungen seines ländlichen Asyls neuerworbene Freunde lebten, auf deren Zuneigung er sich verlassen konnte. Wie in früheren und späteren Perioden seines Lebens, erfuhr der Dichter auch in dieser die schwerwiegende Gunst des Schicksals, edelgesinnte Freunde zu besitzen.

Jene schöne Pietät, welche, wünschen wir, die Deutschen festhalten mögen als eine der hellsten Lichtseiten ihres Nationalcharakters, hat in neuester Zeit das von unserem Dichterflüchtling unter dem Namen eines Doktor Ritter bewohnte Zimmer wieder in seiner damaligen Gestalt hergestellt. Der zum Kultus des Genius sich bekennende Wallfahrer erblickt in dieser Hinterstube, die jetzt nach ihrem einstmaligen Bewohner genannt ist, das bescheidene Mobiliar aus jener Asylzeit des großen Mannes, hauptsächlich bestehend aus einem Lehnstuhl und einem Tische, der auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruht.

Heute hatte sich der Dichter Tisch und Stuhl an das Fenster gerückt, von welchem die Sonne die Eisblumen weggeschmolzen, so daß der Ausblick auf die nahen Fichtenwälder frei war. Doch schien die Außenwelt den Poeten nicht sehr zu reizen. Er warf nur von Zeit zu Zeit einen zerstreuten Blick durch die kleinen runden Scheiben und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu. Bald flog die Feder mit jenen energisch deutlichen Zügen, welche

Schillers Handschrift charakterisiren, über das Papier, bald griff er aus dem unordentlich durcheinanderliegenden Büchervorrath, womit der Tisch belastet war, einen Band heraus, um eine ihm sich aufdrängende Idee auf den Prüfstein historischer Nachweise zu bringen, bald auch legte er die Feder für eine Weile weg und warf sich in den Lehnstuhl zurück, um mit über der Brust gekreuzten Armen nachzusinnen.

Diese nachdenkliche Stellung des jungen Mannes zeigte das Gewinnende in seiner Physiognomie recht deutlich auf. Die ideale Welt, in welcher er, ganz in sich zurückgezogen, zu dieser Stunde lebte, prägte sich gleichsam in seinen Zügen aus. Wer ihn so gesehen und seine jetzige Erscheinung mit seiner früheren als Regimentsfeldscherer auf dem stuttgarter Paradeplatz verglichen hätte, konnte nur seinem Jugendfreunde Petersen beipflichten, wenn derselbe sagte, Schillers Geist scheine aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu sein; er habe sich in seine Gesichtszüge ergossen und allmälig diese, sowie die ganze Körpergestalt, vortheilhaft verändert. In diesem Augenblick war Schiller schön. Die Schöpferfreude hatte seine blassen Wangen mit einem zarten Roth überhaucht, die feinen Adern an den hohen weißen Schläfen traten deutlich hervor, in seinen zwischen Blau und Lichtbraun spielenden, von starken blonden Brauen überwölbten Augen leuchtete ein sanftes Feuer und um seine halbgeöffneten Lippen schwebte ein anmuthiges Lächeln, als fühlten sie den Kuß der Muse. Der ganze Ausdruck dieses sinnenden Kopfes war ein zugleich kindlicher und genialer.

Während Schiller sich wieder nach dem Tisch vorbeugt, um zu schreiben, begehen wir eine jener Indiskretionen, wie sie dem

Novellisten erlaubt sind. Wir sehen zwar dem arbeitenden Dichter nicht zudringlich über die Schulter, aber wir sind neugierig genug, folgendes Fragment eines Briefes zu lesen, welcher, frischgeschrieben und zum Zusammengelegtwerden bereit, auf einer Ecke des Tisches liegt:

„ . . . Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, hab' ich beide bis auf weiteres zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Karlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. — Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes als enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes, und so gestehe ich Ihnen, lieber Freund, daß ich meinen Karlos gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius von Tarent abmessen, nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius und den Puls — von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer

Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, an die Seele stoßen — —"

So wissen wir denn, was die Gedanken des Dichters in seiner winterlichen Einsamkeit hauptsächlich beschäftigte. Es waren die Vorarbeiten zu jenem berühmten Trauerspiel, mit dessen Schöpfung Schiller den Uebergang von der ersten Phase seiner Dichtung zur zweiten vollzog. „Don Karlos" wurde für ihn, wie jedermann weiß, die Brücke von der naturalistischen Sturm- und Dranggenialität hinüber zur bewußten Künstlerschaft. Indem er diese Brücke überschritt, wurde er dem großen Princip, welches all sein Leben und Dichten beseelte, nicht abtrünnig: — es war dies für ihn überhaupt eine Unmöglichkeit. Aber während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend himmelan brandete, begann sie im „Don Karlos" als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufließen. An die Stelle des schrankenlosen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen trat die ruhige Macht und Größe des Humanitätsgedankens. Was aber später der eigentliche Inhalt von Schillers ganzer Thätigkeit wurde, die Ueberzeugung, daß des Dichters höchste Mission sei, die Menschheit mittels der Schönheit zur Freiheit zu erziehen, das verdrängte, wenn auch vorerst noch nicht zu völliger Reife gediehen, allmälig den unsicher tastenden kraftgenialen Ungestüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß der Vorschritt der Gesellschaft weit mehr, unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den subjektiven Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Ein solcher Läuterungsprozeß des Geistes geht aber nicht



ohne Schmerzen vor sich, um so weniger, wenn er sich inmitten äußerlicher Bedrängnisse vollziehen muß. Diese hatten dem Dichter seit seiner Flucht aus der Heimat wahrlich nie gefehlt. Schon das zweideutige Benehmen des Freiherrn von Dalberg, auf welchen er ein so großes Vertrauen gesetzt und welcher den Flüchtling ängstlich von sich ferngehalten hatte, hätte hingereicht, einer minder energischen Seele die Hoffnung auf die Zukunft zu rauben. Aber die Federkraft von Schillers Geist bewährte sich unter dem Drucke der Noth, die mitunter zu gänzlicher Entblößung sich gesteigert hatte. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ hatte der Dichter in den „Räubern“ seinen Karl Moor sprechen lassen: er fand jetzt Gelegenheit, diesen Satz zur Wahrheit zu machen, und er that es. Während seines flüchtigen Weilens in Mannheim, Frankfurt, Worms, Oggersheim hatte er den „Fiesko“ für die Bühne umgearbeitet und „Kabale und Liebe“ vollendet. Damit war Schillers erste Dichterperiode abgeschlossen und, wie Zelter viele Jahre nachher treffend an Goethe schrieb, das Chaos der schiller'schen Schöpfungen überwunden. Der durch Schwan in Mannheim unternommene Druck des „Fiesko“ hatte dem Dichter die spärlichen Mittel geliefert, seine Verbindlichkeiten in Oggersheim zu tilgen und von da, nach schmerzlichem Abschied von dem treuen Streicher, die Reise nach dem gastlichen Winterasyl zu unternehmen, wo wir ihn wiedergefunden, einsam, in Studien versenkt, deren Resultate unter dem Titel „Don Karlos“ später so unzählige Herzen rühren, erschüttern und erheben sollten.

Aber die Sonne langte immer schmeichelnder an die Fensterscheiben, drang herein, malte zitternde Goldkringeln auf Bücher und Papiere und lockte stummberedt:

„Laß die Arbeit ruhen und komm' heraus zu mir!"

Nun stehen, wie männiglich bekannt, Sonne und Dichter in ganz eigenen freundschaftlichen Beziehungen zu einander. Die Allbeleberin ist den Poeten keineswegs ein „seelenloser Feuerball", sondern noch immer, wie in den Tagen Homers und Pindars, das Symbol des Musengottes. Kein Wunder daher, daß Schiller der schmeichelnden Lockung folgte und, zu einem weiteren Spaziergang gerüstet, hinaustrat in den schönen Wintertag.

Es war einer jener Januartage, wo der Winter seine ganze Strenge, aber zugleich auch seine ganze Majestät entfaltet, wo er nicht stürmt und wüthet, sondern lächelt, wie eben der Winter lächeln kann. Ein klingender Frost hatte den Boden mit einer festen, von Milliarden Diamanten blitzenden Schneebahn überzogen, über welche der Dichter leicht hinwegschritt, mit Wohlbehagen die herbe, aber reine und stählende Luft einathmend.

Er ging, nachdem er in einem halben Bogen das kleine Dorf umschritten, dem Bergwald zu, welcher in einem fast regelmäßigen Kreise die Thalmulde umschloß. Hinter den fichtenbedeckten Hügeln stiegen ringsum höhere Berge empor und so erhielt die kleine Landschaft den Charakter tiefer Abgeschlossenheit.

Auf einem Vorsprung am Saume des Waldes stillestehend betrachtete sie der Dichter. Gerade unter sich sah er die zerstreuten Häuser des Dörfchens und dort funkelte im Sonnenschein das Fenster, hinter welchem er schon so manche Nacht einsam gesonnen und geträumt, geforscht und gedichtet. Aus den Rauchfängen stieg der Rauch kerzengerade in die Luft und zerfloß oben in röthliche Wölkchen. Die Fichtenwälder legten einen dunkeln Kranz um die dörfliche Feldmark und von diesem Kranze schnitten



sich die dahinterliegenden Berge scharf ab, schimmernd in ihrem blendenden Schneeschmuck. Ueber dem ganzen Landschaftsbild lag die klare, blasse Himmelsbläue, an den Rändern des Horizonts von jenem Roth angehaucht, welches zu dieser Jahreszeit schon um Mittag das Kommen eines harten Nachtfrostes verkündigt.

Der einsame Wanderer wurde tief bewegt von der feierlichen Stille rings um ihn her. Hatte er doch erst während seines Aufenthalts in dieser Abgeschiedenheit die Natur so recht verstehen und lieben gelernt. Aber je mehr er mit ihr vertraut geworden, nur um so weniger war er in weichliche Naturschwelgerei versunken. Sein wesentlich philosophischer Geist trieb ihn an, die Erscheinungen des Naturlebens stets mit etwas Höherem, mit dem Menschen, in Beziehung zu setzen, und so bildete sich in ihm jene eigenthümliche Naturbetrachtung aus, die später in einem seiner schönsten Gedichte, im „Spaziergang", so herrlich sich manifestirte.

Auch jetzt schon, auf diesem Gang über den Schnee wurden in einem Selbstgespräche des Dichters Anklänge dieser Art und Weise, die Natur aufzufassen, laut.

„Bewundernswerth", sagte er, „ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach gesehen von Millionen Geschöpfen und von denselben Geschöpfen wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in todter Ruhe um uns her und nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer

Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei unserer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen."

Unser gestriges Selbst! Der Dichter hatte Mühe, im Spiegel der Vergangenheit die eigenen Züge wiederzuerkennen. So kräftig und nachhaltig waren die wechselnden Eindrücke gewesen, welche die Erlebnisse der letzten Monate auf ihn hervorgebracht hatten. Sein Zusammenleben mit dem wilden Kapff, die burschikosen Symposien der „Bande" im Ochsen zu Stuttgart, die kraftgenialische Unbändigkeit seiner Erstlingsdichtungen, das alles kam ihm schon recht fremde vor, das alles lag wie Schlacken hinter ihm. Mit größerer Theilnahme dachte er der gewaltsamen Lösung seines Verhältnisses zu Herzog Karl, welchem seine große Seele Gerechtigkeit widerfahren zu lassen um so mehr geneigt war, seit er wußte, daß der Fürst keineswegs kleinlich genug gedacht hatte, seine Eltern die Flucht ihres Sohnes irgendwie entgelten zu lassen. Mit Wärme erinnerte er sich seines transatlantischen Freundes und des bizarren, einst so geliebten Wesens,

welches ihm zuletzt zu Hohenheim im mondbeglänzten Parke so plötzlich erschienen und entschwunden war.

„Seltsam", sprach er bei sich, „ich dachte, die weite Erde könnte nur ein solches Geschöpf beherbergen, und doch sollt' ich es erleben, daß mir so bald ein zweites begegnete. Diese Doppeltgängerin Lauretta's! Meine Augen sagen mir, daß sie nicht halb so schön ist wie jenes wunderliche, wunderbare Kind, und doch geht von ihr ein fast noch größerer Zauber aus. In den Augen dieser Frau ist Lauretta's Blick. Ich meine, er müsse auf den Grund meines Herzens dringen und dort eine zitternde Unruhe wahrnehmen. Ist sie ein Ideal, und wenn ein solches, ist sie das meinige? Wer mir die richtige Antwort, wer mir Gewißheit gäbe! Oh, meine Mutter, ich bin deiner Warnungen, deiner liebevollen Lehren nicht uneingedenk; aber, du Gute, hast keine Ahnung von der Magie, welche ein solches Frauenauge auf eine Dichterseele übt. Ob sie mich wohl heute erwartet, die Fee im verschollenen Schloß? Gleichviel, ich will zu ihr!"

Er lenkte die Schritte waldeinwärts und verfolgte rüstig einen schmalen Holzschlittenpfad, der höher und höher klimmend das Hügelgewinde des verschneiten Forstes hinanführte.

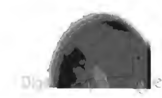
Zweites Kapitel.

Von einem verschollenen Schloß und einer verschollenen Prinzessin darin. — Baronesse Lolo, die Titanide. — „Gehen Sie an keinen Hof!“ — Von Memoiren. — Berührung einer unheilbaren Wunde. — Eine fürstliche Mutter des achtzehnten Jahrhunderts. — Mann und Weib. — „Du solltest nicht da sein!“ — Die Welt in einer Silbe.

Ueber mannichfaltig gestaltete Anhöhen und durch kleine Thaleinschnitte, über eisbedeckte Bäche hinweg und durch verworrenes Steingeschiebe hin führte unsern Wanderer nach fast zweistündigem Gange sein Weg an den Fuß einer Einbuchtung der Berghalde, von welcher herab ein alterthümliches schloßartiges Gebäude über den Hochwald hinblickte.

Vordem, aber es war schon lange her, hatten die Mauern dieses abgelegenen Bergwaldschlosses zur fröhlichen Herbstzeit die Hornfanfaren fürstlicher Jagden widergehallt. Damals hatte droben in den Erkerzimmern lustiger Becherklang gelärmt und hatten drunten in den Lauben des Gartens, der seine Verwilderung jetzt mit einer dicken Schneedecke verhüllte, Küsse geflüstert und verliebte Scherze gekichert.

Jetzt war es hier so öde und still, als hätte der Winter da



seinen Lieblingssitz aufgeschlagen, oder vielmehr, als bedürfte es nicht einmal des Winters, um dem Schloß den Charakter gänzlicher Weltverlorenheit zu verleihen. Der Dichter hatte es ein verschollenes genannt und das war es. Es sah, obgleich erst zur Zeit der Renaissance erbaut, unbeschreiblich verwahrlos't, traurig, fast gespenstig aus. Nur das Mittelgebäude und auch dieses nur theilweise schien noch in wohnlichem Zustande sich zu befinden. Die beiden Seitenflügel waren kläglich verwittert und die Eckthürme, in welche sie ausliefen, hatten der Zeit und dem Wetter so sehr ihren Tribut bezahlt, daß ihre Kuppeln geborsten, ihre Balkone zerbröckelt, ihre Ornamente abgefallen waren. Es hatte den Anschein, als müßte der nächste Winternachtsturm, welcher gegen diese fensterlosen Thürme anbraus'te, dieselben mit leichter Mühe zu Boden werfen. Früher hatten aus den Erdgeschossen der Seitenflügel leichtgeschwungene Freitreppen in den Garten herabgeführt, aber sie lagen jetzt in Trümmern. Trotzig aufrecht hielt sich nur noch das hohe Eisengitter, welches, mit einer Einfahrt in der Mitte, den vor dem Mittelflügel liegenden Hof umschloß. Das Einfahrtsthor stand aber weit offen, als wollte sich niemand mehr die überflüssige Mühe geben, seine Flügel auf den rostzerfressenen Angeln zu drehen. Stand man unter dem Einfahrtsthor, so konnte man, rückwärts blickend, hinten im verschneiten Thalgrund eine Kirchthurmspitze aufragen sehen. Allein dieser Beweis von der Nähe eines bewohnten Ortes schwächte kaum merkbar den Eindruck der Verlassenheit, der Verschollenheit des einsamen Jagdschlosses, welches schon lange kein solches mehr war, sondern nur der ruinenhafte Wohnsitz einer verschollenen Unglücklichen.

Der Dichter ging den nothdürftig gebahnten Weg hinauf, welcher von dem Schlosse ins Thal hinabführte, durchschritt den Hof, ließ die große Pforte, von deren vier Säulen nur noch die Hälfte aufrecht stand, zur Rechten liegen und wandte sich linkshin zu einer kleinen Seitenthüre. Er hatte aber nicht nöthig, die Glocke zu ziehen, denn die Thüre wurde ihm von einem alten Diener geöffnet, welcher sein Kommen bemerkt haben mochte und der ihn mit Freundlichkeit und mit der ausgesuchten, etwas ceremoniösen Höflichkeit eines greisen Domestiken begrüßte.

„Kann ich die Ehre haben, der durchlauchtigen Prinzeß aufzuwarten?“ fragte Schiller.

„Oh gewiß“, entgegnete der Alte, der eine altfränkische, verschossene Livree trug, aber eine tadellose Taubenflügelfrisur mit einem weit den Rücken hinabreichenden Zopf, „oh gewiß, mein Herr Doktor. Ihro Durchlaucht, meine gnädigste Gebieterin, wird eine große Freude haben. Ich eile, Sie zu melden, und werde mir dann die Ehre geben, meinem geehrten Herrn Doktor mit seiner Erlaubniß eine Tasse heißen Thee zu präsentiren, welche sich gefallen zu lassen nach einem weiten Gang in so kalter Luft nicht unrathsam sein dürfte.“

Der Dichter folgte dem redseligen Alten eine Hintertreppe hinauf und legte Ueberwurf, Hut und Stock in einer Art von Vorsal ab, während der Diener den Besuch bei seiner Gebieterin meldete. Er trat dann in den weiten Korridor hinaus, der sich eirund um das große Treppenhaus herzog und auf welchen die Thüren der Gemächer des Mittelflügels mündeten. Da war viel verblichene Pracht zu sehen; aber das Marmorgeländer der Treppe war schadhaft, in den Wandnischen standen statt der



Statuetten lauter Torsos und von dem großen Deckengemälde, welches vor Zeiten den Raub der Sabinerinnen dargestellt, hatten Schimmel und Moder nur noch einige wildblickende Römerköpfe und zerstreute Beine, Arme und Busen von sabinischen Mädchen übriggelassen. Man fröstelte ordentlich beim Anblick all dieser Vernachlässigung und Zerstörung.

Schiller hatte aber jetzt keinen Sinn für diese traurige Umgebung. Sein Auge und Ohr waren auf eine Thüre gerichtet, hinter welcher eine kunstfertige Hand die altersschwache Verstimmung eines Spinetts zu bewältigen suchte. Nicht ganz mit Erfolg. Aber der Lauscher überhörte völlig die Mißklänge des verwahrlos'ten Instruments, als jetzt eine sonore Frauenstimme drinnen ein Lied dazu sang — das Lied Amalia's in den „Räubern":

„Willst dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeakiden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?"

Inzwischen kam der alte Diener mit der Meldung, daß seine Gebieterin den Gast willkommen heiße und erwarte, und so mußte der Dichter widerwillig der Thüre den Rücken kehren, die sein Interesse so lebhaft erregt hatte. Während er den Korridor hinaufging, verklang hinter ihm die von der unsichtbaren Sängerin mit ganz eigenthümlich energischem Ausdruck vorgetragene Halbstrophe seines Liedes:

„All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!"

Wir finden ihn wieder in einem Gemache voll verlebter Eleganz, neben einer Dame von hohem Alter auf einem Kanapee sitzend, das, wie das ganze Mobiliar, so aussah, als hätte es vor vierzig oder fünfzig Jahren gegründeten Anspruch gehabt, für modisch zu gelten.

Die alte Dame, in ihrer grauseidenen Robe von einem Schnitt, wie er zur Zeit Kaiser Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. bräuchlich gewesen, paßte vollkommen zu ihrem Wohnsitz. Sie war eine Ruine unter Ruinen, aber eine Ruine, die keinen mißfälligen Anblick bot. Welche Stürme auch über diese gebeugte Gestalt hingegangen — und daß es heftige gewesen sein mußten, das sagte der tiefe Schmerzenszug um den blassen Mund — sie hatten auf der Stirne der Greisin nicht den Ausdruck der Verbitterung, sondern den einer stillheitern Resignation zurückgelassen, welche zugleich mit der Hoffnung schon lange auch die Furcht verlernt hatte. Das weiße Antlitz war fast mumienhaft vertrocknet, aber die unter schneeigen Brauen mit unendlicher Sanftmuth, Güte und Milde hervorblickenden blauen Augen, deren Iris ihren Glanz bewahrt hatte, ließen errathen, daß sie vor Zeiten die Züge einer Schönheit erleuchtet und belebt hätten.

Schiller benahm sich gegen diese Frau mit einer Ehrfurcht, wie er sie keinem König oder Kaiser in der Fülle ihrer Macht gezollt hätte, und nur das freundliche Drängen seiner Wirthin hatte ihn vermocht, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie gut es von Ihnen ist, lieber Freund“, sagte die Greisin, „daß Sie dem Frost und den Waldsteigen trotzten, um zu der verschollenen Einsiedlerin zu kommen. Doch“, fuhr sie



mit einem gütigen Lächeln fort, „ich bin trotz meines Alters nicht egoistisch genug, zu glauben, daß ich der ziehende Magnet gewesen. Sie brauchen nicht zu erröthen, brauchen mir Ihre Ungeduld nicht verbergen zu wollen. Aber beruhigen Sie sich, Lolo wird sogleich erscheinen."

„Durchlaucht —" versetzte der Dichter, verlegen darüber, daß die alte Dame die Blicke bemerkt hatte, welche er erwartungsvoll nach der Thüre richtete.

Er konnte aber seinen Satz nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke ging die Thüre auf und ließ eine junge Dame eintreten, welche mit Lebhaftigkeit den Gruß des ihr entgegengehenden Gastes erwiderte. Er küßte ihr die Hand, geleitete sie zu dem Kanapee und nahm auf einen Wink der Schloßherrin auf einem Stuhl mit unendlich hoher Rücklehne den Damen gegenüber Platz.

Baronesse Lolo, wie wir die jüngere Dame nennen wollen, war eine eigenthümliche Erscheinung. Noch in der schönsten Blüthe des Lebens — sie stand in den ersten Zwanzigern — hatte sie etwas wunderbar erregtes, begeistertes, wir möchten sagen, etwas elektrisches in ihrem ganzen Wesen. Vielleicht aber auch etwas krankhaftes, denn die fieberhafte Unruhe ihrer Seele gab den Bewegungen ihres Körpers etwas unstätes, hastiges. Aus ihren großen schwarzen Augen blickte ein feuriger Geist und die Pracht und Macht dieser Augen wurde noch erhöht durch den seltsamen Kontrast, den ihre Farbe zu der des Haares bildete. Dieses Haar, in unzählige natürliche Locken und Löckchen sich rollend, hatte nämlich einen blaßrothen Goldglanz. Die mittelgroße Figur der Dame war schlank, aber die Büste voll, fast

üppig, und auf schlankem Hals wiegte sich ein charaktervoller Kopf, auf dessen Stirne Nachdenken und Leid Spuren zurückgelassen hatten, während auf den vollen, hochrothen Lippen stets Worte der Leidenschaft zu schweben schienen.

So war die Frau, welche noch zwölf Jahre später Jean Paul Friedrich Richter eine Titanide nannte und von der er schrieb: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie ist ein Weib wie keins, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich —"

Man trank Thee, man plauderte vertraut und gemüthlich. Der Dichter empfand diesen beiden Frauen gegenüber wieder einmal so recht das Bildende und Wohlthätige des Umgangs mit edlen weiblichen Wesen. Er hat das sein Lebenlang viel und oft erfahren, und wenn die unsterblichen Huldigungen, die er den Frauen dargebracht, an Hochsinn und Zartheit nicht ihresgleichen haben, so ist nur billig, zu sagen, daß er wie wenige wußte, wie sehr diese Huldigungen verdient waren.

Die Damen sprachen vom „Fiesko", welchen der Dichter seinen Freundinnen gedruckt, von „Kabale und Liebe", welches Stück er ihnen handschriftlich mitgetheilt hatte.

Oh, mein werther Freund", sagte im Verlaufe des Gesprächs die Prinzessin, „ich gestehe, wenn ich nicht längst gewohnt wäre, Welt und Leben als etwas von mir fernabliegendes anzusehen, so hätten mich Ihre glühenden Dichtungen gewaltsam aufregen, ja erschrecken müssen. Wie muß es draußen in der Welt aussehen, wenn die Jugend sich gedrungen fühlt, solche flammende Predigten ihren Zeitgenossen ins Angesicht zu schleudern. Ich leugne es nicht, ich vermag mich in diese Poesie



nicht recht zu finden, ich kann sie bloß anstaunen. Zu meiner Zeit war man gewohnt, die Dichtkunst nur als einen artigen Zeitvertreib zu betrachten, als einen spielerischen Luxusartikel mehr. Jetzt aber, wie Ihre Stücke mir zeigen, führt die Muse die Stimme des Donners, des Gerichts. Mir war, als mir Lolo diese Trauerspiele vorlas, als vernähme ich ein prophetisches Brausen in der Luft, welches eine ungeheure Naturkatastrophe anfündige."

„Sagen Sie eine gesellschaftliche, eine geschichtliche Katastrophe, verehrte Freundin", bemerkte die Baronesse. Und in ihrer aphoristischen, vulkanisch stoßweisen Art zu reden fuhr sie fort: „Der Gedankenlosigkeit mag es gestattet sein, nicht zu bemerken, daß in diesem gealterten Europa alles aus Rand und Band gehen will. Aber klaffen nicht überall die Spalten und Risse? Zerbröckelt nicht alles? Wo noch tritt unser Fuß auf festen Boden? Oh, über die Thoren, oder sag' ich lieber, oh, über die Glücklichen, deren Nervenfühlfäden grob genug sind, daß sie das Kommen des Sturmes nicht vorausempfinden. Wäre er nur erst da! Warum sollte diese Welt voll Jammer nicht in Trümmer gehen? In einem Traum der letzten Nächte sah ich den Donnergott unserer germanischen Altvordern, wie er seinen zermalmenden Miöllnir erhob, um dieses Gebäude zu zertrümmern, dessen Fundament die Lüge, dessen Dach die Heuchelei. Er schla ge zu!"

„Ums Himmelswillen, liebe Lolo", sagte die Greisin begütigend, welch finstere Phantasieen! Ich bedaure fast, Ihr freundliches Anerbieten, den Winter in meinem alten Eulenneste mit mir zu verleben, angenommen zu haben; denn ich sehe, die Einsamkeit macht Sie melancholisch."

„Nicht doch, Verehrteste. Diese Einsamkeit thut mir wohl. Es ist eine ganz andere als jene auf Kalbsried bei meinem Schwiegervater, der mich alle die Stunden, wo ihn die Gicht nicht plagt, mit dem Wiederkäuen unserer ewigen Familienprozesse peinigt. Doch lassen wir das. Ich wollte Ihnen sagen, lieber Schiller, daß Sie ungerecht gegen sich waren, wenn Sie fürchteten, man würde Ihrer neuen Tragödie anmerken, daß Sie die Menschen und insbesondere die Menschen der Höfe nur durch das Fernrohr kennten. Oder das Fernrohr, durch das Sie schauten, ist ein vortreffliches. Jene Thoren und Sünder, welche Sie in Ihrer Luise Millerin geschildert, sie sind wirklich. Glauben Sie mir das; aber mein Freund, gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof und dergleichen. Halten Sie sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheit. Es kommt nichts gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere, endlich Reue. Die Leute dort achten nur den, der sie entbehren kann. Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren macht. Warum? Es ist nicht möglich, daß es dort anders ist, als es ist. Ihre Luise Millerin — ich liebe sie — ist keine Satire. Es ist das geschmolzene, rothglühende Metall der Wahrheit, auf Schurkenseelen geträufelt. Ob es sie zu Asche brenne? Schwerlich, aber was thut das? Sie haben Ihre Pflicht gethan. Und nun, wie stehen Sie mit Ihrem Infanten von Spanien?"

„Auf ziemlich gutem Fuß, hoffe ich."

„Prächtig! Aber beharren Sie darauf, auch dieses Werk in Prosa zu schreiben?"

„Bis jetzt halte ich in der That diese Form für die passendste, meine Gnädige."



„Bitte, thun Sie es nicht. Wahrhaft idealischer Gehalt verlangt auch eine idealische Form. Götter und Selige haben stets nur in Versen gesprochen. Und auch die Dämonen.“

Vielleicht gedachte Schiller dieser Worte der Titanide, als er später den in Prosa angelegten „Don Karlos“ in die metrische Form umgoß. Für jetzt jedoch antwortete er ausweichend, denn sein angeborener Takt sagte ihm, daß die Erörterung so einer ästhetischen Specialität die greise Prinzessin jedenfalls nicht interessiren könnte. Er lenkte daher, indem er flüchtig von den Vorstudien zu seinem neuen Trauerspiel sprach, die Unterhaltung auf die Memoirenliteratur, für welche er bei der alten Dame einige Theilnahme voraussetzen konnte. Er hatte sich nicht geirrt. Wenigstens sagte die Greisin:

„Ich habe vor Zeiten, das heißt, als ich noch nicht in die Periode der Versteinerung eingetreten war, diese Art von Büchern sehr geliebt. Ich weiß freilich nur von französischen, erinnere mich aber, einen gelehrten Mann sagen gehört zu haben, daß eigentlich nur die Franzosen im Stande seien, Memoiren zu schreiben.“

„Oh freilich“, bemerkte Lolo. „Und das kommt daher, weil nur die Franzosen eitel genug sind, auch dem lumpigsten Schlafrock den Anschein eines historischen Mantels geben zu wollen. Sie verstehen die Kunst der Drapirung: sie sind geborene Kammerdiener, Friseure, Komödianten. Eine Menge von jämmerlichen oder verworfenen Leuten unter ihnen schreibt ihre sogenannten Denkwürdigkeiten und versteht es, diesen Klatsch in den Tempel Klio's einzuschmuggeln. Ich für meine Person, ich mag die Memoiren nicht. Mir scheint, diese ganze Literatur

macht nur den Versuch, die große Welttragödie der Geschichte in eine sinnverwirrende Menge elender und schmutziger Vorzimmer- und Boudoirhistörchen aufzulösen."

„Ihr Widerwille macht Sie doch wohl etwas ungerecht, verehrte Freundin", warf Schiller ein. „Geschichtliche Denkwürdigkeiten, welche diesen Namen wirklich verdienen, sind zur genauen Kenntniß der Historie geradezu unerläßlich. Sie geben nicht die großen, aber die kleinen Züge der Geschichte wieder und gerade die letzteren dienen in sehr vielen Fällen zur Erklärung der ersteren. Das geistige und materielle Kulturleben, die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, kurz, die eigentliche Lebensführung und Weltanschauung einer geschichtlichen Periode, das alles wird uns weniger durch die Lapidarschrift Klio's als vielmehr eben durch die persönlichen Denkwürdigkeiten klar. Ich gebe es zu, die Memoirenschreiber bezwecken zunächst, oft sogar ausschließlich, ihre eigene liebwerthe Person zu illustriren; aber indem sie dieses thun, illustriren sie mit oder wider Willen auch ihre Zeit. Ich gestehe offen, daß ich nicht im Stande wäre, einen Don Karlos zu schreiben, wenn mich nicht die reiche Memoirenliteratur, womit mein trefflicher Freund, der Bibliothekar Reinwald, aus der nahen Stadt mich zu versorgen die Güte hatte, mit den Einzelnheiten des Lebens und Treibens an König Philipps Hof und überhaupt mit den Ansichten und Stimmungen jener Zeit bekannt gemacht hätte."

„Wunderlich!" sagte Lolo. „Und Sie empfinden keinen deprimirenden Eindruck von den Kleinlichkeiten dieser Lektüre?"

„Zuweilen doch. Man muß sich da allerdings geduldig durch viel werthlosen Quark hindurcharbeiten; aber dann eröffnen

sich auch wieder weite Aussichten und wir halten unsere Schritte gerne an, um rührende oder erschütternde Scenen und hochkomische oder tieftragische Episoden zu betrachten. Von letzterer Art ist mir erst gestern eine aufgestoßen, die mich mit Grauen erfüllte."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Es ist eine südländische Geschichte voll wilder Leidenschaftlichkeit."

„Desto besser. Ist es doch doppelt reizend, in unserm kalten nordischen Nebelland, wo den Menschen die Gefühle in der Brust und die Gedanken im Gehirne gefrieren, von Glut und Leidenschaft zu hören. Oh, was wäre das Leben ohne die Kontraste!"

„Meine Geschichte handelt von einer Mutter und einer Tochter am spanischen Hof. Die Mutter setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihre arme schuldlose Tochter zu verderben —"

Lolo warf einen sonderbar fragenden Blick auf den Dichter, welchen dieser nicht verstand, und sah dann die greise Prinzessin an.

Diese hatte den Kopf erhoben und streckte die Rechte wie bittend abwehrend gegen den Dichter aus. Ihr Gesicht war noch bleicher als sonst und ihre blutlosen Lippen bebten.

„Was ist das?" fragte sich Schiller. Aber bevor er eine Antwort finden konnte, sagte die Greisin tonlos vor sich hin:

„Es gibt solche Mütter."

Dann stand sie auf, winkte dem Dichter gütig mit der Hand und verließ, auf Lolo's Arm gestützt, das Gemach.

„Was bedeutet das?" fragte Schiller bestürzt, als die Baronesse allein zurückkam.

„Was das bedeutet, mein Freund? Daß Sie eine alte Wunde berührt haben, welche nie geheilt ist.“

„Ich verstehe Sie nicht, theure Lolo.“

„Sie kennen also die Geschichte der Prinzessin nicht?“

„Wie sollte ich? Auf einem Waldgang von einem Schneesturm überfallen, verirrte ich mich und gelangte zufällig in dieses Schloß und zu der Ehre, die Bekanntschaft der erlauchten Greisin zu machen. Bei meinem zweiten Besuch hatte ich das Glück, Sie hier zu finden, und dieser Umstand ließ mich weiter nicht daran denken, um das Räthsel der verschollenen Existenz unserer Wirthin mich zu kümmern.“

„Sie sagen, es war ein Glück für Sie, mich hier zu finden, Friedrich?“

„Wie können Sie so fragen, Lolo? Wüßten Sie nur, was ich empfand, als ich vorhin das Lied meiner Amalia von den Seelenlauten Ihrer Stimme getragen hörte!“

„Das Lied Ihrer Amalia? Ja, ich liebe es. Ach, wir armen Frauen erfahren ja alle das Leid Andromache's, daß der geliebte Hektor hinauszieht, um nicht wiederzukehren.“

„Aber, theure Lolo, hätte Andromache Hektor lieben können, wenn er nicht Glück und Leben für Ilium eingesetzt?“

„Sophisterei des Ehrgeizes! Und doch, Friedrich, haben Sie recht und Klopstock hat recht. Wissen Sie? ‚Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton.‘ Oh, mein Freund, den schönsten Kranz, den je eines Menschen Stirne getragen, möchte ich um die Ihrige legen. Und ich weiß, sie wird einen tragen, dessen Blätter nimmer verwelken. Wie glücklich seid ihr Männer! Ihr dürft, ihr könnt wenigstens kämpfen. Wir Frauen können nur

dulden, leiden, schweigen, zuletzt versteinern wie unsere arme Freundin."

„Ich habe ihr wehgethan und beklage es tief, aber es geschah —"

„Unwissentlich? Gewiß. Die Gute nahm es auch so. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf und bittet Sie, bald wieder zu kommen. Daß sie erschüttert werden mußte, werden Sie begreifen. Hören Sie nur. Vor langen, langen Jahren war die Prinzeß als junges Mädchen am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen, die gefeierte Schönheit, geliebt von allen, nur nicht von ihrer leiblichen Mutter. Diese sehr galante Dame war eifersüchtig auf die Schönheit der Tochter und verfolgte dieselbe mit dem ganzen Haß der Eifersucht. Und um so schwerer wuchtete dieser Haß, da einestheils die Prinzeß in ihrer Sanftmuth keine Waffen dagegen fand, anderntheils die Markgräfin ihren schwachen, fast blödsinnigen Gemahl vollständig beherrschte. Die Tochter fand bei dem Vater keinen Schutz gegen den Grimm der Mutter. Diese hatte schon mehrere passende Gelegenheiten zu einer Heirat der Prinzessin vereitelt. Endlich fand sich ein hartnäckiger Freier ein, der sich durch die gewöhnlichen Künste der Markgräfin nicht von seinem Vorhaben abwendig machen ließ. Die Prinzeß war ihm gewogen. Da beschloß die Furie ungeheures, unerhörtes. Sie versprach einem elenden Wichte von Kammerherrn die Summe von viertausend Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu entehren."

„Abscheulich!"

„Ja, aber es kommt noch besser. Der Schändliche und seine Helfershelferin hatten umsonst alle Ränke erschöpft. Da mußte Gewalt das Werk der Hölle vollenden. Die Mutter verbarg

ihren Spießgesellen in dem Schlafzimmer der Tochter. Die Nacht kam. Die Domestiken der Prinzessin waren entfernt, die Thüren zu ihren Zimmern von außen verschlossen worden. Die verzweiflungsvollen Hilferufe der Jungfrau verhallten unbeachtet. Das Opfer erlag der Brutalität —"

„Unmöglich!"

„Und doch! Mehr als möglich, gewiß, unzweifelhaft. Die Folgen kamen mit der Zeit. In einem Zustande halben Wahnsinns gebar die Prinzessin Zwillinge. Die Markgräfin trug die Kinder im Schlosse umher und zeigte sie triumphirend jedermann als lebendige Beweise der Schande ihrer Tochter. Glücklicherweise starben die armen Geschöpfe bald nach ihrer Geburt. Sobald die Prinzessin ihrer Sinne und ihrer Glieder wieder mächtig war, entfloh sie, um am Hofe der Kaiserin Maria Theresia Schutz zu suchen. Dort lebte sie, beklagt und geachtet, bis die Teufelin von Mutter nach einer langen Laufbahn des Lasters gestorben war. Dann zog sie, um ihr Leben so schändlich betrogen, hierher in dieses einsame Schloß, um in und mit demselben langsam zu verwittern."

„Aber das ist ja gräßlich, haarsträubend! Wird das kommende Jahrhundert es glauben können, daß in dem unserigen, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein solcher Gräuel geschehen konnte?"

„Mein Freund, das kommende Jahrhundert wird es glauben müssen, um so mehr, als es selber der Gräuel genug sehen wird. Solange es Menschen gibt, wird die Macht des bösen in ihnen stärker sein als die des guten."

„Das ist ein schrecklicher Glaube, Lolo. Warum wollen

Sie sich nicht zu dem tröstlicheren bekehren, daß der Sieg der Vernunft, der Wahrheit, des Rechtes zuletzt doch kommen müsse?"

„Weil die Weltgeschichte ein höhnisches Nein sagt. Was ist sie mehr als ein schrecklicher Knäuel von Irrthum und Gewalt? Und dann" —

„Dann?"

„Weil ich nur eine Frau bin. Wir Frauen besitzen nicht die Fähigkeit wie ihr Männer, uns leicht in die Aetherhöhen der Abstraktion zu erheben. Wir denken mit dem Herzen. Das Herz verlangt nach Wirklichkeiten. Selbst die rauhesten Dornen derselben vermögt ihr Dichter mit dem Blätterschmuck und den Rosen des Ideals lindernd und verhüllend zu umkleiden. Wir nicht. Wir müssen hoffen dürfen, lieben können, geliebt werden, um zu leben. Und, ach, es gibt Enttäuschungen, die wir nie wieder verwinden. Ihr Männer verwindet sie und das ist euer Glück und Vorzug. Ihr könnt in der Zukunft, wir müssen in der Gegenwart leben. — Ich habe zu frühe, viel zu frühe zu leiden angefangen, mein Freund."

Er faßte theilnehmend ihre Hand. Sie fuhr fort:

„Als ich geboren wurde — so hat man mir erzählt — rief mir die Großmutter die Worte entgegen: ‚Du solltest nicht da sein!' Das war und blieb die verhängnißvolle Signatur meines Lebens. Ich war überflüssig, unwillkommen von vornherein. Man hatte statt meiner einen Knaben erwartet, von dessen Geburt der Bestand der Besitzverhältnisse meiner Familie abhing. Nun war ich aber einmal da und allmälig lernten mich Vater und Mutter doch lieben. Aber sie starben mir weg, bevor ich acht

Jahre alt geworden. Jetzt warfen mich Oheime und Tanten wechselweise von einer Hand in die andere, als ein Spielzeug, bis sie desselben wieder satt waren. Sie nannten das mich erziehen. So lebt' ich, heranwachsend, in protestantischen und katholischen, in devoten und frivolen Kreisen, im Grunde immer mir selbst überlassen. Nirgends Plan, Regelung, liebevolle Leitung. Die ungeheure Masse wechselnder Eindrücke schichtete in meinem Innern ein Chaos von Gefühlen und Ansichten auf. Schon vor meiner Konfirmation durfte ich lesen und las Racine, Voltaire, Rousseau, Shakspeare, den Koran, Klopstock, Gerstenberg, Wieland, alles bunt durcheinander. Was Wunder, daß ich zwischen überschwänglichster Schwärmerei und bitterster Skeptik hin und her gezogen ward? Kommt es mir doch oft wunderbar vor, daß ich nicht verrückt wurde. — Und während es so in mir gährte, wogte, stürmte, folgten sich draußen Familienmißgeschicke Schlag auf Schlag. Ich mußte erleben, daß mein geliebter einziger Bruder in einem Duell getödtet wurde, dessen Ursache eine unglückliche Liebe war. Ich mußte es mitansehen, daß Wilhelmine, meine ältere Schwester, aus jenen meist unsaglich jämmerlichen Motiven, welche man Familienrücksichten nennt, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, ohnmächtig am Brautaltar niedersank und besinnungslos in den Wagen getragen wurde, der sie in die Flitterwochen führen sollte. In die Flitterwochen, gerechter Gott! Sie starb in ihrem ersten Wochenbette, die Arme, glücklicher wenigstens als Leonore, meine jüngere Schwester, die, ebenfalls aus Familienrücksichten, an einen Niederträchtigen geschmiedet ward, der, falls es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, längst Galgen und Rad verdient

hätte. Und ich selbst? Nun, der Tag sollte kommen, wo auch ich auf dem Altar des Familienmoloch geopfert wurde. Die Herren Vettern, die Frau Basen kamen überein, mir von fernher einen Mann zu verschreiben, wie man sich ein Möbelstück verschreibt, einen Mann, der mich eigentlich gar nichts anginge, wenn er eben nicht zufällig mein Mann wäre. — Warum ich mich zwingen ließ, ihn zu nehmen? lese ich in Ihren Augen, mein Freund. Doch nein, Sie sind nicht so grausam, diese Frage zu thun. — Ich that, wie man wollte — aus Apathie, aus Schwäche, wenn Sie wollen. Nach allen den herben Verlusten und bitteren Erfahrungen, einsam und allein, wie ich war, der Gleichgiltigkeit gegen das Leben voll, ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Ermattung — so wurde ich mit dem Major verbunden."

Der Dichter saß tief bewegt. Es klangen aus dieser hastig hervorgesprudelten Beichte seelenvolle Klagelaute, die ihm ins Herz griffen. Er konnte nur die weiche, feine, feuchte Hand drücken, die noch immer in der seinigen lag, und dazu sagen:

„Arme Lolo!"

Sie neigte sich sanft gegen ihn, streifte mit ihren Lippen seine Stirn und sagte:

„Oh, seien Sie mein Freund, theurer Friedrich! Sie wissen nicht, welchen Frühling Ihre Erscheinung in diesem, in meinem Winter mir aufgehen ließ. — Da drinnen in meiner Brust war alles so starr, so eisig. Ihre Poesie, Ihr Blick, Ihr Wort schmolzen das Eis. Mir ist, als hört' ich es Stück für Stück klingend zerbrechen. Ach, wenn ich glauben dürfte, daß

aus dem Boden, den ich schon als für immer durchfroren und verödet ansah, noch Blumen sprossen könnten!"

Es dunkelte in dem Gemache, denn der Abend war hereingebrochen.

Die Baronesse stand auf und zog den Freund an's Fenster, von welchem aus man die Sterne hell über den von Abendreif angeflogenen Wäldern funkeln sah.

„Wie sie da oben leuchten, die ewigen Lichter", sagte sie. „Ewig klar, ewig schön, ewig unberührt von all dem Jammer und Wirrwarr hier unten. Wer da wüßte, ob es ein Leben über den Sternen gibt!"

„Ja, wer das wüßte, Theuerste! Damit wären alle Räthsel unseres Daseins gelöſ't. Aber hätte dann dieses Dasein auch noch einen Werth? Nicht die Gewißheit, sondern das Streben und Ringen nach ihr bildet und baut die Welt."

„Aber warum dieser rastlose Trieb unserer Seele nach Glückseligkeit, wenn uns nie die Erfüllung werden soll?"

„Frage die Sterne!"

„Sie geben keine Antwort."

„Wer gibt sie?"

„Unser Herz — vielleicht —"

„Vielleicht, ja. Aber ob auch die richtige?"

„Oh, mein Freund, muß denn die Menschenseele verdammt sein, immer in der Wüste des Zweifels zu wandern?"

„Es scheint mir so. Aber gibt's denn in dieser Wüste nicht köstliche Oasen, wo Palmen schatten und silberne Bronnen rauschen?"

„Oh doch, und mir ist, als sei auch dieses verschollene Steingetrümmer zur Oase geworden."

„Siehst du? Was also quälst du dich? Ruhe dich aus im Schatten der Palmen und trinke Labung aus dem reinen Quell."

Sie lehnte sich an ihn, sah ihn groß an und sagte tief erregt:

„Du sagen Sie, theurer Freund? Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Oh, eine Welt liegt in dieser Silbe. Das du ist einer ewigen Verbindung Siegel!"

Einer ewigen? — Arme Lolo!

Drittes Kapitel.

Der verirrte Dichter und der Hund Epikur. — Das Sanssouci des Waldphilosophen. — „Beim Sankt Lukretius!“ — Die Geschichte eines Freidenkers.

Die Freundin hatte beim Abschiede den Dichter ängstlich und dringend gewarnt, auf den nächtlichen Waldwegen sich nicht zu verirren.

„Seien Sie unbesorgt, theure Lolo“, hatte er erwidert. „Ihre guten Wünsche begleiten mich ja, geleitende Genien. Wie sollte ich da fehlgehen können?“

Das war nun gesprochen, wie ein Poet zu sprechen pflegt, vielleicht wie ein liebender. Aber der Idealismus zog auch hier wieder gegen die Realität den Kürzeren. Mochten immerhin den Dichter die guten Wünsche der Titanide als schützende Genien geleiten, er ging doch fehl.

Und das hätte auch einem begegnen können, der aufmerksamer auf die mancherlei Verschlingungen der verschneiten Steige geachtet hätte, als Schiller, denn das vereinte Licht des Mondes und der Sterne war nicht kräftig genug, das Dunkel der schweren Fichtenschatten genugsam zu erhellen.

Es war jedoch heute nicht zum erstenmal, daß der Dichter um diese Zeit von dem verschollenen Schlosse heimwärtsging, und seines Weges sicher, wie er glaubte, überließ er sich sorglos seinen Gedanken.

Womit diese sich beschäftigten, brauchen wir kaum erst zu zu sagen.

Lolo hatte sich ihm heute mehr geoffenbart als bei früheren Begegnungen mit ihr und der Eindruck ihrer genialischen Persönlichkeit auf den Dichter war ein dieser Offenheit entsprechender.

„Sie ist eine große, sonderbare weibliche Seele", sprach er bei sich, „ein wirkliches Studium für mich. Sie könnte einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben. Mit jedem Vorschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen an ihr, die mich entzücken, wie schöne Partieen in einer Landschaft."

Uns will scheinen, in diesem kurzen, aber charakteristischen Selbstgespräche wehte nicht so fast der heiße Odem der Leidenschaft als vielmehr der kühle Zugwind der Reflexion. Vielleicht täuschte sich der Dichter selbst, indem er die Sprache des Kopfes oder höchstens die der Phantasie für die Sprache des Herzens nahm. Wir meinen sagen zu dürfen, die Baronesse sei für Schiller mehr ein psychologisches Problem als ein Gegenstand leidenschaftlicher Neigung gewesen.

Er mußte jetzt aber lange über eine Stunde gegangen sein und noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen. Er fühlte sich ermüden; in dem bitterkalten Nachthauch hing sich schwerer Reif an seine Kleider und Haare und mit nicht geringem Schrecken fand er sich zuletzt in einem Gewirre von Schnee, Baumstämmen und Gestrüppe, welches ihm verrieth, daß er von seinem Weg



abgekommen sein müsse. Er suchte sich zurechtzufinden, aber um so vergeblicher, als der inzwischen untergegangene Mond den Wald in schwärzeren Schatten zurückgelassen hatte. Er drang vorwärts auf dem hartgefrorenen Schnee, kam aber nur tiefer in krausverschlungenes Brombeergeranke hinein. Er blickte zu den Sternen auf, wie um sich bei ihnen Raths zu erholen. Aber sie schimmerten nur kalt und kümmerlich durch die dunkeln Wipfel und gaben, wie Lolo heute Abend gesagt hatte, keine Antwort. Das Gefühl der Gefahr drang sich dem Dichter unwiderstehlich auf, und wer jemals in seiner Lage sich befunden, wer jemals in einer bitterkalten Winternacht im wilden Forste sich verirrt hat, wird begreifen, daß dieses Gefühl ein lähmendes sein mußte.

Zum Glück währte die peinliche Situation nicht lange.

Seitab in geringer Entfernung schlug ein Hund an.

Der Dichter, im Glauben, dieser ermunternde Ton komme aus seinem Dorfe, machte sich mit neuem Muth daran, aus der Schlucht, in welche er hineingerathen war, hinaus zu kommen. Mühsälig klomm er eine jähe Wand hinan und hatte eben die Höhe erreicht, als er in dem Gestrüpp vor sich etwas rascheln hörte. Im Augenblicke darauf sah er sich von einem großen Hund angesprungen, aber nicht in feindlicher Absicht, und voll Freude rief er aus:

„Ah, Epikur, du bist's! Willkommen, hochwillkommen, mein gutes Thier!"

Der Hund mit dem philosophischen Namen umsprang wedelnd und die Freudenlaute seiner Hundesprache ausstoßend den Verirrten, der sich liebkosend zu ihm niederbeugte. Dann zottelte er



mit der Klugheit seiner Rasse dem Dichter vorauf, welcher seinem Führer ungesäumt folgte.

Nachdem er so ein paar hundert Schritte gegangen, schimmerte ihm beim Umbiegen um eine Felsengruppe zwischen den Baumstämmen hindurch Licht entgegen.

„Richtig, da ist ja die Siedelei meines Waldphilosophen", sagte Schiller. „Heute mag sie auch mir mit Recht ein Sorgenlos heißen. Brr, ein häßliches Gefühl, das Verirrtsein! Hätte ich doch ahnen können, daß ich mich einer befreundeten Stätte so nahe befände!"

Er ging über einen Steg, der ob dem unter seiner Eisdecke erstarrten Bache hing, und sah sich dann einem Holzhause gegenüber, welches, mit dem Rücken an die Halde gelehnt, recht gemächlich zwischen zwei Felsblöcke sich eingebettet hatte.

Unter der offenen Thüre stand, mit einer Lampe in der Hand, ein alter Mann, über dessen Schulter das Gesicht einer alten Frau neugierig blickte. Der Greis hielt die eine Hand schützend vor die Flamme der Lampe und so fiel das Licht derselben voll auf seine jovialen Züge, auf seine hohe, in eine Glatze sich verlierende Stirne, auf schneeweiße, buschige Brauen und den stattlichen Silberbart, welcher auf ein braunes Lodenwams herabfiel.

„Was Sie sind's, Herr Doktor?" rief er dem Kommenden freundlich entgegen. „Bei so später, nachtschlafender Stunde? Beim Sankt Lukretius, das hätte ich mir nicht träumen lassen, als mein alter Hund vorhin merken ließ, daß jemand um den Weg sein müßte."

„Ich verdanke Ihrem guten Thiere vielleicht das Leben,



mein alter Freund", entgegnete der Dichter, die dargebotene Hand des Greises drückend. „Ich hatte mich völlig verirrt, als mich Epikur fand und hierher leitete."

„Ja", sagte der Alte, „es ist Philosophie in dem alten Geschöpf. Nicht umsonst trägt es den Namen des weisesten aller Weisen. Aber willkommen in meinem Sanssouci, herzlich willkommen. Nur schnell herein! Sie werden Wärme und Stärkung nöthig haben, werther Freund."

Und zu der alten Magd hinter ihm gewendet, welche das Alter taub gemacht, erhob er seine Stimme und befahl: „Heda, Anne Kathrine, Feuer angeschürt und sorge dafür, daß unser Gast bald die flüssigen Flammen, gemeiniglich Punsch genannt, zu kosten kriege."

Anne Kathrine sputete sich und bald saß der Gast mit seinem Wirth in der holzgetäfelten Stube der Siedelei bei dem erwärmenden Getränke. Sie saßen so bis spät in die Nacht hinein unter lebhaften Gesprächen. Die alte Magd war, nachdem sie dem Dichter sein Lager bereitet, zur Ruhe gegangen. Aber der Hund Epikur saß auf seinen Hinterbeinen gravitätisch den Männern gegenüber, als verfolgte er ihre Reden mit großem Interesse.

Die Stube unterschied sich im allgemeinen nicht von den Bauerwohnungen der Gegend, wohl aber im besonderen. Denn sie war, wie überhaupt die ganze Siedelei, welcher ihr Eigenthümer und Bewohner den Namen Sorgenlos gegeben hatte, mit einem über bäuerliche Ansprüche jener Zeit weit hinausgehenden Behagen eingerichtet. Es fehlte da nicht an einem plüschüberzogenen Kanapee und im Winkel des großen Kachelofens stand



ein sehr bequemer, ledergepolsterter Sorgenstuhl. An der Wand neben der Kukuksuhr ragte ein schmaler Bücherkasten auf, der nicht leer war. Hart vor einem der drei kleinen Fenster aber war eine Drechselbank angebracht und neben dieser ein mit allerlei Instrumenten bedeckter Werktisch. Diese Abtheilung der Stube bildete die Werkstätte des alten Mannes. Hier verfertigte er die zierlichen Beinschnitzereien und schliff er die kunstreichen optischen Gläser, welche mitsammen ihm sein reichliches Auskommen verschafften.

„Aber Sie müssen doch gestehen, lieber Herr Eberhard, daß die quietistische Weltanschauung, zu welcher Sie sich bekennen, am Ende wenig tröstliches hat. Sie läuft, bei Licht betrachtet, auf nichts anderes hinaus als auf die Vorstellung, der höchste Endzweck des Menschen sei, ein Pflanzenleben zu führen."

„Und wenn, lieber Doktor?" entgegnete auf diese Bemerkung seines Gastes der Alte. „Das sollte untröstlich sein? Beim Sankt Lukretius, meinem Schutzpatron, ich läugne es. Gibt es eine ruhigere, schmerzlosere, frommere, friedlichere Existenz als die der Pflanzen? Mit nichten. Wie spricht Epikur, der Weise? ‚Freisein vom Schmerz ist das höchste Gut.' Wie erreicht man es? Dadurch, daß man sich, wie seiner Leidenschaften und Begierden, so auch seiner Einbildungen entäußert. Glücklich der, welchem diese Entäußerung gelingt. Er weiß, daß dieser störende Traum in der seligen Ruhe des Nichts, genannt Menschenleben, eben weiter nichts ist als ein Traum, bestimmt, zuletzt einem ewigen Schlafe zu weichen."

„Das gerade nenne ich untröstlich. Ihr Lebenstraum wäre ja gar nicht der Mühe werth, geträumt zu werden."

„So ist es in der That. Er ist nicht der Mühe werth.

Glücklich daher die Pflanzen, welche dieses Traumes gar nicht bewußt werden; aber auch glücklich der Mensch, welcher sich über die tausend Widersprüche seines Bewußtseins mittels des Humors hinwegzuhelfen weiß. Lassen Sie uns anstoßen, werther Freund. Es lebe der Humor, der den weisen Sokrates inspirirte, zu sagen, er wisse nur, daß er nichts wisse."

„Und Sie fühlen sich also wohl und glücklich bei Ihrer Philosophie des Nichts?"

„Ei freilich. Sehen Sie mich doch einmal an! Bin ich nicht gesund, rüstig und heiter, meinen fünfundsiebzig Jahren zum Trotz?"

Das lachende, von Gesundheit strotzende Gesicht des alten Mannes bezeugte die Wahrheit seiner Worte.

„In der That", sagte Schiller, „Sie sehen glücklich und zufrieden aus. Aber dennoch, ich kann mir nicht vorstellen, wie der Mensch leben kann, ohne zu streben und zu ringen."

„Das begreife ich", versetzte der Alte. „Sie sind jung, voll Feuer, Geist, Phantasie. Sie sind ein Poet. Ich kenne das, wenn ich auch nie Verse gemacht habe. Da wird einem in der eigenen Haut zu enge. Man klagt wie Hiob, man empört sich wie Prometheus. Aber was hilft es? Wir sind Dickhäuter, wir können nicht hinaus. Ist es daher nicht das Klügste, sich in seiner eigenen Haut möglichst bequem einzurichten, bis die Stunde kommt, wo man schlafen geht — für immer?"

Der Dichter sah eine Weile nachdenklich in sein Glas. Dann sagte er:

„Sie müssen viel erlebt haben, werther Freund. Man kommt, scheint mir, nicht auf den gewöhnlichen Lebenswegen zu

Ueberzeugungen, wie Sie haben. Wenn es nicht unbescheiden wäre, möchte ich Sie wohl bitten, mir Ihre Geschichte zu erzählen. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Ihre Lebenserfahrungen ein gutes Stück der Geistesgeschichte des Jahrhunderts enthalten."

„Meine Geschichte wollen Sie hören, Doktor? Hm, es ist lange Jahre her, seit ich mit irgend einem Menschen darüber gesprochen. Ich möchte auch nicht mit dem nächsten besten davon reden. Aber Sie haben mir ein lebhaftes Interesse eingeflößt, schon gleich, als Sie zum erstenmal mein Sorgenlos betraten. Wohl, Sie sollen meine Geschichte haben; aber Sie dürfen nicht erwarten, einen spannenden Roman zu hören. Es ist nur die einfache, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Geschichte eines Theologen, der aus einem Fanatiker ein Freidenker wurde."

„Aus einem Fanatiker?"

„Ja, so sagt' ich. Ich war freilich kein Fanatiker im Stil der spanischen Inquisition, aber ich war fanatisirt für die Bibel, für das Lutherthum, für die augsburger Konfession."

Schiller blickte neugierig fragend den Alten an. Dieser füllte die Gläser aufs neue mit dem dampfenden Naß und begann also zu erzählen:

„Vor fünfzig Jahren und zwei war ich Prediger einer der Gemeinden, welche in den Alpenthälern eines süddeutschen Erzstiftes dem Lutherthum zugewandt waren. Orthodox bis zum Zelotismus, war ich rastlos in der Erfüllung dessen, was ich für meine Pflicht ansah, und es gelang mir, meine Gemeinde mit dem nämlichen Feuereifer, welchen ich selber hegte, für den Bibelbuchstabendienst zu erfüllen. Wir waren echte Lutheraner, das heißt, gerade so hochmüthig und gegen Andersdenkende unduldsam

wie der Mönch von Wittenberg, welcher ja in seiner theologischen Unfehlbarkeit die Reformation, Deutschland, Europa um einer Silbe willen, um eines „Hoc est“ willen unbedenklich aufs Spiel gesetzt haben würde. Wir sollten indessen bald erfahren, wie Unduldsamkeit thut. Doch ließ ich für meine Person wenig davon mich anfechten; im Gegentheil, ich hieß die Verfolgung willkommen, ich würde mich in meinem bornirten Fanatismus für glücklich gehalten haben, wenn mir die Blut- oder Feuertaufe des Martyriums zu Theil geworden wäre. So weit kam es indessen nicht, obgleich ich es an Veranlassungen von meiner Seite nicht fehlen ließ. Man scheint aber die Ausbrüche meines Eifers für Anwandlungen von Verrücktheit genommen zu haben und da hatte man wahrlich nicht unrecht.

Ein neuer Erzbischof hatte den Thron des Erzstiftes bestiegen, der Freiherr Leopold Anton von Firmian. Er war seinem Glauben eifrig zugethan und meinte unbedenklich alles thun zu müssen, was ihm zur Verherrlichung seiner Kirche zu gereichen schien. Ich spreche, indem ich dieses erzähle, ohne alle Bitterkeit von dem Prälaten. Er war ohne Zweifel von seinem guten Recht vollständig überzeugt. Thun sich doch, so glaube ich, die Menschen überhaupt weit mehr aus Irrthum und Unverstand als aus bösem Willen all das tausendfache Leid an, worunter die Kreatur seufzt. Der Erzbischof hatte in einer Stunde der Aufregung den Schwur gethan, er wollte die Ketzer aus dem Lande haben und sollten auch auf den Feldern nur noch Dornen und Disteln wachsen. Dieser Schwur wurde redlich gehalten, denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Fürsten an die Heiligkeit seines Gelübdes erinnerten. Nachdem eine Reihe von



Bekehrungsmitteln, uns in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen, erfolglos geblieben, begann eine Reihe von Bedrückungen, die zuerst einzelne über die Gränze trieben, dann, in gesteigertem und umfassenderem Maße angewandt, der gesammten protestantischen Bevölkerung nur die Wahl ließen zwischen Abfall und Auswanderung. Sie wählte die letztere.

Wenn dreißigtausend Menschen plötzlich Haus, Hof und Heim verlassen und aufs ungewisse in die Fremde hinausziehen müssen, so kann das nicht ohne viel Jammer und Elend abgehen, vollends gar, wenn ein solcher erzwungener Auszug zur Winterszeit statthat. Ich mag von jenen Leiden nicht im einzelnen reden, obwohl ich zu Klagen berechtigt wäre, da ich persönlich meinen redlichen Antheil daran hatte. Mein junges Weib, das ich so sehr geliebt hatte, als nur immer ein Zelot außer seiner fixen Idee etwas lieben kann, starb auf der Flucht, nachdem sie in einer elenden Sennhütte mit einem todten Kind niedergekommen. Noth, Kummer und Angst hatten die Katastrophe veranlaßt. Als ich die Gute, Liebevolle, in deren Gemüth nie der Schatten eines unreinen Gedankens Eingang gefunden und die jetzt so kläglich hatte enden müssen, starr und stumm vor mir liegen sah, als ich ihr in der Oede ein Grab grub, da fiel der erste Blitz des Zweifels in meine wahnumnachtete Seele. Warum sollen wir sein, wenn wir nur sind, um zu leiden? Diese Frage wurde der erste Ring einer Gedankenkette, die mich nicht fesseln, sondern befreien sollte. Der Prozeß meiner Emancipation fing mit dem verzweiflungsvollen Schmerz eines Hiob an und endigte mit der heiteren Ruhe des Weisen von Gargettos. Aber er vollzog sich nur sehr allmälig.

Sobald wir Emigranten die Gränzen des Erzstiftes hinter uns hatten, wurde unsere Lage erträglicher. Unsere Glaubensbrüder im Reiche nahmen uns mit herzlicher Gastlichkeit auf. Protestantische Städte und Fürsten, voran der König von Preußen, wiesen den um ihres Glaubens willen Vertriebenen Stätten an, wo sie eine neue Heimat sich bereiten konnten. Die Abenteuer unseres Zuges, der sich nach und nach zertheilte, wie eben größere oder kleinere Genossenschaften da und dort Gelegenheit zur Niederlassung fanden, waren mannichfaltige. Selbst am Reiz des Wunderbaren fehlte es nicht. Wenigstens waren wir, die wir unsern Auszug mit dem des Volkes Israel aus Aegyptenland zu vergleichen liebten, leicht geneigt, manche überraschend günstige Wendung unserer Geschicke für ein Wunder zu nehmen. Später konnte ich nur mit einem Lächeln auf diese Wundersucht zurückblicken. Dagegen ist mir eine anmuthige Episode unserer Wanderschaft in freundlicher Erinnerung geblieben. Ein schönes und braves Mädchen, eine Waise, war in unserem Zuge. Diese sah, als wir durch das Oettingische zogen, eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl und faßte eine lebhafte Zuneigung zu ihr. Er trat sie an und fragte sie, wie es ihr da zu Lande gefalle, und als sie zur Antwort gab: Gar wohl, fragte er weiter, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wollte. Sie bejahte und versprach, treu und fleißig zu dienen. Der Bürger von Altmühl war aber schon lange in seinen Sohn, der sein einziger war, gedrungen, daß er sich verheiraten sollte. Jetzt sagte der Sohn dem Vater, er habe sich eine Braut gewählt, eine Emigrantin. Gefiel jedoch diese Wahl dem reichen Manne schlecht und suchte er daher mit Beihilfe des Ortspredigers dem



Sohn die Grille, wie er es nannte, auszureden. Der Sohn aber beharrte und bat, daß der Vater das Mädchen wenigstens sehen möchte. Und er holte die Fremdlingin herbei, die aber von der wahren Absicht des jungen Mannes noch nichts wußte, sondern glaubte, man verlangte sie nur zur Magd. Der Vater hinwieder war des Glaubens, sein Sohn hätte ihr schon sein Herz eröffnet, und da ihm die Schönheit ihres Antlitzes und die Sittsamkeit und Bescheidenheit ihres Betragens wohlgefielen, so that er an sie die Frage, ob ihr denn sein Sohn so anstünde, daß sie ihn zum Manne haben wollte. Der Jungfrau klang das wie Scherz und Spott. Sie sagte, es sei unfreundlich, sie zu foppen. Man hätte sie zur Magd verlangt und als solche wollte sie redlich ihre Pflicht thun; aber zum Gefopptwerden glaube sie sich zu gut. Und sie wollte ihr Bündelchen wieder aufnehmen und weggehen. Doch der Alte, dem dies Bezeigen baß gefiel, blieb dabei, es sei seine Frage ganz ernst gemeint gewesen, und nun sagte ihr auch der Sohn, daß er sie in sein elterlich Haus gebracht, weil er ein herzliches Verlangen trage, sie zum Weibe zu haben. Das Mädchen stand eine Weile nachdenklich, blickte mit Erröthen auf den wackeren Jüngling und sagte endlich, falls es wirklich sein Ernst wäre, so sei sie hochzufrieden und sie wolle ihn halten wie ihren Augapfel. Darauf gab es eine fröhliche Verlobungsfeier und ich war auch dabei. Die Geschichte ist, wie ich später erfuhr, aufgeschrieben und weitum bekannt geworden."

Der Erzähler hielt inne, um seine Lippen anzufeuchten. Dem Dichter aber ging diese in ihrer Einfachheit so rührende Episode aus der salzburger Emigrantengeschichte zu Herzen. Jahre nachher, als sein großer Freund Goethe diesen idyllischen

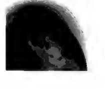
Stoff mit Verlegung desselben in die Revolutionszeit zu dem unübertrefflichen epischen Gedichte von Hermann und Dorothea gestaltete, kam ihm diese Winternachtstunde in dem einsamen Waldhause Sorgenlos lebhaft wieder zu Sinne.

Der Alte nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf:

„Da am Ende jeder von uns Emigranten sehen mußte, wie er unterkam, so zersplitterte sich natürlich unser Zug immer mehr. Ich wurde von meinen Wandergenossen getrennt und nach mancherlei Versuchen, mir irgendwo eine feste Existenz zu gründen, ins Sachsenland verschlagen. Ich führte das Leben eines wandernden Predigtamtskandidaten und Informators, mitunter auch das eines Handwerkers, denn ich hatte Gelegenheit gehabt, mir in meinen Jugendjahren eine nicht gemeine Geschicklichkeit in den Arbeiten der Drechselbank und im Schleifen optischer Gläser anzueignen. Endlich machte ich die Bekanntschaft des berühmten Protektors der Herrnhuter, des frommen Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ich ging mit Eifer auf seine Ansichten ein, denn meine starre Orthodoxie war allmälig sehr brüchig geworden. Das verknöcherte Dogma des Lutherthums erschien mir jetzt in einem ganz andern Lichte als damals, wo ich es für die höchste Ehre gehalten hatte, dafür zu leiden. Ich hatte inzwischen die Lehre Speners kennen gelernt und war dadurch zum Pietismus bekehrt worden. Stand derselbe doch damals so recht in seiner Blüthe und gegenüber dem hölzernen Joche des lutherischen Buchstabendienstes war diese Bewegung gewiß vollauf berechtigt; daß sie in unklarste Gefühlsamkeit verlaufen und den ganzen Wirrwarr separatistischer Schwärmerei hinter sich herziehen mußte, lag freilich von Anfang an in ihrem Wesen.



Hat man erst seinen gesunden Menschenverstand auf dem Altar der Sektirerei geopfert, so kann es nicht ausbleiben, daß man mit Begierde an die konfusesten Strebungen sich anschließt. Zinzendorf zeigte mir das Ideal des Urchristenthums in seiner Stiftung zu Herrnhut, und gänzlich verblendet über den Unverstand, inmitten unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein urchristliches Leben aufrichten zu wollen, ward ich ein enthusiastisches Mitglied der Brüdergemeinde. Ja, eine Zeit lang ließ ich mich als ein rechtes Närrlein mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am herrnhutischen Strick herumleiten. Zinzendorf besaß ganz unzweifelhaft eine lebhafte Ueberzeugung von seiner Mission und vollführte sie mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit, mit einer außerordentlichen Energie. Aber ich machte die Bemerkung, daß diese Ueberzeugung eine fatale Unterlage hatte, nämlich eine gränzenlose Eitelkeit, wie sie eben bei Schwärmern viel weniger selten ist, als man gemeiniglich glaubt. Zinzendorfs Sucht nach Auszeichnung war unbändig und den Grafen konnte er vollends gar nie vergessen. Das ward mir ganz klar bei einer Scene, an die ich nie ohne Heiterkeit mich erinnern kann. Ich hatte den frommen Grafen schon auf mehreren seiner Missionsreisen als demüthiger Gehilfe begleitet, als ich mit ihm nach Tübingen kam, wo er sich, in Hoffnung auf eine protestantische Prälatur in Wirtemberg, in die Reihe der Predigtamtskandidaten aufnehmen ließ. Bei seiner ersten Predigt vergaß er nun der apostolischen Einfachheit so sehr, daß er im schwarzen Sammetkleide mit langer Mantelschleppe, mit Ordensband und Stern auf der Kanzel erschien und sich durch einen Heiducken die Bibel nachtragen ließ. Ach, wie war das komisch! Damals schlug



mich der Humor zum erstenmal in den Nacken, aber der Schlag war noch nicht kräftig genug, um mir alle Schuppen von den Augen fallen zu machen.

Die Missiönlerei in Sachen des Herrnhuterthums jedoch hatte ich gründlich satt. Es war mir unter diesem ewigen Gesüßel der Lämmleinbrüderlichkeit doch gar so elend zu Muthe geworden. Was noch Gesundes in mir war, empörte sich gegen diese anempfundene Kränklichkeit. Ich trennte mich von Zinzendorf, begann wieder auf eigene Hand zu wandern und erhielt zunächst eine Informatorstelle in einem berühmten holsteinischen Grafenhause, welches mit dem frommen Adel in Norddeutschland, in der Wetterau, in Sachsen und Schlesien vielfach verbunden war. Beim Sankt Lukretius, wenn ich jetzt daran denke, wie sauer es sich alle diese Leute mit der Scheinheiligkeit werden ließen, könnte mir noch jetzt angst und bange werden. Das Leben dieser Menschen war um so mehr eine peinliche Selbstquälerei, als das gemüthliche Element, welches der Pietismus in seiner Ursprünglichkeit kultivirt hatte, bereits auch seinerseits in leeres Gepränge und todtes Formelwesen ausgeartet war. Wäre es nach diesen Leuten gegangen, so müßte die ganze Welt ein Karthäuser- oder Trappistenkloster geworden sein. Alle Fröhlichkeit, selbst die harmloseste, rechneten die strengen Pietisten unter die sündlichen Adiaphora und sie zählten zu diesen ‚Mitteldingen' besonders Gesang, Spiel und Tanz, Schauspiele, Gastgebote, Scherzreden, das Lesen von weltlichen Gedichten, ja sogar von Zeitungen. So ein echter und gerechter Pietist mußte bei jedem Schritt, den er machte, sich ängstigen, ob er auch nicht unversehens in ein ‚Mittelding' hineinträte. Eine fromme Fürstlich-

keit hörte ich in jener Zeit sagen, das Leben sei nur dazu da, um die Sterbekunst zu studiren. In meinem Grafenhause verband sich das kopfsteifste Adelsbewußtsein mit der frömmelnden Heuchelei zu einer recht wunderlichen Mischung. Die kynischen Sonderbarkeiten der Gräfin machten das Ding noch ärger. Es war unverbrüchliche Hausordnung, daß uns der Graf, bevor man zu Tische ging, eine unendliche geistliche Ermahnung vortrug; aber dabei galt es oft, auf die Zähne zu beißen, wenn man unterdessen die zwei Eichhörnchen, welche die Dame vom Hause stets bei sich trug und in ihrem Busen wohnen ließ, beständig aus dem Mieder hervor und wieder in dasselbe zurückschlüpfen sah. Auch hatte der Schoßhund der Dame, ein garstiger Mops, das Recht, während des Essens auf der Tafel umherzugehen und die Speisen zu beschnobbern und zu kosten."

Schiller lachte laut auf über diese Mops- und Eichhörnchengeschichte.

„Beim Sankt Lukretius!" fuhr der Alte fort, „Sie haben recht, zu lachen. Aber man mußte das steifceremonielle und zugleich ängstlich andächtige Leben in jenem Hause selber mitgemacht haben, um die ganze Lächerlichkeit dieser und ähnlicher Vorkommnisse zu fühlen. Ich hielt es nicht lange dort aus und folgte, schon wankend in allen meinen bisherigen Ueberzeugungen, aber doch noch zu muthlos, frischweg mit denselben zu brechen, gerne der Einladung des Oberhauptes der Separatisten in Frankfurt am Main, Andreas Groß, und seines Freundes, Friedrich Haug, an dem großen Bibelübersetzungswerk theilzunehmen, welches damals zu Berleburg in der Wetterau, dieser Hochschule separatistischer Grübelei und Schwärmerei, im Gange war. Auf

meiner Reise dahin war ich in Frankfurt Augenzeuge mancher sonderbarlichen separatistischen Ausschreitung. So badeten auf einer Mainfahrt der Sekte Männer und Frauen gemeinsam, sangen aber dazu ein geistliches Lied, welches Bruder Groß anstimmte. Im übrigen muß ich den Sektirern jener Zeit, der Wahrheit gemäß, das Zeugniß geben, daß sie sich von geschlechtlichen Verirrungen frei hielten. Wenigstens sah ich nichts dergleichen. Auch in Berleburg nicht, wo es doch sonst an Unsinn aller Art nicht fehlte. Da wimmelte es von wunderlichen Heiligen und Inspirirten. Alle die Sekten, die sich allmälig aus der protestantischen Kirche herausgebildet hatten, waren an diesem Ort und in der Umgegend zu finden. Die Besitzungen des wetterauischen Adels, besonders das gräflich wittgenstein'sche Gebiet, waren ein Asyl für alle Schwärmer im weiten deutschen Reiche. Was gab es da für Erweckte! Einer toller als der andere. Aber am widerlichsten war mir der gleich einem Propheten verehrte Friedrich Rock aus Wirtemberg, der, wenn die Inspiration ihn packte, unter krampfhaften Zuckungen und pythischer Verdrehung des Kopfes seine apokalyptischen Orakelsprüche von sich gab.

Damals lebte auch ein Johann Christian Edelmann, der nachmals als Erzketzer vielverrufene eifrige Wahrheitssucher, in Berleburg. Er war ebenfalls Mitarbeiter am Bibelwerk, aber gleich mir gerieth auch er bald in verdrüßliche Händel mit dem schlauen Haug, welcher für möglichst viele Arbeit möglichst wenig bezahlen wollte. Wir waren rasch Freunde geworden und zogen uns, nachdem wir mit Haug gebrochen, mitsammen in ein einsam stehendes Häuschen zurück, wo wir eine sehr idyllische, aber auch

sehr arme Wirtschaft führten. Wir schliefen auf Laubpfühlen, genossen die einfachste Kost und tauschten auf einsamen Waldgängen unsere Gedanken aus. Edelmann arbeitete damals an seiner Hauptschrift: ‚Moses mit aufgedecktem Antlitz‘, an welcher Juden und Christen ein so gewaltiges Aergerniß nehmen sollten. Ich meinestheils griff wieder zum Drechseln, Beinschnitzen und Gläserschleifen und ließ der innern Umwandelung Zeit, sich zu bewerkstelligen. Edelmanns Freunde von nah und fern versahen ihn mit einem reichlichen Büchervorrath und so fehlte es auch mir nicht an geistiger Nahrung. Indessen merkte ich bald, daß ich in Sachen des Glaubens zu viele Enttäuschungen erlebt hätte, um überhaupt noch im Glauben Beruhigung finden zu können. Ich las die englischen Freidenker, aber ihr Deismus war im Grunde doch nur eine religiöse Wassersuppe, ungesalzen, ungeschmalzen. Sie gingen mit kritischem Geknurre um den heißen Brei des Vorurtheils herum; denselben auszuschütten wagte keiner. Auch Freund Edelmann wagte das nicht. Er konnte nur dies und das kritisiren, höchstens verspotten; aber der Hauptfrage ging er scheu aus dem Wege.

Nun sucht' ich Lösung meiner Zweifel an einem ganz andern Orte, bei den mittelalterlichen Mystikern. Ich las, was mir von den Schriften eines Tauler, eines Suso, eines Heinrich von Nördlingen, eines Nikolaus von Basel nur immer zu erlangen möglich war, und diese Gottesfreunde, wie sie zu ihrer Zeit genannt wurden, leiteten mich auf den rechten Weg. Sie, die tieffrommen, edelgesinnten Männer, hatten in ihrem erhabenen Abscheu vor den Kämpfen der Eigenliebe und Parteisucht, in ihrer rastlosen Sehnsucht als das höchste und allein erstrebens=

werthe die selige Ruhe in dem ewig sich selbst Gleichen gesetzt, in Gott.

Die ungestörte selige Ruhe — das war das Gesuchte! Ich warf forschende Blicke um mich her und erkannte leicht, daß die Menschen weiter denn je von diesem Ideal entfernt wären. Diese Welt voll Gier, Neid und Haß nahm den Traum vom Leben so ernsthaft, als ob er, statt eine Spanne lang zu sein, ewig währte. Ein unbeschreibliches Gefühl der Verachtung wandelte mich an, wenn ich bedachte, um welcher Thorheiten und Nichtigkeiten willen die Menschen sich zerfleischten wie wilde Thiere. Aber bald gewöhnte ich mich, diesen wüthenden, nie von einem Waffenstillstand unterbrochenen Krieg aller gegen alle nur noch vom Standpunkte des Humors aus anzusehen. Glauben Sie mir, mein Freund, für jeden, der sich auf diesen Standpunkt zu erheben vermag, ist das Leben, die Gesellschaft, die Weltgeschichte weiter nichts als ein unterhaltendes Gaukelspiel. Man kann aber müde werden, vor der Bühne zu sitzen, denn unter anderen Namen wiederholt sich immer die alte Fabel des Stückes. Auch ich wurde des Schauens und Lachens müde. Ich wollte des täglichen Anblickes sinnloser Scenen überhaupt enthoben sein, und da mir die Gegend hier bei einer früheren Durchreise um ihrer Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel willen sehr gefallen hatte, zog ich hierher in den Wald, erkaufte mir ein Stück desselben und erbaute mir darauf mein Sorgenlos. Seither habe ich die Gränzen des Forstes niemals wieder überschritten, denn die alte Anne Kathrine reicht vollkommen aus, meinen wenigen Verkehr mit der Welt zu vermitteln."

Da der Alte schwieg, fragte Schiller:

„Also Ihre religiösen Kämpfe hörten auf mit der Aneignung des beschaulichen Quietismus der mittelalterlichen Mystiker?“

„Meine Kämpfe, ja. Denn die völlige Beruhigung vollbrachte sich ohne Leidenschaft. Nachdem ich einmal Gott als die Allruhe begriffen, hatten die Wahngebilde aller Sekten keine Bedeutung mehr für mich. Aber noch faßte ich die Gottheit als ein außerweltliches, jenseitiges. Zwei fromme Männer des vorigen Jahrhunderts, Jakob Böhme und Angelus Silesius, brachten mich weiter. Der tiefsinnige görlitzer Schuster hatte als Resultat seines theosophischen Ringens, alle Gegensätze in Gott zu vereinigen, bekanntlich den Satz gewonnen, das Weltall sei ein göttliches Leben, ein Offenbaren Gottes in allen Dingen. Angelus Silesius führte in seinem ‚Cherubinischen Wandersmann‘ diesen Pantheismus weiter aus oder faßte ihn wenigstens klarer.

Seine Anschauung wurde für mich die Brücke zur völligen Befreiung. Ich fand sie im Lukrez, dem genialsten Denker Roms, dem beredsamen Dolmetscher der Lehre des großen Weisen von Gargettos, von dem er so einzig schön gesagt:

Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit
Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der lastenden Gottfurcht,
Die vom Himmelsgewölb' ihr Antlitz offenbarend,
Schauerlich anzusehn, hinab auf die Sterblichen drohte,
Wagt' es ein griechischer Mann zuerst, das sterbliche Auge
Ihr entgegenzuheben, zuerst ihr entgegenzutreten.
Und die muthige Macht des Gedankens siegte; gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze.“

„Die Verse sind schön“, bemerkte der Dichter, „aber ich kann nicht absehen, wie sie zur Beruhigung des Gemüthes bei-

tragen sollten. Sie scheinen mir mehr ein Ausfluß titanischer Empörung als beschaulicher Indifferenz zu sein."

„Sie vergessen, lieber Freund", entgegnete der Alte, „daß man die Weltanschauung des Epikuros, wie sie Lukretius darlegt, im Zusammenhange fassen muß. Was sagt der große Poet von den Göttern?

— Sie müssen durch sich und ihrer Natur nach
In der seligsten Ruh' unsterbliches Leben genießen,
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernet.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,
Selbst sich in Fülle genug, nicht dürftig unseres Beistands,
Rührt sie nicht unser Verdienst, noch reizet sie unser Vergehen."

„Das ist", meinte Schiller, „nur eine leichte Verhüllung des nackten Atheismus, eine Aufhebung aller Religion. Denn Religion ist die Beziehung des Menschen zu Gott und umgekehrt. Diese Wechselbeziehung läugnen, heißt sagen: alle Frömmigkeit ist nur ein Wahn."

„Und ist denn die Frömmigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Menschen etwas anderes? Dreht sie sich nicht um den gemeinen Angelpunkt des Nutzens und Schadens? Ist nicht das liebe egoistische Ich ihr unverrückbarer Mittelpunkt? Wie erleuchtet dagegen ist die Frömmigkeit, welche Lukretius predigt! Wie sagt er?

Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülletem Haupte sich oftmals
Rund um den Stein zu drehn und jeden Altar zu bestürmen;
Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
Vor den Bildern der Götter; mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu besprengen; Gelübd' an Gelübde zu reihen;
Sondern: beruhigt im Geist hinschauen zu können auf alles."

„Aber", warf Schiller lebhaft ein, „was sollte bei diesem absoluten Gleichmuth, nein, bei dieser trägen Gleichgiltigkeit herauskommen? Die völlige Versumpfung der Menschheit ohne Zweifel. Dazu aber kann sie doch wohl nicht da sein. Die Existenz der Gesellschaft ist vielmehr ein unaufhörlicher Entwickelungsprozeß. Sie entwickelt sich, im guten und im schlimmen, weil sie muß, das heißt, weil sie einem unlösbar mit dem Dasein des Menschen verknüpften Gesetz der Thätigkeit gehorcht. Sie muß ihre Bahn wandeln, wie die Erde, wie die Gestirne die ihrigen rastlos gehen. Stillstand wäre Erstarrung, Versteinerung, Tod."

„Sagen Sie vielmehr Ruhe, Schmerzlosigkeit, Seligkeit. —

Oh, unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
In welch finsterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für sich so heiß nichts fordert, als daß wir,
Ist der Körper von Schmerzen befreit, des Geistes genießen,
Frohen Gefühls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge."

Nachdem der alte Freidenker dieses Citat im Tone ruhiger Ueberzeugung vorgebracht, stand er auf und sagte mit gutmüthigem Lachen:

„Kommen Sie, junger Freund, wir wollen schlafen gehen, denn eine weitere Fortsetzung unseres Gespräches könnte mich am Ende gar in den Verdacht der Proselytenmacherei bringen. Nichts kann mir jedoch ferner liegen, denn ich lasse, wie der große Fritz, gerne jeden nach seiner eigenen Façon selig werden."

Der Dichter, obgleich gastlich gebettet, schlief diese Nacht wenig. Die Erlebnisse des Tages, die Gespräche mit Lolo und

mit dem Alten hatten ihn aufgeregt. Auch der Bernhardusspater fiel ihm ein und er mußte ihn unwillkürlich mit seinem heutigen Wirthe vergleichen. Dieser suchte die Ruhe im Nichts, jener in Gott; aber beide Greise waren gleich menschen- und weltmüde und gebrauchten am Ende wohl nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache. Unser Freund jedoch war weder von dem Gläubigen noch von dem Ungläubigen zum Quietismus bekehrt worden und sein Herz schlug voll und tapfer den Kämpfen des Lebens entgegen.

Viertes Kapitel.

Ein Brief, woraus der Leser erfährt, daß es hartnädige Träume und starke Zauber gibt, worin ferner vom Sankt Lavatus gehandelt und schließlich ein Stück Alpenwelt aufgerollt wird.

Spät am andern Tage schied der Dichter von dem alten Freidenker und Humoristen. Konnte er auch die Denkweise desselben im ganzen und großen nicht theilen, ja widerstrebte sie entschieden dem warmen Enthusiasmus seiner Seele, so ward er doch auch wieder angenehm berührt durch die humane Jovialität des greisen Epikuräers, der hier in Waldeinsamkeit seiner Auflösung in die Elemente oder, wie der Mann sich ausdrückte, seinem Erwachen aus dem wunderlichen Lebenstraume mit gleichmüthiger Heiterkeit entgegensah.

Beim Nachhausekommen fand er ein Briefpaket vor, welches der Freund in der nahen Stadt, der seine ganze Korrespondenz vermittelte, geschickt hatte. Da war nun große Freude in der stillen Dichterklause. Ein Brief von der Schwester Christophine wurde zuerst geöffnet. Alle auf der Solitude waren wohlauf. Der Vater habe, schrieb Christophine, den „Fiesko" gelesen und sich den Anschein gegeben, als müßte er über manches darin be=

denklich den Kopf schütteln. Tags darauf habe er aber gelegentlich verlauten lassen, es sei doch wohl was an seinem Jungen, dem Fritz.

Beruhigt über die Zustände im elterlichen Hause, öffnete Schiller einen dickleibigen Brief, dessen Adresse die Hand des Sammetdoktors verrieth. Der alte Herr schrieb aber nur kurz, Stuttgart stehe noch immer auf dem alten Flecke, Petersen und Kapff seien noch immer gleich durstig, auch habe sich, soviel er wisse, keine Madame und keine Mamsell um des entwichenen Poeten willen weder im Nesenbach noch im Neckar ertränkt. Das beigeschlossene Schreiben, hieß es weiter, habe ihm Scharffenstein zur Besorgung übergeben.

Nach diesem beigeschlossenen Schreiben griff der Dichter mit freudiger Hast. Es war von William Raleigh und aus Genf datirt. Das Datum war aber schon mehrere Monate alt.

Der Amerikaner schrieb:

„Der Traum ist zerstoben, der Zauber gebrochen. Sagte ich, theurer Freund, nicht so zu dir, damals unter der Klosterlinde von Lorch? Wohl, ich erinnere mich auch, daß ich daran glaubte. Wie sich doch die Menschen belügen! Wenn ich dir sage, daß der Traum zurückgekehrt und der Zauber mit verstärkter Macht wirksam geworden, wirst du vielleicht mit geheimer Befriedigung an die selbstgefällige Art und Weise zurückdenken, womit ich mir einst, euch deutschen Träumern gegenüber, auf meine Männlichkeit und transatlantische Verständigkeit etwas zu gute that.

Triumphire immerhin. Ich gestehe dir, ich war ein Thor, daß ich mich selber belügen wollte. Und wisse: ich lasse mich



dahintragen von der Flut der Leidenschaft, ungewiß, wohin sie mich reißen wird.

Ein Wort erklärt dir alles: ich habe Lauretta wiedergesehen!

Du weißt, in welcher widerwärtigen Stimmung ich das alte Schwabenland verließ. Ich wollte mir womöglich diese Stimmung mittels einer Wanderung durch die Schweizeralpen, deren Schönheit mir Freund Sammetdoktor so verlockend geschildert hatte, aus der Seele wischen, um dann in Gottesnamen als der alte ruhige Mensch über den Ocean heimzukehren. Aber es sollte anders kommen. Man entgeht seinem Schicksal nicht. Das ist sehr trivial, aber sehr wahr.

In Zürich angekommen, ließ ich es mir, begierig nach Zerstreuung, angelegen sein, die größte Merkwürdigkeit des Ortes kennen zu lernen, den berühmten Lavater. Ich hatte in Deutschland von der Thätigkeit und Wirksamkeit dieses Exemplar-Christen, der zugleich ein Intimus Goethe's war, so viel gehört, daß es mich drängte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ach, mein Freund, ich fürchte fast, es geht uns mit den berühmten Menschen wie mit den gothischen Münstern eurer Städte. Aus der Ferne gesehen, erfüllen uns diese das gemeine Häusermeer weit überragenden Kolosse mit dem Gefühle der Ehrfurcht. Kommen wir ihnen aber näher und zuletzt ganz nahe, so finden wir gewöhnlich diese Riesenbauten aufs häßlichste verunstaltet durch an sie angeklebte schmutzige Trödelbuden und übelriechende Butiken.

Sankt Lavatus hat mich leider auch an diese Erfahrung erinnert. Er steht jetzt in der Blüthe seiner Jahre und seine

feinen Gesichtszüge, seine liebenswürdigen Manieren sind sehr gewinnend. Er ist ein bedeutender Mensch, keine Frage, und seine Thätigkeit ist wirklich eine mirakelhafte, wenn auch in anderer Beziehung, als er sich einbildet. Wunderbar nämlich ist es, woher er die Zeit nimmt, das alles zu thun, was er thut. Er steht seinem Amte vor, betheiligt sich an gemeinnützigen Bestrebungen seiner Mitbürger, macht Verse, schreibt erbauliche und andere Bücher, treibt physiognomische Studien, briefwechselt mit halb Europa und ist bei alledem höchst zugänglich und gesellig. Aber — nun, du weißt, Abkunft, Erziehung und Ueberzeugung haben mich zu einem Christen gemacht, das heißt, ich lebe des festen Glaubens, daß die Grundlehren des Christenthums, allen dogmatischen und hierarchischen Verunstaltungen zum Trotze, groß und wirksam genug seien, um alle Stürme dieser und kommender Tage zu überdauern — aber das Christenthum von Sankt Lavatus, bei aller Warmbrüderlichkeit und scheinbaren Toleranz des Mannes, ist mir viel zu ausschließlich und engherzig. Ich meine wahrgenommen zu haben, daß der berühmte Mann hinter der Maske des Humanisten immer wieder den Theologen sehr deutlich hervorblicken lasse. Zweifelsohne ist es ihm in Wahrheit unbegreiflich, daß, wie er sich ausdrückte, ein Mensch leben und athmen könne, ohne ein Christ zu sein, aber warum auch anderen diese Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt aufdringen wollen? Sobald ein Mensch in die fixe Idee verfällt, Gott habe ihn ganz specifisch zum Gefäß der Wahrheit gemacht, wird er sich nicht lange von dem Hochmuth aller derer freihalten können, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen persönlichen Ueberzeugung abhängig glauben. So auch Lavater. Zudem hat ihn

der Weihrauch, welcher, namentlich von Frauenhänden, tagtäglich mündlich und brieflich vor ihm angezündet wird, völlig berauscht. Seine Eitelkeit ist geradezu enorm und erschien, mir wenigstens, um so widerlicher, je koketter sie den Mantel der Demuth umhängt. Man hat ihn so lange einen Apostel und Propheten genannt, bis er sich alles Ernstes für einen solchen hielt. Im übrigen hat er sich, wie ich glaube, den ersten Theil des evangelischen Spruches: ‚Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!‘ sehr gut gemerkt. Daher mag auch, vermuth' ich, seine Wundersucht keineswegs so ganz naiv sein, wie sie sich zu geben versteht. Das hinderte jedoch nicht, daß er von mehr als einem Koryphäen der mystischen Geheimnisselei unserer Zeit gräulich mystificirt wurde, ohne sich dadurch von seinem Verkehr mit allen Wundermännern und Charlatanen, an denen die Gegenwart so reich ist, abwendig machen zu lassen.

So ein Wundermann hatte auch kurz vor meiner Ankunft in Zürich diese Stadt besucht und unserem Sankt Lavatus den größten Respekt eingeflößt. Er, der Wundermann, hieß es, sei ein sizilianischer Graf von den außerordentlichsten Kenntnissen in der Magie und nebenbei von ungeheurem Reichthum. Er habe viel mit Lavater verkehrt, diesen aber zuletzt sehr wegwerfend behandelt und zu ihm gesagt: ‚Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.‘ Dessenungeachtet konnte Lavater nicht müde werden, von dem Abenteurer — denn ein solcher ist der Mensch sicherlich — zu sprechen und ihn zu preisen.

Das geschah an Lavaters Tisch, in großer Gesellschaft. Zufällig hatte ich zum Nachbar einen Mann, der nicht mysterien=

süchtig genug war, um des gesunden Menschenverstandes zu ermangeln. Er theilte daher, wie er mir sagte, keineswegs die Meinung Sankti Lavati über den Magier aus Sizilien. Die Beschreibung der Person desselben machte mich aufmerksam. Ich fragte mit größter Spannung nach mehr und immer mehr Einzelnheiten, und was ich erfuhr, beseitigte in mir jeden Zweifel. Der Sizilianer war kein anderer als jener südländische Gesell, welchen wir, weißt du? damals in der blauen Ente zu Gmünd gesehen haben und der am selben Tage, wo Lauretta aus Gotteszell verschwand, die alte Reichsstadt verließ.

Und sie, sie — Lauretta, war mit ihm in Zürich gewesen — als seine Tochter!

Begreifst du etwas von diesem Räthsel, theurer Freund? Ich nicht. Aber das ist mir klar, daß sich das wunderbare Kind damals von dem Sizilianer aus dem Kloster entführen ließ. Sollte er wirklich Lauretta's Vater sein? Aber das ist ja demzufolge, was du mir früher über die Herkunft des Mädchens angedeutet hast, kaum möglich. Oder ist er sonst ein Verwandter von ihr? Lauretta stammt ja mütterlicherseits auch aus Sizilien.

Sie war mit dem Sizilianer häufig in Lavaters Hause gewesen und hatte den züricher Propheten völlig bezaubert. Seiner Beschreibung nach konnte nur sie es sein, mußte sie es sein. Es lebt kein zweites solches Wesen. Außerdem hatte er einen Schattenriß von ihr genommen und sie für seine physiognomische Portraitsgalerie zeichnen lassen. Er sprach von ihr mit einem Enthusiasmus, der mich alle Schwächen des Mannes vergessen ließ. Ich beachtete kaum die aufgespannte, gesalbte, orakelnde Manier, womit er Lauretta's Schönheit und Gaben pries, ich

lauschte mit angehaltenem Athem und — da merkte ich, daß ich das Mädchen noch immer gränzenlos liebe.

Mein rationalistischer Nachbar äußerte sich weniger überschwänglich über dieses Thema. Er gestand zwar auch, er habe nie etwas reizenderes gesehen als dieses junge Mädchen, aber zugleich meinte er, das Kind sei leichtfertig genug, den Sizilianer bei den Wunderkünsten, womit derselbe gläubige Thoren äffe, zu unterstützen, und wäre es auch nur aus muthwilliger Freude an Possen und Schabernack. Dies sagte er mir, um den begeisterten Herrn vom Hause nicht zu ärgern, ganz leise; ich aber war thöricht genug, mich darüber noch heftiger zu erbosen, als es Lavater gethan haben würde. Und doch zischte es wie ein Stral eisigen Wassers in meine Glut, als mir der rationalistische Schweizer noch den Umstand mittheilte, der Sizilianer habe in Zürich die Bekanntschaft des excentrischen Herzogs Emil von S. G. gemacht, von dessen Sonderbarkeiten ich schon in Deutschland gelegentlich dies und das gehört hatte. Der Fürst, auf einer Schweizerreise begriffen, habe sich ganz auffallend gnädig gegen den Sizilianer und noch gnädiger gegen Lauretta erwiesen. In seinem Gefolge seien die beiden nach den inneren Gegenden der Schweiz abgereist.

Ich will dich, lieber Schiller, mit Schilderung meiner Gemüthsbewegungen verschonen, welche aus dieser bedenklichen Neuigkeit entsprangen, und gebe dir im weiteren nur eine einfache Darstellung meiner Reiseerfahrungen. Sie sind dir, dem Dichter, vielleicht nicht ganz unwillkommen. Aber Bruderherz, du solltest dieses wunderbare Land selber sehen. Inmitten dieser Lieblichkeit, Pracht und Majestät habe ich die deutsche Naturseligkeit, wie

sie aus Goethe's Werther blüht und duftet, erst recht verstehen gelernt.

Ich verließ Zürich noch am Abend des Tages, wo ich im Hause Lavaters die erwähnten Aufschlüsse erhalten, natürlich auf der Route, welche der Herzog von S. G. mit seiner Reisegesellschaft eingeschlagen. Ich ging über den Albis. Oh, was thut sich dem Auge für eine Herrlichkeit auf, wenn man den südlichen Abhang dieses Bergzuges, welcher längs dem anmuthvollen Zürichsee aufragt, hinabsteigt. Der See von Zug ist wie die Expositionsscene des erhabenen Alpenschauspiels. Als der erste Akt mag der unvergleichliche Vierwaldstättersee bezeichnet werden. Auf diesem Boden da begreift man den Schwur im Rütli und Tells Schuß.

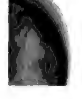
Von der paradiesischen Landzunge von Weggis aus bin ich auf den Rigiberg hinaufgestiegen, welcher nach der Versicherung meines Gastwirths in Luzern eine großartige Rundsicht bieten sollte. Freund, das ist ein Punkt, wie es vielleicht keinen zweiten auf Erden gibt. Als ich mit meinem Führer bei der Sennhütte nahe dem Gipfel oder Kulm, wie sie ihn nennen, angelangt war nach mehrstündigem Steigen, neigte sich die Sonne gerade dem Untergange zu und goß über das grandiose, vor meinen Augen entrollte Panorama ihren goldrothen Scheidegruß aus, über diese zahllosen Seen und Ströme, über die kolossalen Kuppen und Firne vom Säntis im Osten bis zur Jungfrau im Süden, über die Kette des Jura im Westen, über den Schwarzwald und die Felsenkegel des Hegau im Norden. Das grünte, glühte, leuchtete, funkelte allum — prachtvoll! glorios! Und der Zauber verschwand nicht mit der Sonne: die Dämmerung machte die

Scene noch erhabener, noch feierlicher, und besonders war die Partie der glarner Alpen wundervoll. Ein rosenrother Duft wallte über die Schneefelder des Glärnisch, des Tödi und der Klariden hin, verschwamm langsam in den Aether und dann ragten die Bergkolosse weißgleißend, ungeheuren Gespenstern gleich in die Nacht empor, die sich mälig über die Lande lagerte.

Meine Seele war noch voll von dem Geschauten, als mich nach kurzem Schlafe das Alphorn zum Sonnenaufgang weckte. Hinausgeeilt in die Morgenkühle, sah ich einige Minuten lang die Welt noch chaotisch dämmernd tief, tief unter mir liegen. Jetzt rührte sich's im Osten — ein blasses Leuchten sprang auf am Saume des Himmels, verstärkte sich, wurde weißlich, gelb, grünroth, und nun kam mit einmal die Sonne in purpurner Majestät zwischen dem Säntis und dem Mürtschenstock herauf, ließ ihre rothen Stralen wie lohende Feuerpfeile von Kuppe zu Kuppe, von Firn zu Firn, von Gletscher zu Gletscher schießen und dann allmälig, wie sie selber höher stieg, an den Fels- und Schneewänden niedergleiten, bis endlich Land und Wasser, Berge und Thäler, Felder und Wälder in lachendem Morgenglanze dalagen, gebadet in Licht und Glorie.

Bruderherz, wenn ich jemals dahin kommen sollte, an Welt und Leben zu verzweifeln, so will ich mich dieses Sonnenaufgangs auf dem Rigi erinnern. Ein Dasein, das solche Entzückungen bietet, ist am Ende unter allen Umständen werth, gelebt zu werden.

Ich fand zu Brunnen am Vierwaldstättersee Spuren der Reisegesellschaft, die ich suchte. Sie deuteten nach dem Gotthard zu. Ich beschleunigte meine Fahrt. In Amsteg, am Fuße des



berühmten Passes, erfuhr ich, daß die Gesuchten kaum eine Stunde vor meiner Ankunft daselbst von dort aufgebrochen seien. Nacheilend beachtete ich kaum die Schönheiten meines Weges, bis mich oberhalb Wasens beim Eintritt in die sogenannten Schöllenen die wilde Erhabenheit der Umgebung den Zweck meiner Hast fast vergessen ließ.

Der Saumpfad hat dich im Zickzack in eine ungeheuere, finstere Schlucht geführt. Ringsher scheint die Welt mit Granit vermauert. Du mußt den Kopf weit in den Nacken zurücklegen, um droben ein Stückchen Himmel zu erblicken. Zu deinen Füßen schäumt, rauscht, wüthet die Reuß. Du fragst dich: ist das der Eingang zu Miltons Hölle? Doch du biegst noch um eine Felsecke und dort schwingt sich vor dir der rettende Steg, die Teufelsbrücke, über den tobenden Abgrund.

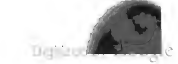
Ich aber schrak freudig zurück.

Denn auf der Brücke stand Lauretta und sah über das schmale Geländer hinweg in den brodelnden Schlund.

Es ging gegen Mittag zu und da bricht das Sonnenlicht mit Macht herein in diese Höllenschlucht. In gewaltigen Stürzen wirft sich der Bergstrom von Fels zu Fels. Weiß von Schaum, blitzen die Strudel ans der Tiefe und der aufdampfende Wasserstaub wölbt, vom Sonnenstral getroffen, prachtvolle Regenbogen über dem wilden Getobe.

Aber das sah ich nur so wie im Traum. Ich beachtete auch nicht die zwei Begleiter Lauretta's, nicht das Gefolge, welches jenseits der Brücke mit den Saumpferden hielt — ich sah nur sie.

Oh, wie war sie so schön und hold! Sie war die Sonne, welche die Höllenschlucht mit Himmelsglanz erfüllte



Doch verzeihe, theurer Freund, diese Phantasterei dem Liebenden. Erinnere dich der Zeit, wo du die Laura-Oden dichtetest. Freilich, ich bin kein Dichter, aber steht nicht geschrieben, zuweilen breche die Poesie aus jedem hervor wie die Thräne aus der Rebe im Lenz?

Nur ein Rest von Mannesstolz hatte mich abgehalten, auf sie zuzueilen und ihr zu Füßen zu stürzen wie ein Toller. Als ich in gemessenerem Tone, aber gewiß verworren genug, meine Begrüßung vorgebracht hatte, sah sie mich lange an, so wenig Ueberraschung blicken lassend, als verstände sich mein Kommen ganz von selbst. Ihre Antwort auf meine Ansprache klang nicht gerade abweisend, aber auch nicht einladend, kurz, sie empfing mich wie eine Königin den Unterthan empfängt, welcher an die Stufen des Thrones tritt, ihr zu huldigen. Und ich ließ mir das ganz gerne gefallen. Glaubte ich doch bei alledem in Lauretta's Miene den Ausdruck eines gewissen Vertrauens zu mir wahrzunehmen.

Sie stellte mich als einen alten Freund — und das Wort Freund betonte sie so liebenswürdig, daß es mich entzückte — den beiden Herren vor, welche mit ihr auf der Teufelsbrücke gestanden hatten. Während wir den Steig zum Urnerloch emporstiegen, betrachtete ich mir die beiden und so thaten sie mit mir, der ihnen wahrscheinlich nicht sehr willkommen war.

Der Herzog von S. G. ist ein hochgewachsener, blonder, blasser Mensch, denn ich kann nicht Mann sagen, da sein Gesicht mit dem außerordentlich feinen Teint und den nebelhaft blaßblauen Augen ein entschieden weibisches ist. Er ging in einer wunderlichen, halborientalischen Tracht, deren seiltänzerische Barockheit gar

nicht zu seinen sentimentalen Zügen stimmte. Ueberhaupt scheint er aus den tollsten Kontrasten zusammengewürfelt, wie denn auch seine langen, starkknochigen, muskelstarken Gliedmaßen gar nicht zu seinem weibischen Gesicht und seiner weichlichen Haltung passen. Er nahm einen Anlauf, mich sehr von oben herab zu behandeln, da ich ihn aber deutlich merken ließ, daß ich nicht der Mann sei, so etwas unterthänig hinzunehmen, wurde er sehr artig, fast übertrieben. Lauretta bemerkte es und ihre Unterlippe zog sich verachtungsvoll zusammen. Dann lachte sie und sagte: ‚Durchlauchtiger Herr, das ist ein widerhaariger Republikaner von jenseits des Oceans, der sich nicht so leicht in die Ehrfurcht hineinfindet, welche Ihre angestammten Unterthanen von rechtswegen vor Ihrer erlauchten Person empfinden. Sie müssen ihm das schon zu gute halten.‘ — ‚Madonna‘, entgegnete der Fürst, ‚Ihre Winke sind stets Befehle für mich.‘ Nicht nur aus dieser Antwort, sondern auch aus dem ganzen Benehmen des Herzogs gegen Lauretta konnte ich unschwer den Schluß ziehen, daß sie ihn beherrschte, wie sie von jeher ihre Umgebung beherrscht hatte.

Der Conde Fenix — welch ein abenteuerlicher Name! — war eben der Italiener aus der blauen Ente und brauche ich ihn dir also nicht erst zu schildern. Mir fiel um so mehr auf, daß ihn der Herzog mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung behandelte, da der Mann den Stempel der Gemeinheit so entschieden auf der Stirne trug. Lauretta ihrerseits benahm sich gegen ihn mit souveräner Königlichkeit, falls du mir diese Wortbildung gestatten willst. Er redete sie stets respektvoll mit Signora an, sie dagegen nannte ihn kurzweg Monsieur, mitunter auch Conde,

aber dieser Titel klang in ihrem Munde nur wie eine Verhöhnung desselben. Scharfen Blickes hatte der Wundermann bemerkt, daß Lauretta wollte, ich sollte zuvorkommend behandelt werden, und so überschüttete er mich mit Zudringlichkeiten in seinem sizilisch-französischen Kauderwelsch. Er machte auch wiederholt das Maurerzeichen, aber ich fand nicht für gut, es zu verstehen. Der Mensch war mir im höchsten Grade verdächtig und widerlich.

‚Ah, welche Ueberraschung!‘ rief Lauretta aus, als wir, aus dem Urnerloch hervorgetreten, plötzlich das reizende Urserenthal im hellen Sonnenscheine vor uns liegen sahen.

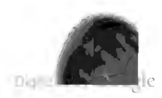
In der That, der Anblick dieses grünen, von blendenden Schneekuppen überragten Hochthals, durch welches sich die Reuß, bevor sie sich häuptlings in den Schöllenenschlund stürzt, sanften Laufes schlängelt, ist eine der lachendsten landschaftlichen Ueberraschungen, die man sich denken kann. Wir verbrachten den Rest des Tages an diesem anmuthigen Orte, dessen reine Luft man mit Wollust einschlürft. Lauretta unterhielt sich fast ausschließlich mit mir, behandelte mich wirklich als einen Freund und war unbeschreiblich heiter und liebenswürdig. Aber gerade diese Liebenswürdigkeit verleitete mich zu einer großen Dummheit.

Du begreifst leicht, lieber Schiller, daß mir viel daran liegen mußte, wenigstens einigermaßen über das Verhältniß Lauretta's zu dem Grafen und dem Herzog ins klare zu kommen. Aber ich griff es sehr ungeschickt an, indem ich damit begann, zu ihr zu sagen: ‚Mein theures Fräulein, in welcher Gesellschaft mußte ich Sie wiederfinden!‘ — Sie sah mich stolz an und versetzte: ‚Was geht es Sie an, mein Herr, wenn ich mir meine

Gesellschaft wähle, wie es mir beliebt?‘ Von diesem Augenblicke an war alle Vertraulichkeit zu Ende und Lauretta wies alle weiteren Annäherungsversuche von meiner Seite entschieden zurück.

Wir übernachteten in Andermatt. Von einer ganz ungewöhnlichen, bleiernen Müdigkeit befallen, suchte ich am Abend mein Lager und erwachte am andern Morgen erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Lauretta und ihre ganze Reisegesellschaft war schon in aller Frühe fort, wie man mir sagte. Und sie hatte kein Wort, kein Zeichen für mich zurückgelassen. Der Kopf schmerzte mir, ich fühlte mich halb krank. Ein schlimmer Verdacht stieg in mir auf. War meine gestrige Müdigkeit, mein ganz ungewöhnlich langer und tiefer Schlaf vielleicht nicht ganz natürlich gewesen?

Der Wirth konnte oder wollte mir über die Richtung der Reisegesellschaft Lauretta's keine Auskunft geben. Aber es konnte dieselbe, da sie nicht zurückgegangen, nur zwei Richtungen eingeschlagen haben, aufwärts zum Gipfel des Gotthard und von dort abwärts nach Italien oder aber das Urserenthal entlang dem Furkapasse zu. Im Dorfe Hospenthal scheidet sich der Weg. Dort sagte mir der Wirth, die Reisenden, nach welchen ich mich angelegentlich erkundigte, hätten den Weg nach Realp eingeschlagen, um von da über die Furka und Grimsel zu gehen. Wahrscheinlich hab' ich dem Manne ein zu voreiliges Vertrauen geschenkt. Schon die Beeilung, womit er mir ein frisches Saumpferd antrug, hätte mich stutzig machen können. Aber ich ward es nicht, um so weniger, als Lauretta tags zuvor davon gesprochen, daß sie das berner Oberland besuchen wollte.



So zog ich denn weiter, über Realp, die Furka hinan, hinein in die eigentliche Gletscherregion. Bei meinem Vorrücken in derselben ist es mir sonderbar ergangen. Enthält die Luft, die man auf jenen den Dunst und Quark des Alltagslebens so hoch überragenden Höhen athmet, wirklich ein Element der Befreiung, das einem die Leidenschaften in der Brust schweigt und Schmerzen und Kummer von der Seele löſ't? Ich muß es wohl glauben. Die Größe, die erhabene Stille dieser Natur läßt auch das größte Menschenleid klein, so unbeachtenswerth klein erscheinen und weiſ't den lärmenden Tumult unserer Gefühle und Wünsche nicht rauh gebieterisch, aber dennoch unwiderstehlich zur Ruhe. Als ich das Urserenthal verließ, haderte ich mit Gott und der Welt und mit mir selber und fühlte mich höchst unglücklich. Nachdem ich einen Tag in der wundervollen Wildniß gewandert, kam ich mir vor wie über alles, was mich quälte, wie über mich selbst hinausgehoben.

Ich stieg von der Höhe der Furka hinab zum Rhonegletscher, dessen ungeheure Massen vom Galenstock herabstürzen, eine im Sturze erstarrte Flut. Die kaum geborene Rhone überschreitend, klomm ich die jähe Maienwand hinan, ging über die beschneite Grimsel und herbergte im Grimselhospiz. Sieh, Lieber, das ist ein Sarg aus Granit, Eis und Schnee, der keinen Ausgang zu bieten scheint. Da ist das Leben erstarrt und der Winter sagt verächtlich zum Sommer: Hier biet' ich dir Trotz — komm' an!

Folgenden Tages hinab mit dem jungen Aarestrom in das Haslithal, das wie eine ungeheure schwarze Furche zwischen himmelhohen Bergkolossen sich hinwindet. Bei der Handeck donnert die Aare hinab in einen schwarzen Felsentrichter, in

dessen Schlund der Blick schwindelnd sich verliert. Und von seitwärts her wirft sich der wilden Tochter der Finsteraarhorn- und Schreckhorngletscher der silberhelle Aerlibach in den Abgrund nach, daß ihre Wasser im Sturze sich vermischen, bis sie an den Felszacken zu Atomen zerstäuben. Ist das nicht wie Liebe, wie meine Liebe? Eile ich nicht mit Hast einem Wesen nach, wild, launisch, strudelnd wie die junge Aare, um vielleicht an ihm und mit ihm zu Grunde zu gehen? Ach, einlullen wohl kann die Natur die Dämonen in der Menschenbrust, aber sie tödten nimmer!

Bei Meyringen, wo von allen Höhen Sturzbäche rauschen, spinnt auch der gloriose Reichenbach sein gewaltiges Silbertau aus einer Schlucht hervor, daß es blendend in der Luft hängt. Dort hinauf zum Rosenlauigletscher mit seinen wunderbar gestalteten blaugrünen Eisgrotten. Dann hinab nach Grindelwald. Auf dieser Scene, deren gigantische Kulissen das Wetterhorn, die Viescherhörner, der Eiger und zwei bis zur Thalsohle herabsteigende Gletscherströme bilden, erlebte ich das unbeschreibliche Schauspiel eines Gewittersturmes in den Hochalpen. Laß mich schweigen darüber. Ich sage nur: mir klangen bei diesem Erlebniß die Donnertöne des 29. Psalms bebend in der Seele nach.

Von Grindelwald aus wieder bergauf zur Wengernalp. Aus den Abgründen kochten die Morgennebel auf und zerschellten an den Eisstirnen der Bergriesen. Die Sonne brach triumphirend hervor, als ich oben bei der Scheideck angelangt. Sie hatte sich entschleiert, die Königin der Alpen, und da stand sie vor mir, über allen Ausdruck klar und herrlich in ihrer ewigen Schönheit, die Jungfrau! Ein Bild, das, einmal in seiner ganzen Vollpracht gesehen, nie wieder in der Seele erlöschen kann. Du stehst

geblendet, starrst entzückt, staunend, sprachlos hinüber auf die Silberhörner und bläulichen Gletschergehänge, da horch, ein Donner! Und doch ist der Himmel rein und wolkenlos. Strenge dein Auge an. Siehst du dort aus einer der Eisschluchten des Berges ein silbernes Gestäube hervorbrechen? Ist es ein Sturzbach, der thalwärts geht? Er verschwindet — er stäubt weiter niederwärts wieder hervor — ein Donnerschlag, dumpf nachrollend — aus hundert Klüften antwortet der Widerhall wie der Chor einer äschyleischen Tragödie — du hast eine Lawine fallen gesehen und donnern gehört!

Du mußt dich endlich mit Gewalt losreißen, um niederzusteigen ins Thal von Lauterbrunnen. Ja wohl, lauter Brunnen! Wie das plätschert und stürzt und klingt von allen Berghalden! Beim gastlichen Pfarrherrn des Thales hielt ich Rast. Sein Haus steht der schwindelnden Felswand, von welcher der Staubbach herabflattert, gerade gegenüber. Da war wenige Tage vor mir ein Reisender aus Dänemark eingekehrt und hatte in das Gedenkbuch des Predigers eine Schilderung des Staubbaches in deutschen Versen geschrieben. Sie ist nach meinem Gefühl vortrefflich. Ich schrieb sie für dich ab und hier hast du sie:

Wie wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums
Vielgeschlängelt, in wechselndem Schwung das Wipfel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel,
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs,
Immer wenn kaum es die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt es zurück, flammt schollernd empor und flattert am Himmel:
Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach
Mannichfaltig bewegt, vom Rande der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin und dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.

Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel;
Dann in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Lös't sich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets und droht in dem Hersturz
Alles mit reißender Flut zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth und er netzt staubregnend das Hüglein,
Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn.

Aber so Großes und Prächtiges mir auch die Alpen schon gezeigt, ich war noch lange nicht von ihrer Schönheit gesättigt. Ich dürstete, ihre geheimsten Reize zu erblicken, die sie fernab vor den Blicken derer birgt, welche nur die gewohnten Touristenpfade treten. Mich verlangte nach einer echten und gerechten Gletscherfahrt. Zwei Gemsjäger, nachdem sie mich prüfenden Blickes gemustert, ob meine Gliedmaßen so einem Gange auch gewachsen seien, erboten sich, mich wohlbehalten über das Eismeer zu bringen, welches zwischen dem lauterbrunner und dem Kanderthal lastet.

Noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir in der Morgenfrühe von Lauterbrunnen aufbrachen. Am Schmadribachsturz vorbei, einem der herrlichsten der Schweiz, geht es bergan, mälig, dann steiler, bis zur Moräne des unteren Tschingelgletschers. Weißt du, wie es einem wird, wenn man zum erstenmal über einen Gletscher wandert und über die grünblau klaffenden Schründe springt, in welchen tief unten die Gletscherbäche in der Finsterniß tosen? Es ist einem zu Muthe, als wandelte man über einen gefrorenen Orkan. Anfangs gar nicht sehr heimelig. Du mußt dich erst mit diesen ungewohnten Tönen, mit dem Gekrache des Eises, mit dem hohlen Gebrause der darunter



strömenden Wasser befreunden. Dein Auge muß schwindelfrei, dein Fuß fest sein, dann hat es, bei hellem Wetter und mit einem zuverlässigen Führer an der Seite, keine große Gefahr.

Wie mit einem ungeheuren Schwung wirft der obere Tschingelgletscher seine Eismassen auf den untern herab. Da galt es, einige tausend Fuß hoch eine völlig senkrechte Felswand emporzuklimmen. Das ist der Tschingeltritt. Ich erklärte das Unternehmen für unmöglich. Dennoch zeigten mir meine Führer die Möglichkeit. Das Klimmen begann. Bei allen Göttern! glaube mir, lieber zehn Schlachten mitmachen, als noch einmal dort hinanklettern. Da hängst du zwischen dem Himmel droben und dem grün heraufblitzenden schneelosen Eisspiegel drunten. Schaue nicht hinunter, du schaust in den Tod. Und doch kannst du nicht anders. Aber lege deine ganze Willenskraft in Füße und Alpstock, stemme dich fest an — ein Fehltritt und kein Gott hält deinen zerschmetternden Sturz auf.

Als wir den Rand des obern Tschingelgletschers, dessen kolossale, wildbizarr auf einander geschichteten Eisblöcke vom Staub des von den Winden zerriebenen Gesteins schwarz gefärbt waren, erreicht hatten, ruhten wir aus und schauten uns um. Wie glühten sie prachtvoll in der Morgensonne, die Kuppen des Tschingelhorns, des Breithorns, der Jungfrau und alle die herrlichen Kolosse! Tief ergriff mich die Poesie in dem Ausdruck des ältern Führers, das seien die Leibgrenadiere des Herrgotts.

Weiter, weiter hinein ins Allerheiligste der Wildniß! Du bist darin, wenn du über den Blümlisalpgletscher hinschreitest. Sanft abgedacht, steigt er in einer Länge von etwa drei Stunden hinan. Frischer Schneefall hatte seine Eismassen mit einem

blitzenden Weiß überzogen. Die Blendung der von der Schneedecke zurückprallenden Sonnenstralen vermag die Sehnerven zu lähmen. Schlage daher das schleierartige Tuch vor das Gesicht und lüfte es nicht zu oft, um immer und immer wieder die Prachtsäulen dieses Riesendomes, welchen du durchwandelst, anzustaunen. Aber du kannst nicht anders. Du mußt dir das unbeschreibliche Bild von erhabener Wildheit und einsamer Majestät in die Seele prägen, welches zwischen der Blümlisalp, dem Gspaltenhorn, Doldenhorn, Zackhorn, Schildhorn, Balmhorn und Altels deinen Blicken aufgerollt ist.

Auf der Höhe des Gletschers standen wir zehntausend Fuß hoch und drüber ob dem Meeresspiegel. Berge, die von drunten angesehen den Himmel zu tragen scheinen, lagen ganz unansehnlich unter uns, indem sie kaum mit ihren höchsten schneebekrönten Spitzen über den Gletschervorhang aufragten. Was für Strapazen hatte es gekostet, so hoch zu klimmen! Aber die stahlkräftige Luft hier oben, welche die Lungenflügel bis zum bersten weitet, läßt keine Ermattung aufkommen. Du fühlst dich so leicht, so froh und frei wie die Gemsheerde, welche dort drüben an der Wand des Zackhorns mitten zwischen Eis und Schnee einen Grasplatz gefunden hat. Ganz eigenthümlich imponirend und ergreifend ist die Stille, das erhabene Schweigen dieser Regionen. Nur zuweilen wird es unterbrochen durch einen heiseren Schrei und aufblickend siehst du einen Adler oder Lämmergeier majestätischen Flügelschwunges über die prachtvolle Oede hinstreichen.

Meine Führer machten mich noch auf einen schmalen Grat aufmerksam, von dessen Scheitel man hinaussehe nach Deutschland und Frankreich. Ich kletterte mühsälig hinan. Der



von der Mittagssonne aufgeweichte Schnee löſ't sich bei jedem Tritt unter den Füßen, rollt mit wachsender Schnelle abwärts, ballt sich, schiebt immer größere Massen vor sich her, und wenn du dir getraust, in die gähnenden Schlünde zu blicken, siehst du drunten die donnernde Lawine auf Eisblöcken zerschellen. Droben sah man wirklich weit hinaus in die Lande. Die dunkeln Streifen dort seien der Schwarzwald und die Vogesen, sagten meine Begleiter. Aber von solcher Höhe herab gesehen, verschwimmen Formen und Farben zu grauen und braunen Massen. Oh, wie so tief und weit lag die Welt unter mir! Sie muthete mich an wie eine halbvergessene Melodie, wie ein Lied, von welchem man nur noch einzelne Worte und Klänge in der Seele hat.

Der wildverworrene Eissturz, welcher zwischen das Doldenhorn und Zackhorn eingeklemmt ist, bildet die Gränzscheide des Blümlisalp- und des Kanderngletschers. Seitlängs des letztern stiegen wir, nachdem wir den ganzen Tag in der Gletscherwelt verbracht, wieder zu Thale, hinab nach Kandersteg. Von da machte ich an den folgenden Tagen noch Ausflüge in das Gasternthal, in dessen lieblichst grüne Matten herab ringsher aus vergletscherten Felswänden silberne Bäche springen, wie aus Himmelshöhen, und in das Oeschinenthal, in dessen mit allem Zauber heiligster Bergeinsamkeit geschmücktem See Doldenhorn und Blümlisalp ihre Schnee- und Eisfelder spiegeln. Dann ging ich über den Gemmipaß ins Wallis hinüber und hinab an den schönen Leman.

Es ist sehr seltsam! In dem Maße, in welchem ich mich wieder den Wohnstätten der Kultur näherte, regte sich auch wieder mehr und mehr die Leidenschaft in mir. Ich hatte in Montreux

und Vevey, auf meinem Wege nach Lausanne, Spuren von Lauretta und ihrer Reisegesellschaft gefunden. Sie mußten, vermuthete ich, vom Urserenthal aus zwar über die Furka, aber nur bis zum Rhonegletscher und von dort das Wallis hinabgereis't sein. Ich verfolgte die aufgefundenen Spuren mit brennender Sehnsucht. Sie leiteten mich hierher nach Genf. Das Resultat meiner Nachforschungen ist, daß Lauretta unzweifelhaft hier war. Aber wo ist sie jetzt? Der Faden ist wieder gerissen.

Eine sehr unsichere Vermuthung läßt mich annehmen, die Gesuchte sei das Arvethal hinauf nach Chamounix gegangen. Ich werde mich heute noch dahin auf den Weg machen, denn ich will und muß sie noch einmal sehen, und wäre es zuletzt auch am Hofe des Herzogs von S. G.

Nenne mich einen Thoren, theurer Freund, aber laß mir die Hoffnung, daß ich Lauretta wiederfinden werde. Ach, ich kann nicht, wie ihr Dichter thun könnt, über meine Leidenschaft mich erheben, indem ich sie zu einem künstlerischen Objekt mache, ich muß sie durchleben, weil ich wie ein einfacher Sterblicher darin befangen bin. Ob meine Beharrlichkeit vergeblich sein wird? Es kann, es darf nicht sein! Steht nicht geschrieben, daß die Liebe alles überwinde? Die Götter geben's!"

Fünftes Kapitel,

worin das alte und doch immer neue Thema vom Scheiden und Meiden wieder einmal variirt wird.

Ueber den Wäldern glühte der Abendhimmel eines heißen Julitages. Golden schimmerte es im Westen und die mälig niedersteigende Sonne warf zwischen den Wipfeln und Stämmen hindurch rothfunkelnde Lichter auf das üppige Moos- und Epheugrün des Bodens.

Es ist um diese Jahreszeit sehr still im Walde. Die junge Vögelbrut hat das Singen noch nicht gelernt und die älteren Waldsänger ruhen sich von den Sorgen und Nöthen der Begründung und Erhaltung eines Haushaltes aus. Sie haben das Ihrige gethan, ihre Jungen sind flügge, sie können sich daher jetzt mit stiller Beschaulichkeit dem Federnwechsel, genannt Mauser, überlassen. Das ist in der Welt der Vögel die Bade- und Kursaison, weßhalb man ihnen die Vernachlässigung ihrer musikalischen Pflichten zu gute halten muß.

Ueber das Moos glitt ein reizender Frauenfuß, welcher gemeinschaftlich mit seinem Zwillingsbruder die anmuthige Gestalt

Lolo's trug. Sie war von dem verschollenen Schlosse herabgestiegen, nachdem sie der greisen Freundin mit einer Resignation, die nicht ganz natürlich war, gesagt hatte: „Ich gehe, um Abschied zu nehmen.“

Sie verfolgte einen auf dem weichen Moose kaum sichtbaren Pfad, welchen sie schon oft gegangen sein mußte, denn sie war über die Richtung nie einen Augenblick im Zweifel. Mit der einen Hand den Saum ihres langen weißen Kleides emporhaltend, schritt sie rasch dahin und gelangte zu einem jener traulichen Waldverstecke, wie der Instinkt der Liebe sie so leicht und häufig findet.

Ein von Brombeer- und Epheuranken übersponnener kleiner Bach umzog im Halbbogen eine Anschwellung des Bodens, welche von malerisch geformten Felsblöcken eingefaßt war. Zwischen dem Gestein wuchsen wilde Haselsträuche, Birken und Buchen und schlossen so das Plätzchen mit seinem üppigen Moosteppich von der Welt ab, das heißt von der Waldwelt, denn eine andere gab es weitum nicht.

Auf dieser heimlichen Stelle angekommen, ließ Lolo die großen dunkeln Augen suchend umhergehen. Sie fand sich aber ganz allein in der Stille. Kein Lüftchen regte die Wipfel. Nur zuweilen klang fernab der Schrei eines Hähers oder das Schnabelgepoch des Spechtes oder der kurze surrende Pfiff des Eichhorns.

Lolo hatte sich am Ufer des Baches niedergesetzt, wo er, unter seiner grünen Laubhülle hervorkommend, klar über braune Kiesel hinmurmelte, als wollte er sagen: Kühle dich!

Sie verstand die Einladung und hielt zunächst die Hände in das helle Naß. Dann entledigte sie sich der Schuhe und



Strümpfe und plätscherte mit den allerliebsten weißen Füßchen träumerisch in dem kühlen Wasser.

Das war allerliebst anzusehen. Aber die innere Unruhe ließ sie des kindlichen Spieles bald wieder satt werden. Wer sie beobachtet hätte, wie sie Schuhe und Strümpfe hastig wieder anzog, hätte seine Freude daran haben können, denn alle ihre Bewegungen verriethen jene jungfräuliche Züchtigkeit, welche ein edles Weib auch in tiefster Einsamkeit stets bewahrt und welche sich so schön von jener bewußten, wo nicht kokett zur Schau gestellten Sittsamkeit der Prüderie unterscheidet.

Lolo verließ ihren Sitz am Bache und setzte sich weiter oben auf einen mit Moos und Epheu bekleideten niedrigen Fels, den die Natur in einer von ihren tausend Launen so gestaltet hatte, daß er wie gemacht schien, nicht einer, sondern zwei Personen zum Ruheplatz zu dienen.

Sie lauschte gespannt über den Bach hinüber, als hätte sich dort der Fußtritt des nahenden Freundes geregt. Aber es war für jetzt eine Täuschung.

Nun zog sie ein Papier aus dem Busen und durchflog die darauf geschriebenen Verse. Sie kannte dieselben längst auswendig, aber ihr Auge wollte sich an den geliebten Schriftzügen weiden.

Sie las das Gedicht zu wiederholten Malen, erst leise, dann laut, als müßte ihre Aufregung sich Luft machen.

Es waren glutvolle Strophen, welche nicht in den Werken des Dichters stehen, obgleich sie ursprünglich zu einem dort mitgetheilten Gedichte gehören:

Des wollustreichen Geistes voll — vergessen,
Vor was ich zittern muß,
Wag' ich es, stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren
Wie schnell, Geliebte, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem nassen Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang?
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein, unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut."

Lolo hielt inne, ließ das Papier fallen und sagte mit einem bitteren Lächeln:

„Eine Phantasie, was weiter? Er hat mich stets nur mit der Einbildungskraft geliebt. Lange verbarg ich es mir vor meinen innersten Gedanken, ich Thörin, aber die Wahrheit schrie doch zuletzt so laut in mir — und in ihm, daß der Selbstbetrug nicht mehr vorhielt. Jetzt geht er, seinem Geschick entgegen, seinem

Ruhm — wie dürft' ich ihn halten wollen? Der Frühlingsblüthentraum ist verwelkt in der Sommerschwüle und vor meinen Ohren klingt wieder das alte, ewige Entsagungslied, daß wir Frauen nur da seien, zu lieben, zu leiden und zu schweigen."

Sie barg das Antlitz in den Händen, versank in eine schmerzliche Träumerei und beachtete es nicht, daß jenseits des Baches das Gebüsch raschelnd auseinander gebogen wurde und in der Oeffnung Schiller erschien.

Erst als er, das Wasser überschreitend, sie begrüßte, schaute sie auf und wurde seiner gewahr.

Sie stand auf und trat ihm mit jener äußerlichen Fassung entgegen, unter welcher gerade leidenschaftliche Frauen den Sturm ihrer Gefühle vor einem weniger tief dringenden Auge oft glücklich zu verbergen wissen.

Der Dichter war freudig bewegt.

„Wie schön Sie sind in diesem grünen Versteck, theure Lolo!" sagte er. „Wenn ich Sie so ansehe, fühle ich erst recht, was ich verlieren soll. Wie neidisch ist doch das Schicksal! Aber ich kann weder noch darf ich seinem strengen Willen widerstehen. Es ist heute ein zweiter Brief von Dalberg eingelaufen. Die Bedenklichkeiten des Freiherrn hinsichtlich meiner unglücklichen Beziehungen zu dem Herzog von Wirtemberg sind endlich gehoben. Er fordert dringend, daß ich meine Abreise beschleunige. In Mannheim erwarten mich Freunde, erwarten mich Erfolge, erwartet mich eine angemessene Thätigkeit. ‚Fiesco', sowie ‚Kabale und Liebe' sollen aufgeführt werden. Mein ‚Don Karlos' rückt vor und noch eine Masse anderer Ideen und Pläne fordern rüstige Handanlegung."

Lolo schwieg und so hatte Schiller Zeit, sie genauer zu betrachten und das gewaltsam Gehaltene in ihrem Wesen zu bemerken. Der frische, heitere Muth, womit er auf eine neu vor ihm aufgethane Lebensbahn blickte, verletzte sie. Der Freund, meinte sie, nahm es doch mit der Trennung von ihr gar zu leicht. Sie sah ihn fast böse an.

Er schaute betreten zu Boden und seine Blicke hafteten mechanisch auf dem Papier, welches noch dort lag.

Lolo bemerkte es und einem unwillkürlichen Affekt nachgebend stieß sie es mit der Fußspitze verächtlich beiseite und sagte:

„Es ist nur ein welkes Blatt, das vor dem Herbste abgefallen."

Aber schon im nächsten Augenblick bückte sie sich hastig, raffte das mißhandelte Gedicht auf, küßte es und barg es an ihrem Herzen.

So verrieth sich dem Dichter die heftige Spannung ihrer Stimmung, jene Turbulenz der Affekte, welche ihm die Nähe der Freundin selbst bei traulichstem Zusammensein oft so unheimlich gemacht hatte. Dieses unglückliche Gemüth war unfähig, Ruhe und Frieden zu finden, selbst in der Freundschaft, selbst in der Liebe. Von einem unklaren, nicht zu bändigenden Titanismus getrieben und gestachelt, kannte diese Frau nur das Streben nach Glück, nie das Glück selber. Sie hätte es daher auch in dem Herzensbund mit Schiller nicht gefunden, und zwar, wäre derselbe ein dauernder gewesen, nur um so weniger. Daher war es für den Dichter eine unberechenbare Gunst des Schicksals, daß er frühe genug erkannt hatte, die Titanide vermöge weder glücklich zu sein, noch glücklich zu machen.



Trotz alledem war seine Situation zu dieser Stunde peinlich genug. Das Benehmen der Freundin am Tage zuvor, wo er ihr in dem verschollenen Schlosse droben die Wendung seines Geschickes angezeigt, hatte ihn hoffen lassen, daß dieses Verhältniß ruhig und schön sich lösen würde. Aber diese Hoffnung schien nun eine sehr voreilige gewesen zu sein. Er hatte nicht bedacht, daß es im Frauenherzen Saiten gibt, die, auch noch so vorsichtig und sanft berührt, dennoch nur tiefschmerzlich vibriren können.

Jetzt drang sich ihm diese Wahrheit auf und er suchte daher nach schonenden Worten, um das reizbar gespannte Gefühl der Freundin nicht zu verletzen. Aber selbst dem begabtesten Menschen kommt in solchen Momenten nicht immer das gerade Passende zu Sinne und so konnte er nur sagen:

„Theure Lolo, ich hoffte nach dem, was wir gestern mitsammen sprachen, Sie heute ruhiger und gefaßter zu finden. Warum das Unvermeidliche uns noch mehr verbittern? Sie waren doch mit mir einverstanden, daß es sich nicht mit meiner Ehre vertrüge, die Gastfreundschaft meiner mütterlichen Gönnerin noch länger zu mißbrauchen. Um so weniger, da meine Beschützerin nicht ohne Grund fürchtet, daß ihre Wohlthat, falls sie bekannt würde, das freundliche Verhalten des Herzogs von Wirtemberg zu ihrer Familie leicht stören könnte. Es gibt in der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, einen Zwang der Verhältnisse —“

Lolo unterbrach ihn ungestüm. Die kochende Lava ihrer Seele strömte über, aber, und das ist charakteristisch, vom persönlichsten wurde sie alsbald zu allgemeineren Anschauungen fortgerissen.

„Zwang, sagen Sie?“ rief sie aus. „Zwang? Das ist die ewige monotone Litanei! Möchte ich sie nie wieder hören! Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen! Aber, ach, die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Liebe bedürfte gar keines Gesetzes. Doch was ist Liebe? Euch Männern ein Spiel. Und uns Frauen? Kennen wir sie, dürfen wir sie kennen und bekennen? Nein. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph, bis unser Ideal kommt; sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe und noch mehr als Goethe: Unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.“

Sie sprach das im Ton einer Sibylle. Aber die Erhebung über das eigene Leid konnte nicht lange währen. In dieser reichen und doch so armen Frauenseele machte die angeschlagene Saite des Stoicismus stets die hart daneben liegende sentimentale mittönen. Die Pythonissa war schon zum flehenden Weibe geworden, als sie mit einem plötzlichen Uebergang oder vielmehr ohne einen solchen fortfuhr:

„Oh, mein Freund, kann es, darf es Ihnen Ernst sein mit unserer Trennung? Wissen Sie denn, was ich dadurch verliere? Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich mir selbst bekannt, wie öde

meine Vergangenheit. Das Leben hat Sie mir gesandt und Sie wollten unsern Bund trennen? Momente nur sind uns im reinen Sein gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? Oh, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind!"

„Theure Lolo", versetzte er, von dem Schwung ihrer Worte mitbeflügelt, „seien Sie nicht ungerecht gegen mich und gegen sich selbst. Ja, gegen sich selbst, denn wenn je der Funke der Ruhmesliebe in mir gelegen, Sie und nur Sie haben ihn zur hellen Flamme angeblasen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet. Ihre Gegenwart, theure Freundin, gab mir eine Begeisterung, die ich früher nicht gekannt. Vor allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie du dieses Sehnen nie trüben, nie seinen Glanz entweihen kannst. Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer dein, hätte ich — den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich entzückt, aber auch — ängstigt."

Sie sah ihn an mit einem Ausdruck ihrer schwarzen, Flammen sprühenden Augen, der es völlig rechtfertigte, daß Schiller später von dieser Frau sagte, ihre Leidenschaftlichkeit habe sie

manchmal hart an die Gränzen des Wahnsinns geführt; ihr Athem flog, ihr Busen ging hoch und mit ausgestrecktem Arm sagte sie schneidend:

„So geh' denn, Feigling!“

Der Dichter richtete sich hoch auf. Seine Wangen brannten und ein hartes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Aber er schluckte es hinunter, und nachdem er sich bemeistert, sagte er sanft:

„Lolo, sollen wir so scheiden?“

Der Ton traf ihr Herz. Der Wahnsinn der Leidenschaft verflog. Der Freund wollte ihre Hand fassen, aber schon lag sie an seiner Brust und ihre Augen lächelten ihn durch Thränen an.

So empfing und erwiderte sie seinen Abschiedskuß und hielt ihn noch lange umfaßt, ihr Antlitz an seinem Herzen verbergend, um das krampfhafte Schluchzen. ihrer Brust vorübergehen zu lassen.

Dann richtete sie sich in seinen Armen auf, machte sich sanft los und sagte mild und fest:

„Wir scheiden, Friedrich, aber wir behalten uns doch. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!“

„Nie, du sagst es, Lolo! Wenn wir uns wiedersehen — und ich weiß, es wird geschehen — werden wir Freunde sein.“

„Sei es! Aber jetzt — du sollst mich nicht begleiten, mir nicht nachsehen — mein Herz erträgt nicht ein zweites solches Scheiden — jetzt nur noch das eine Wort: Erfülle deine hohe Mission, geliebter Freund! Welche Pfade sie dich auch führen mag, immer wird mein Gedanke dir zur Seite gehen und sprechen: Glück auf! Und so lebe wohl!“

Sie trat rasch zurück, winkte ihm mit der Hand, ging rasch am Bache hinauf und waldeinwärts, bis sie wie ein gleitender Schatten hinter den Fichtenstämmen verschwand.

Er mußte sich Gewalt anthun, um ihr trotz ihres Verbotes nicht zu folgen und ihr noch ein liebes Wort zu sagen. Das Herz war ihm schwer und er starrte ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Gewandes in dem dunkelnden Grün verschwunden war. Dann wandte er sich quer durch den Wald, um nach dem Sorgenlos seines philosophischen Freundes zu gelangen, dem er noch Lebewohl sagen wollte. Aber er hatte Mühe, den oft betretenen Pfad nicht zu verfehlen, denn die Augen standen ihm voll Thränen.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Zwei neue Residenzwunder, von denen jedes noch über das Bohnenlied geht. — Drei Excellenzen. — Der Mandarin-Herzog oder China in Deutschland. — Zwei Excellenzen und ein Pastor, welcher vom Berge Sinai kommt, aber ein starrer Rationalist ist.

„Das geht noch über das Bohnenlied!“ ist eine landläufige Redensart im südlichen Deutschland und zweifelsohne auch im mittleren, denn hier wurde sie eines schönen Märzmorgens des Jahres 1785 sehr häufig gehört, und zwar in einer herzoglichen Haupt- und Residenzstadt.

Die Bewohner derselben hätten freilich im Laufe der Regierung des Herzogs Emil, das heißt seit einigen Jahren, ausreichende Gelegenheit gehabt, gegen überraschende Eindrücke sich abzuhärten. Es waren seither genug Wunder oder wenigstens Wunderlichkeiten geschehen. Aber der Vorrath schien noch lange nicht erschöpft zu sein und die „Genialität“ des Fürsten sorgte dafür, daß es an angemessener Steigerung nicht fehlte.

Der Begriff des modernen Staats hat in Deutschland erst in unserem Jahrhundert sich zu entwickeln angefangen und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese Entwickelung noch jetzt

im Flügelkleide der Unschuld einhergeht, wenigstens unter den Massen. Viele in ihrer Art große Leute halten auch dafür, besagtes Flügelkleid sei überhaupt das passendste Gewand der Staatsidee, was wir dahingestellt sein lassen. Thatsache ist, daß zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, die moderne Staatsidee den Deutschen noch keine Sorge machte. Freilich hatten Friedrich II. und Josef II. schon das ominöse Wort gesprochen, daß der Fürst nur der erste Diener des Staates sei, aber zwischen so einer revolutionären Theorie und der Praxis liegt doch immer eine tiefe Kluft. Faktisch stand der sogenannte patriarchalische Despotismus noch in voller Blüthe. Da, wo der siebenjährige Krieg mit rauher Hand den Deutschen ihren mittelalterlichen Schlummer aus den Augen gerieben, hatte dieser Despotismus die Gestalt des sogenannten erleuchteten angenommen. Aber erleuchtet oder unerleuchtet, überall war die Willkür das Staatsgrundgesetz.

Die Unterthanen des Herzogs Emil wußten davon zu erzählen. Während jedoch das schlechtregierte Land verarmend darunter seufzte, hatte die Hauptstadt wenigstens den Trost, daß ihr der Stoff zu residenzlichem Klatsch nie ausging. Das ist aber, wie jedermann weiß, eine der Grundbedingungen hauptstädtischer Zufriedenheit und so lag denn in dem Ausruf: „Das geht noch über das Bohnenlied!" womit die Bewohner der Residenz den heutigen Morgen begrüßten, viel mehr der Ausdruck wohlgefälligen Erstaunens als unzufriedenen Tadels. Der Landesherr hatte für eine neue Ueberraschung gesorgt — was konnte er mehr thun?

Der Thorschreiber an dem zum herzoglichen Lustschloß Er=

mitage hinausführenden Thor hatte diesen Ruf zuerst angestimmt. Von dort war er die lange Straße bis zum fürstlichen Palais hinaufgelaufen. Die Mägde am Brunnen, die Handwerker in ihren Werkstätten, die Jungen, welche zur Schule gingen, die Kanzlisten, welche nach ihren Schreibstuben schlenderten, die Krämer in ihren Buden, alle hatten ihn laut wiederholt. Auch auf dem Schloßplatze wurde er von den Lakaien und Leibgardisten gehört, aber etwas weniger laut.

Er war nicht ohne Grund. Die heutige Ueberraschung war wirklich überraschend.

Zu dem bezeichneten Thore herein war nämlich ein Wagen gerollt, dessen Viergespann von Stallbedienten in der herzoglichen Livree gelenkt wurde. Zwei Mohren in weißen Kaftans und rothen Turbanen standen hinten auf. Doch das war alltägliches. Das Ungewöhnliche bestand in dem Wagen selbst, der in Form und Farbe einen kolossalen Todtenkopf darstellte. So etwas war nicht nur in der getreuen Residenz, sondern wohl überhaupt noch nie gesehen worden. Das ging in der That über das Bohnenlied.

Der Todtenkopfwagen hielt im inneren Schloßhofe vor der Mittelpforte der Hofburg. Einer der Mohren öffnete den Schlag und beide verbeugten sich bis auf den Boden vor dem kleinen, dicken, breitschulterigen Herrn, welcher ausstieg und seine schwarzen, rastlosen Augen über den Hof und die Schloßfenster entlang rollen ließ, bevor er in die Vorhalle trat und die große Treppe hinaufstieg.

Dieser Herr, welcher in weißen Atlasschuhen mit rothen Absätzen ging und unter einem kostbaren Zobelpelz einen goldgestickten Galarock von weißem Sammet trug, sowie von Ringen,

Ketten und Diamanten förmlich funkelte, ist uns schon flüchtig begegnet: an jenem Morgen, wo Schiller in der blauen Ente zu Gmünd der gebildeten Wirthstochter den Hof machte, und dann in dem Briefe Raleighs an seinen Freund.

Es war der Sizilianer, welcher unter dem Namen eines Conde Fenix am herzoglichen Hofe dermalen einen großen Stand hatte, nachdem ihn Herzog Emil von seiner Reise nach der Schweiz und nach Italien mit heimgebracht.

Der ungeheuerliche Wagen blieb unter der Einfahrt halten und gab der Schloßdienerschaft Gelegenheit, ihre Glossen auszutauschen, bis sie beiseite treten mußte, um drei herankommenden Equipagen Platz zu machen.

Drei Excellenzen stiegen aus, der Herr Hofmarschall, der Herr Oberschenk und der Herr Generalleutnant, welcher dem Militärwesen des Landes vorstand.

Auch sie erblickten den riesenhaften Todtenkopf auf seinen vier Rädern mit Erstaunen.

„Quelle bizarrerie!“ zischelte der Hofmarschall.

„Quelle folie!“ brummte der Oberschenk.

„Was, zum Teufel, soll das sein?“ rief der General aus.

Zugleich richteten sich ihre Blicke fragend auf den Adjutanten du jour, welcher eilig die Treppe herabkam.

Der junge Offizier verbiß ein Lächeln, indem er leise sagte:

„Meine Herren, ich weiß nur, daß dieses Ungeheuer von Wagen, welches wie ein Triumphvehikel für Freund Hein aussieht, nach den Angaben Serenissimi draußen in der Ermitage gebaut worden. Wahrscheinlich hat das Ding eine thaumaturgische Bedeutung. Wenigstens hat es so eben unsern großen

Magier und Geisterbeherrscher zu Hofe gebracht. Im übrigen, meine Herren, habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß das geheime Konsilium bereits begonnen hat, und ganz im Vertrauen füge ich hinzu, daß Sie droben im Konferenzsal ein blaues oder vielmehr ein blaurothgelbes Wunder sehen werden."

Damit eilte der junge Mann über den Hof nach dem herzoglichen Marstall hinüber und die drei Würdenträger stiegen die Marmortreppe hinauf. Weil ihnen jedoch das blaurothgelbe Wunder des Adjutanten mitsammt dem Todtenkopfwagen sehr in den Köpfen herumging, blieben sie auf einem Absatz der Treppe noch einen Augenblick stehen und da sagte der alte General, welcher unter dem großen Fritz gedient hatte, unwirsch:

„Möchte wissen, was für eine verdammte Schnurre wieder im Werke ist."

„Bst, Excellenz", flüsterte der Hofmarschall, „Se. Durchlaucht, unser gnädigster Herr, richtet keine Schnurren an. Er hat nur geistreiche Einfälle, genialische Ideen —"

„Ei was", unterbrach der derbe Oberschenk den Sprecher, ohne auf das ironische Mienenspiel desselben zu achten, „ei was! Es wird immer toller, und wenn es so fortgeht, so müssen, sag' ich, die Agnaten des herzoglichen Hauses einschreiten. Wir werden ja zum Gespötte vor dem ganzen römischen Reich. Keine Woche vergeht mehr ohne ein neues Skandal. Und jetzt vollends dieser Lump von Italiener, der den Herzog so gewiß beschwindelt, als sein Grafentitel falsch ist."

„Hol' ihn der Henker!" sagte der General. „Ich kann den gelben Kerl nie sehen, ohne zu wünschen, ihm alle Knochen im

Leibe zu zerbrechen. Der ein Graf? Wenn er nicht ein verkleideter Bedienter ist, will ich Spießruthen laufen."

„Bst, bst!" mahnte der Hofmarschall wieder. „Bedenken Sie, meine Herren, daß hier nicht der Ort ist, einem, wie ich zugebe, allerdings nicht unbegründeten Mißvergnügen Worte zu leihen."

Die Sitzung des geheimen Konsiliums, wie hier zu Lande der Staatsrath hieß, war nach zwei Stunden zu Ende. Da wurde es im Schloßhofe sehr lebendig. Vor den Todtenkopfwagen waren jetzt sechs Pferde geschirrt, prächtige Goldfüchse. Vorreiter standen, zum Aufsitzen bereit, neben ihren Rossen und ein Piket Leibhusaren war aufgeritten. Die wichtige Nachricht: „Se. Durchlaucht fährt nach der Ermitage!" ging von Mund zu Mund. Von der Vorhalle bis zu dem wunderlichen Wagen bildeten Hofchargen eine Hecke. „Serenissimus kommt schon die Treppe herab", sagte der erste Piqueur und bestieg sein Pferd, um sich an die Spitze des Zuges zu setzen.

Aber was war denn das?

In der That, ein blaurothgelbes Wunder.

In diese Farben gekleidet, kam nämlich ein chinesischer Mandarin, auf den Arm des Conde Fenix sich stützend, langsam und gravitätisch aus der Vorhalle heraus. Nichts fehlte dieser seltsamen Erscheinung, um einen echten Chinesen vorzustellen, und doch steckte in dieser Verkleidung ein deutscher Fürst.

Wir versichern dem Leser ausdrücklich, daß wir von einer historischen Thatsache sprechen. Freilich bildet der Umstand, daß ein deutscher Herzog in chinesischer Mandarinentracht am hellen Tage seinem Staatsrath vorsaß, eine der bizarr-

sten Episoden unserer Sittengeschichte, wenn nicht die bizarrste überhaupt.

Herzog Emil schien es nicht zu bemerken, daß sein Hofstaat große Mühe hatte, die gereizte Lachlust hinter der gewohnten Ehrfurcht zu verbergen. Er erwiderte die ehrerbietigen Verbeugungen rechts und links mit gnädiger Grandezza, bestieg dann den Todtenkopf und winkte dem Sizilianer, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Tambours schlugen ihren Wirbel, die Vorreiter sprengten dem Wagen voran, die Leibhusaren hinterdrein und der Zug brauste zum Hofe hinaus und die Straße hinab.

War die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlied!" vorher von der Stadt zum Schlosse hinaufgelaufen, so lief sie jetzt umgekehrt vom Schlosse zur Stadt hinab. Und sie war auf allen Lippen.

Selbst auf denen eines so ernsten Mannes und altgedienten Hofherrn, wie der Kanzler des Herzogthums einer war.

Diese greise Excellenz kam mit einer andern greisen Excellenz, dem Herrn Kammerpräsidenten und Obersteuerdirektor, langsam über den Schloßhof daher und sah sehr nachdenklich aus.

Die beiden alten Herren mochten das Bedürfniß fühlen, sich auszusprechen, denn als sie das Gitter des Hofraums hinter sich hatten, lenkten sie ihre Schritte nach dem Schloßgarten, der um diese Tageszeit von Besuchern leer war. Indem sie eine einsame Allee, an deren Zweigen das erste schüchterne Grün schimmerte, hinabgingen, brach der Kanzler das Schweigen mit den Worten:

„Das ist unerhört! Nicht nur das höchste Regierungskollegium seines Landes, sondern auch seine eigene Würde als

Mann und Reichsfürst durch eine alberne Maskerade verhöhnen, als Chinese dem Staatsrath eines deutschen Herzogthums vorsitzen — da hört alles auf. Ich meinte, der Schlag müßte mich rühren."

„Mir erging es nicht besser", versetzte der Kammerpräsident. „Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes stupéfait, wie die Franzosen sagen. Und doch hätte uns die heillose Komödie kaum überraschen sollen. Erinnern Sie sich denn nicht, werthgeschätzter Freund, daß Serenissimus vor etwa zwei Jahren einmal von der tollen Caprice angewandelt wurde, als Frau gekleidet, die entblößten Schultern mit einem Kaschmirshawl halb verhüllt, vom ganzen Hofe die Cour anzunehmen?"

„Ich war damals abwesend, hörte zwar davon, nahm es aber für eine Faschingsposse. Solange diese Wunderlichkeiten unseres Herrn im Hofkreise sich ausließen, berührten sie im Grunde uns Geschäftsleute wenig. Nun aber scheint es, soll der Tollrausch alles in seinen sinnverwirrenden Wirbel hineinziehen. Ist es da nicht unsere geschworene Pflicht, beizeiten uns die ganze Gefährlichkeit der Sachlage klar zu machen, um überall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen?"

„Was meinen Sie, Excellenz?"

„Ich meine, Excellenz, daß wir langjährige Kollegen und Freunde seien und daß es unsere Schuldigkeit sei —"

„Serenissimo treuunterthänigste Vorstellungen zu machen?"

„Was richten Vorstellungen da aus?"

Die beiden Excellenzen maßen sich mit forschenden Blicken.

„Ich errathe Ihre Intention nicht, hochgeschätzter Freund und Gönner", sagte der Kammerpräsident. „Sollten Sie viel=

leicht den Gedanken haben, daß wir an den kaiserlichen Reichshofrath in Wien —"

„Bah", unterbrach ihn der Kanzler, „bis der Reichshofrath die Sache bereinigt hätte, könnten Land und Leute zweimal zu Grunde gehen. Zudem sind wir nicht die Leute, ein ohnehin schon großes Skandal noch größer zu machen. Hübsch in der Stille gearbeitet! Das ist mein Wahlspruch. Aber gearbeitet, etwas gethan muß werden."

Der Kammerpräsident nahm mit Bedacht eine Prise aus seiner goldenen Dose, schnippte mit den feinen langen Fingern den Tabaksstaub vom Spitzenjabot, nahm eine sehr kluge Miene an, sah sich vorsichtig um und sagte dann, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Deckel der Dose in seiner Linken tippte:

„Wenn ich den heutigen Aufzug Serenissimi bedenke, wenn ich ferner den ganz inkonvenablen Umstand ins Auge fasse, daß unser allergnädigster Herr heute geruhte, den Conde Fenix, welchen ich, im Vertrauen gesagt, weniger für einen Grafen und großen Magier als vielmehr für einen Chevalier, nämlich d'industrie, und großen Charlatan halten muß, ohne weiteres in das geheime Konsilium einzuführen, wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß Se. Durchlaucht die Gnade hatte, uns durch besagten hergelaufenen Menschen in einem wunderlichsten Kauderwelsch eine Vorlesung über schwarze und weiße Magie, Kabbala, Nekromantie, Magisterium und andere dergleichen schöne Sächelchen halten zu lassen, so muß ich, hochgeschätzter Herr Kollega und liebwerthester Freund, zu dem Schlusse kommen, daß wir uns in einer Situation befinden, wo es heißt: Caveant consules."



„Ja wohl. Es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit.“

„Und unser Vortheil.“

„Auch das, denn in unserem Alter, werthgeschätzter Herr Kollega, ist man der jugendlich thörichten Schwärmerei ledig, mehr an andere als an sich selbst zu denken. Es handelt sich vor allem darum, diesen Italiener zu entfernen. Sein Einfluß auf unsern durchlauchtigsten Herrn ist geradezu erschreckend. Er scheint mit seinem vorgeblichen geheimen Wissen Serenissimo den Kopf vollständig verdreht zu haben, so daß alles Ernstes zu befürchten steht, Se. Durchlaucht — hm — Sie verstehen mich —“

„Ich denke wohl. Ein Landesherr, von welchem es so zu sagen notorisch, daß er — daß er — nun ja, daß er mente captus, könnte leicht Veranlassung geben, daß —“

Und der Herr Kammerpräsident vervollständigte diesen fragmentarischen Satz durch eine in sehr sprechend diplomatischer Weise zur Nase gebrachte Prise. Der Herr Kanzler verstand diese Schnupferpantomime recht gut.

„Sie wollen andeuten“, sagte er, „daß gewisse Leute den in Rede stehenden Fall zu benutzen wissen würden? Ganz auch meine Meinung. Sie wissen, Serenissimus hat nur ein Kind, ein Töchterlein. Die kleine Prinzeß ist mit dem Erbprinzen des Nachbarlandes verlobt —“

„Sie brauchen, Excellenz, entschuldigen Sie gütigst, das bedrohliche nicht weiter auszumalen. Ich weiß, wir sind am Hofe des wunderlichen alten Herrn, des künftigen Schwiegerpapas unserer kleinen Prinzeß, nicht gut angeschrieben, und daher liegt es in unserem Interesse, daß die Regierung des

Landes nicht vorzeitig nach jener Richtung hinfalle. Ergo müssen wir trachten, unsern jetzigen allergnädigsten Herrn möglichst lange zu behalten. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, daß Serenissimi durchlauchtige Extravaganz — sit venia verbo — wieder die frühere harmlosre Richtung nehme. Ergo muß der welsche Charlatan fort."

Sie sind, Werthester, noch immer der klare und bündige Logiker wie vor Zeiten, wo Sie Professoren und Studenten im alten lieben Halle durch Ihre Schlagfertigkeit als Disputator entzückten. Ihre Ansicht ist vollkommen richtig. Unser Werk dürfte übrigens nicht so gar schwierig sein, denn wir haben den ganzen Hof für uns, von dem jüngsten Jagdjunker an bis hinauf zu Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin."

„Ah, die Frau Herzogin! Ihre Durchlaucht hat wahrlich guten Grund, auf diesen Italiener und seine Tochter böse zu sein."

„Freilich, aber ich glaube nicht, daß das seltsame Mädchen die Tochter dieses Menschen ist."

„Was denn? Etwa seine —"

Nein, außer Sie wollten das Wort Maitresse dem strikten Wortsinne nach mit Herrin übersetzen."

„Wie?"

„Dieses Mädchen beherrscht den Sizilianer vollständig. Er kriecht ordentlich vor ihr, während sie ihn augenscheinlich mit gränzenloser Verachtung behandelt."

„Und wie behandelt diese schöne Signora — denn schön ist sie, wunderschön — unsern durchlauchtigen Herrn?"

„Gerade so wie den Sizilianer."

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Ja, die Sache ist räthselhaft genug. Dieses Mädchen ist entweder die kühnste Abenteurerin oder die muthwilligste Künstlernatur von der Welt. Ich fand Gelegenheit, bei dem letzten Hofball in der Ermitage mit ihr zu verkehren, und ich fand sie stolz wie eine Göttin und von unnahbarer Jungfräulichkeit.“

„Was Sie sagen! Aber wie kommt sie dann in die Gesellschaft dieses Charlatans?“

„Da bin ich überfragt. Uebrigens was kümmert das uns? Die Signora muß fort zugleich mit dem Signor, denn ihr Einfluß auf den Herzog ist noch mehr zu fürchten als der ihres angeblichen Vaters.“

„Gut, aber was rathen Sie?“

„Ich möchte vor allem Ihren Rath vernehmen. Unsere Interessen sind so lange Jahre her dieselben gewesen. Sie sind es, schmeichle ich mir, auch heute noch.“

„Wahr und freundschaftlich gesprochen, Excellenz. Würden Sie es nicht für zweckdienlich erachten, zu versuchen, Serenissimum bei seiner schwachen Seite fassen zu lassen? Sie wissen, er wurde streng lutherisch erzogen. Wie wäre es, wenn wir protestantische Skrupel in ihm zu erwecken suchten? Etwa durch den Herrn Oberhofprediger?“

„Mein werthgeschätzter Freund, ich muß mir erlauben, Sie zu fragen: Wo hatten Sie in letzter Zeit Ihre Augen? Wo blieb Ihr Scharfblick, Ihr Scharfsinn? Uns an den Oberhofprediger wenden? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß am ganzen Hofe dieser geistliche Würdenträger der einzige ist, welcher für den Sizilianer Partei genommen?“

„Doch, ich habe es bemerkt, legte aber der Sache keine Wichtigkeit bei.“

„Mit Unrecht, sehr mit Unrecht.“

Und nachdem sich der Herr Kanzler umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Erinnern Sie sich nicht der seltsamen Gerüchte, welche schon vor längerer Zeit über den Herrn Oberhofprediger umgingen?“

„Daß er ein Abtrünniger sei?“

„Ja. Ich legte früher so wenig Gewicht darauf wie Sie selber. Aber seither ist mein Verdacht rege geworden. Sollte es Ihnen entgangen sein, wie sonderbar sich unser Bruder Oberhofprediger manchmal in der Loge benommen hat?“

„Nicht so ganz. Seine heftige Opposition gegen den Illuminatismus fiel mir auf, aber ich vermuthete, er führe sie vom Standpunkte der protestantischen Orthodoxie aus.“

„Das glaubte ich früher auch, jetzt nicht mehr. Wer war es, der den Conde Fenix in unsere Loge einführte und dessen Reception bewirkte?“

„Allerdings der Oberhofprediger.“

„Und wer arbeitet unablässig daran, daß die Loge das sogenannte ägyptische System der Maurerei adoptire, welches dieser Sizilianer predigt?“

„Wieder der Oberhofprediger.“

„Sehen Sie nun, daß hier eine Intrike im Gange ist, welche noch ganz andere Zwecke verfolgt als den, unsern Herzog mittels Geisterbeschwörungen und Goldmacherei um Geld zu prellen?“

„Sie erschrecken mich. Am Ende wäre es da gar auf Proselytenmacherei und dergleichen Skandal abgesehen?“



„Ich fürchte es. Der Oberhofprediger ist ein gefährlicher Mann. Seine Verbindungen reichen weit. Wie sehr doch haben wir es in dieser fatalen Situation zu beklagen, daß der frühere Oberhofprediger seine Stelle vorzeitig niederlegte, um sich auf eine Landpfarre zurückzuziehen."

„Freilich, freilich. Der wackere Stahlherz war mit seinem etwas polternden Rationalismus zwar manchmal ziemlich unbequem, aber hier wäre er zuversichtlich ganz am Platze. Doch wie, sehe ich recht? Kommt der Pastor nicht eben dort die Allee herauf?"

„In der That, wie gerufen, ganz wie ein deus ex machina. Sehen Sie nur, wie rüstig unser alter Freund ausschreitet. Er trägt seine Jahre leichter als wir."

Die beiden Excellenzen gingen dem Herannahenden entgegen und bald fand zwischen ihnen und dem Pastor eine freundschaftliche Begrüßung statt.

„Wie gut sich das trifft, liebwerther Freund", sagte der Herr Kanzler. „Eben sprachen wir von Ihnen. Wo weht Sie denn der Wind her?"

Der alte Herr, eine hohe, sehr hagere Figur mit strengen, intelligenten Zügen, nahm seinen großen Dreimaster ab, wischte sich, vom raschen Gehen erhitzt, den Schweiß von der gefurchten Stirne, stieß dann den langen Rohrstock auf den Boden und erwiderte mit einer Art verbissener Lustigkeit:

„Woher ich komme, meine gnädigen Herren und Freunde? Je nun, direkt vom Berge Sinai."

„Was?" riefen die beiden Excellenzen zu gleicher Zeit.

„Ja, es ist schon so", sagte der Pastor und ehemalige Hofprediger.

„Sie scherzen."

„Keineswegs. Mittelbar komme ich von meinem Dorfe unweit der Ermitage, aber unmittelbar vom Berge Sinai. Das nimmt Sie wunder, meine Herren? Und doch gehen dermalen hier zu Lande so wunderbare Sachen vor, daß einem von rechtswegen gar nichts mehr wunderlich vorkommen sollte."

Der alte Rationalist aus der wolf'schen Schule sprach das mit einer Entrüstung, die sich umsonst bemühte, humoristisch auszusehen.

„Wir verstehen Sie nicht, werther Freund", sagte der Kanzler.

„Nun, so will ich Sie aufklären", versetzte der Prediger, „denn ich liebe noch immer die Aufklärung in allen Dingen, obgleich sie jetzt, scheint es, aus der Mode gekommen, um der Verfinsterung Platz zu machen. Haben Sie denn, meine Herren, wirklich noch nichts von dem Berge Sinai gehört, welcher draußen im Park der Ermitage im Aufbau begriffen ist?"

„Sie meinen den bizarren neuen Hügelpavillon?"

„Ei freilich. Ich hörte von meinen Dörflern schon lange die ungeheuerlichsten Dinge inbetreff dieses Bauwerkes. Da hab' ich mir's denn im Vorbeigehen mal angesehen. Und was sah ich? Ein Werk des Unsinns und Betrugs. Der Architekt, der sich, beiläufig gesagt, schämen sollte, sich einen Bruder Maurer zu nennen, erklärte mir die heillose Schnurre und meinte mir damit einen Gefallen zu erweisen. Der Hügel, welcher aufgethürmt wurde, um den Bau zu tragen, heiße Sinai, der



Pavillon selber Sion. Auch von einem Gemache, das den Namen Ararat führen soll, war die Rede und sonst noch von allerlei verrücktem Zeug. Ich sagte dem Baumeister meine Meinung, ja, so that ich, und ich kam hierher, sie auch diesem welschen Hausnarren und Hauptgauner, dem Lügengrafen, sowie dem Herzog selber zu sagen."

„Da haben Sie einen vergeblichen Gang gemacht, Bruder Stahlherz", bemerkte der Kammerpräsident. „Serenissimus ist mit dem Conde Fenix gerade vorhin nach der Ermitage hinausgefahren. Sind Sie dem herzoglichen Wagen nicht begegnet?"

„Nein, ich kam den Fußweg durch die Wälder. Aber ein vergeblicher soll mein Gang doch nicht ganz sein. Wohl, ich sah also den Berg Sinai, welcher der Sitz einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei werden soll, womit dieser sizilianische Schelm unser Land beglücken will, um es dem Teufel, will sagen dem Aberglauben und der Sittenlosigkeit, in den Rachen zu jagen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ich frage Sie, als Maurer zu Maurern sprechend: Wollen Sie es dulden, daß die Loge dieser Stadt, welche so lange ehrenvoll dastand im deutschen Reiche, zu einem Tummelplatze dunkelmännischer Arglist verwandelt werde?"

„Lieber Bruder", entgegnete der Herr Kanzler, „so weit ist es noch nicht. Der Conde Fenix empfiehlt zwar das ägyptische System — "

„Welches kein anderes ist als das der strikten Observanz", fiel der Pastor lebhaft ein.

„Das mag sein. Indessen dürfte doch auch berücksichtigt werden, daß den Conde Fenix in seinen Bestrebungen, hier zu

Lande eine ägyptische Mutterloge zu stiften, ein sehr namhafter Geistlicher der Landeskirche eifrig unterstützt."

„Wer?".

„Ihr Nachfolger, der Oberhofprediger."

„Der? — Ich dachte es mir. Noch mehr, ich war längst überzeugt, daß die Volksstimme, welche den Heuchler als heimlichen Apostaten bezeichnete, Gottes Stimme gewesen ist. Aber ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in acht, meine Herren! Ich will nicht noch einmal von Ihren Pflichten als Maurer reden, aber Sie sind Minister dieses Landes. Retten Sie den unglücklichen Herzog, der, ohne es zu merken, am Rande des Abgrundes taumelt, und retten Sie das Herzogthum. Die alte Schlange rührt sich wieder mit Macht in diesen Tagen. Eine höllische Kabale ist im Werke. Noch einmal soll es versucht werden, die Fürsten und Völker deutscher Nation in das alte Lügennetz zu verstricken."

„Sie sehen die Dinge wohl zu schwarz, hochgeschätzter Freund", bemerkte der Kammerpräsident. „Indessen ist nicht zu läugnen, daß verschiedene Inkonveniențen an diese mystischen Spielereien, in welche Serenissimum hineinzuziehen gelungen ist, sich knüpfen dürften."

„Inkonvenienzen? Ei, ja wohl!" entgegnete der alte Prediger heftig. „Sie werden schlimmeres erfahren als Inkonvenienzen, meine Herren, wenn Sie die Sache so leicht nehmen. Ist erst diese ägyptische Maurerei, das heißt die ägyptische Finsterniß, hier im Flor, so werden Sie vom „Eques a penna rubra" Befehle erhalten. Sie staunen, woher ich das alles weiß? Erinnern Sie sich, meine Herren, unseres alten Freundes und Bruders Armbruster, welcher dermalen in Stuttgart lebt? Die-



ser weise Mann und treffliche Mensch hat mir durch den Mund eines jungen Bruders, eines Amerikaners, welcher dermalen mein Gast ist, das ganze Gewebe des Luges und Truges enthüllt, dessen Maschen sich um uns zusammenziehen sollen. Ich weiß zwar wohl, unsere Kraftgenies drüben in Weimar machen sich in Versen und Prosa waidlich lustig über die ängstlichen Finsterlingeriecher in Berlin, wie sie den wackeren Nikolai und dessen Freunde spöttisch zu nennen pflegen; aber falls nicht bald umfassende Maßregeln getroffen werden, das üppig wuchernde Unkraut auszurotten, so dürften unsere Kinder und Enkelkinder zu ihrem Schaden erfahren, daß Nikolai's Riechorgan nur allzu gut organisirt gewesen sei und daß man daher besser gethan hätte, seine Worte zu beherzigen, als ihn zu verhöhnen. Freilich, der Mann ist kein titanisches Genie, kein furibunder Obenhinaus, allein ein Mensch von gesundem Menschenverstand ist er und solche sind in Deutschland leider Gottes immer selten gewesen. Es stünde sonst besser um uns."

Der alte eifrige Rationalist war auf ein Gebiet gerathen, wohin ihm zu folgen die beiden Excellenzen keine Lust hatten. Sie wollten sich mehr an Zunächstliegendes halten.

„Sie erwähnten Armbrusters, Werthester", sagte der Kanzler, „und ich erinnere mich des faustischen Doktors als eines klugen und welterfahrenen Mannes recht gut. Aber sagen Sie, hat er Ihnen nur allgemeine Warnungen vor dem Treiben der sogenannten ägyptischen Maurer zukommen lassen oder gingen seine Bedenken ins Specielle?"

„Ins Specielle und Speciellste, Ihnen zu dienen", versetzte der Prediger.

„Ah“, bemerkte der Kammerpräsident, „am Ende wußte der alte Schalk, der übrigens ein eifriger Maurer und Illuminat war, genaueres über unsern Wundergrafen?“

„So ist es. Er hält ihn für einen durchtriebenen Gauner, aber dennoch im ganzen mehr nur für einen betrogenen Betrüger. Mit andern Worten, für einen Sendling der Propaganda, der aber bei Gelegenheit auch auf eigene Hand schwindelt. So urtheilt mein amerikanischer Gast, den mir Armbruster warm empfahl, ebenfalls.“

„Ist dieser Amerikaner ein Mann von Stand?“

„Ein Mann von Stand und Bildung, ein Ehrenmann, welcher die Ehre hatte, an Washingtons Seite als dessen Adjutant zu fechten.“

„Wie kommt er aber in Beziehungen zu dem Conde?“

„Er steht in keinen Beziehungen zu diesem, aber er hat sich an dessen Fersen geheftet, um der jungen Dame nahe zu sein, welche mit dem Herzog und dem Sizilianer hierher oder vielmehr nach der Ermitage kam.“

„Wie, er ist in die Tochter oder Maitresse des Abenteurers verliebt?“

„Das Mädchen, behauptet er, sei weder die Tochter noch die Maitresse des Schwindlers. Er ist der jungen Dame allerdings mit einer tiefen Neigung zugethan und hat mir ihre seltsame Geschichte erzählt.“

„Sie reizen unsere Neugier.“

„Kann sie aber vor der Hand nicht befriedigen, meine Herren, denn was ich weiß, hat mir mein Gast im Vertrauen mitgetheilt. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß der junge Mann,



obgleich seine Bewerbung bislang keinen Erfolg hatte, entschlossen ist, alles aufzubieten, um das Fräulein von dem Lügenpropheten loszumachen."

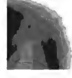
„Gott segne seine Bemühungen!" sagte der Kanzler lachend.

„Ja wohl", bekräftigte der Kammerpräsident. „Das wäre ein Trumpf, ein Hauptmatador in unserem Spiel. Ohne die Signora ist der Signor ein pures nichts."

„Jetzt erkenne ich wieder meinen scharfblickenden Herrn Kollegen", sagte der Kanzler. „Ich bin, unter uns gesagt, überzeugt, daß Se. Durchlaucht, unser Herr, die magischen Gaukeleien des Conde stets nur wie einen seiner andern barocken Zeitvertreibe betrachtete. Die wahre Magie steckte und steckt in den Augen der Signora. Ist dieser Zauber weg, so wird, ich wette darauf, der Herzog den frechen Charlatan mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen."

„So?" fragte der ehrliche Prediger verblüfft. „Sie meinen, hinter dem mystischen Schwindel stecke nicht mehr und nicht weniger als eine gemeine und sündhafte Kuppelei?"

„Gewiß meine ich das", versetzte die Excellenz. „Aber nun kommen Sie, Herr Kollega, und auch Sie, Freund Pastor, es wird Zeit sein zum Diner. Sie müssen beide mit mir speisen, damit wir mitsammen überlegen können, wie diesem vortrefflichen Amerikaner bei seinem Unternehmen unter die Arme zu greifen sei."



Zweites Kapitel.

Ein Spinnwebfaden von Hoffnung. — „Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Treue auf Erden gebe?" — Von einem fürstlichen Sonderling.

„Sie haben also das Fräulein gesehen, mein Bester?" fragte der Prediger, welcher am Abend desselben Tages, große Rauchwolken aus seiner Meerschaumpfeife blasend, seinem Gaste zur Seite im Pfarrgarten hin und her wandelte.

„Gesehen und gesprochen", gab William Raleigh zur Antwort.

„Darf ich erfahren, wo?"

„Bei dem japanischen Tempel, am Eingang zur Fasanerie. Der schöne Lenzmorgen hatte sie in den Park hinausgelockt, ich trat sie an. Sehen Sie, dort!"

Und so sprechend trat Raleigh an den Gartenhag und deutete mit der Hand thalwärts.

Die ländliche Predigerwohnung mit ihrem Garten lag an der Mittagsseite einer Halde, die aus dem Wiesengrunde sanft zu waldbekrönten Höhen anstieg. Kirche und Pfarrhaus bildeten

die höchsten Punkte des Dorfes, dessen unregelmäßige Gassen sich drunten weit in die Niederung vorstreckten. Die Feldmark der Gemeinde wurde durch einen schönen Fluß getheilt, dessen geschlängelten Lauf man vom Pfarrgarten herab weit in die Ebene hinaus verfolgen konnte. Ließ man dort droben die Blicke den Fluß aufwärts gleiten, so sah man ihn aus einem Thale hervorkommen, welches von in malerischen Formen aufragenden, mit kühnen Felspartieen geschmückten Waldbergen umringt war. Die Thalsohle hatte man in einen Park nach englischem Geschmack umgewandelt, welcher allmälig in Deutschland über den französischen den Sieg davongetragen. Der kleine, aber lebhafte Fluß durchzog diesen Park und speis'te mit seinem Wasser einen See, dessen Spiegel die Kuppen der herzoglichen Villa Ermitage zurückwarf.

Von da, wo der Prediger und sein Gast standen, übersah man den ganzen Park und so konnte Raleigh seinem Wirthe leicht die Stelle bezeichnen, wo sich auf einer Hügelterrasse ein thurmartiges, über und über mit grellen Farben bemaltes, orientalisch aussehendes Gebäude erhob.

„Ah, dort, bei dem Berge Sinai?“ fragte der Pfarrer mit bitterem Lächeln.

„Berg Sinai? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, der geschmacklose Thurm dort, den Sie für einen japanischen Tempel ansahen, heißt ja so; doch davon später. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Zusammenkunft mit dem Fräulein. Sie wissen, meine Neugierde wird durch meine Theilnahme für Sie einigermaßen entschuldigt.“

„Vollkommen, mein verehrter Freund. Hören Sie denn!

Fräulein Lauretta hat mich freundlicher empfangen, als ich hoffen konnte. Ich bemerkte, daß sie, obgleich immer frisch und schön wie die jüngste der Rosen, nachdenklich aussah, um nicht zu sagen traurig, und ich glaubte zu bemerken, daß meine plötzliche Erscheinung nichts mißfälliges für sie hatte. Etwas wie stille Würde lag über sie gebreitet, etwas, das verbot, daran zu denken, daß man diesem edlen Geschöpf dereinst den Namen Turbinella gegeben. Und doch blitzte dann auch wieder plötzlich der keke und unstäte Humor, die launische Unruhe von früher in den Augen des Mädchens auf. Sie hatte mich kaum erblickt, als sie, auf das Buch deutend, welches sie in der Hand trug, lebhaft sagte: Sehen Sie, ich lese ‚Kabale und Liebe' — zum wie vielten mal! Unser theurer Freund Schiller hat mit diesem Drama, soviel ich davon verstehe, einen bedeutenden Vorschritt gemacht. Ach, wie hat er darin die Sünder unserer Zeit gebrandmarkt! Aber sagen Sie, wo ist der Dichter und wie geht es ihm? — Ich konnte nur antworten, daß mein edler und berühmter Freund noch immer in Mannheim lebe. — Und hat er, fragte Lauretta weiter, noch keine passende Lebensgefährtin gefunden? Ich verneinte und setzte hinzu, Doktor Armbruster oder, wie er in Stuttgart heißt, der Sammetdoktor hätte mir geschrieben, daß er den Dichter neulich in Mannheim besuchte. Da habe ihm Schiller geklagt, seine Stellung als Theaterdichter sei eine höchst mißliche und verdrüßliche, denn es sei mit dem Schauspielervolke nicht auszukommen. Zudem werde er von einer Leidenschaft gepeinigt, die er als eine miserable bezeichnen müsse, ohne sich doch davon losmachen zu können. So sehne er sich denn sehr nach einer Veränderung seiner Lage. — Armer Schiller! sagte Lauretta und tief bewegte mich das innige

Gefühl, womit sie dies sprach und die Worte hinzufügte: Die gewaltsame Spannung der Seelensaiten unseres theuren Freundes wird nicht eher nachlassen, bis eine geliebte Frauenhand lind und beschwichtigend darüber fährt. Aber es muß ein seltenes Wesen sein, das ihn wirklich und dauernd beglücken soll: ein sanftes, anspruchsloses, im höchsten Grade aufopferungsfähiges Weib und doch so feinorganisirt und hochgebildet, daß es dem hohen Fluge dieses großen Geistes mit liebevollem Verständniß folgen kann."

„Aus diesen Aeußerungen, lieber Freund, blickt selber ein feinorganisirtes, gebildetes und edelfühlendes Wesen", bemerkte der Prediger. „Sie steigern mein Interesse für die junge Dame."

„Oh, Sie sollten Lauretta erst selber sehen und reden hören! Es ist dann geradezu unmöglich, ihre Stellung zu dem Abenteurer oder gar zu dem Herzog in schiefem Lichte zu erblicken."

„Immerhin jedoch —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, und kann es keinem, welcher Lauretta nicht genau kennt, verargen, wenn ihm ihr Betragen leichtfertig und unweiblich vorkommt. Ich aber war heute so glücklich, einen tiefen Blick in ihre Seele thun zu dürfen, und weiß jetzt, daß mein Vertrauen auf ihre Reinheit ein ebenso wohlbegründetes als unwandelbares war. Mir scheint, sie ist zum Bewußtsein ihres glänzenden Elends gekommen, und ich glaube, sie hat einsehen gelernt, daß es nicht gut thue, den launenhaften Eingebungen einer überreichen Phantasie nachzuleben. Lauretta hat mir aus freien Stücken, mit einem Zutrauen, welches mich beglückte die Geschicke ihrer Kindheit mitgetheilt.

Es ist eine trauervolle Geschichte. Haß gegen den Mann, in welchem sie zugleich ihren Vater und den Verderber ihrer Mutter erblicken mußte, und eine gewisse rebellische Originalitätssucht, wie sie ja überhaupt zur Signatur unserer Zeit gehört, das waren die bewegenden Motive dieses Mädchenlebens. Wäre Lauretta ein Mann gewesen, so würde sie vielleicht ein großer Poet oder Künstler, vielleicht aber auch ein großer Verbrecher wie Karl Moor geworden sein. So jedoch gab sie nur dem unglückseligen Hange nach, das Imaginäre, das Poetische, das in ihr trieb und gohr, verwirklichen zu wollen, und ließ sich durch ihren Trotz gegen ihr Schicksal oder gegen die Menschen, die sie nicht verstand oder verachtete oder haßte, auf die Abenteuerbahn werfen."

„Eine gefährliche Bahn, doppelt gefährlich für ein junges und schönes Mädchen."

„Allerdings. Und doch hat sie sich mit dem Schmutz derselben nicht einmal die Fußsohlen beschmutzt. Das ist ein Wunder, aber ein thatsächliches."

„Hm, an Wunder kann ich nicht glauben."

„Glauben Sie in diesem Fall immerhin daran, verehrter Freund. Es gibt nun einmal Naturen, an welche der gewöhnliche Maßstab nicht gelegt werden kann."

„Und weiter?"

„Wir plauderten lange mitsammen. Wie gerne hätte ich ihr gesagt, was mich bewegte, wie ich ihre Lage beklagte, wie es mich glücklich machen würde, sie diesen abnormen und unglückseligen Verhältnissen entreißen zu dürfen. Aber ich wußte aus Erfahrung, wie vorsichtig man auftreten mußte, wollte man



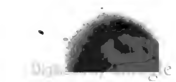
ihren Stolz nicht verletzen. Ich mochte nicht Gefahr laufen, sie durch ein wohlgemeintes, aber unzeitiges Wort wieder von mir zu jagen. Lauretta ihrerseits fühlte wahrscheinlich, was mir auf dem Herzen lag; aber während ich schwieg in dem Glauben, meine Anwesenheit schon müßte ihr meine Gesinnungen für sie deutlich genug dolmetschen, schien sie, wie damals an der Teufelsbrücke auf dem Gotthard, diese Anwesenheit durchaus nicht auffällig zu finden. Wir sprachen von dem und diesem. Von dem bizarren orientalischen Bauwerk zum Beispiel, vor welchem wir standen. Lauretta nannte es ein Ausrufungszeichen im Buche der Thorheit unserer Tage. Der Charlatanismus, sagte sie, hat es angegeben, die Unvernunft hat es ausgeführt. Nun suchte ich die Rede auf den Conde Fenix und auf den Herzog zu lenken und sie ging ganz unbefangen darauf ein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß sie die Bekanntschaft des Sizilianers im Sprechzimmer von Gotteszell gemacht. Der Mann habe sie amüsirt. Sie bezeichnete ihn als einen Menschen, der es im Lügen so weit gebracht, daß er selber an seine Lügen glaube, wenigstens mitunter. Was den Herzog betreffe, so sei derselbe für gewöhnlich ein Stumpfsinniger und zuweilen ein Narr, welcher, indem er das Original spiele, allen Menschen das Wohlgefallen am Originellen gründlich verleiden könnte. Im Verlaufe des Gespräches warf sie die Aeußerung hin, sie erinnere sich, daß der Sammetdoktor einmal zu der Frau Intendantin von Seeger gesagt, das Glück bestehe darin, daß man sich fest gewöhne, das Leben als eine Komödie zu betrachten, die einem zuliebe aufgeführt werde, jedem zuliebe, wenn man nur die rechten Augen und Ohren dafür habe. Aber, fügte sie bei, die meisten Menschen spielen

ihre Rollen so schlecht, daß das Stück langweilig wird. Auch der Conde und der Herzog seien im Grunde klägliche Spieler und daher beginne die Posse sie zu langweilen. Nur der Oberhofprediger sei ein taktfester Komödiant."

„Ja freilich", rief der alte Rationalist zornig aus. „Der infame Schleicher fällt nicht aus der Rolle, bis man ihm die schnöde Larve vom Gesichte reißt."

„Lauretta", fuhr Raleigh fort, „fühlt, wenn mich nicht alles täuscht, das Bedürfniß, aus dieser nichtigen und gefahrvollen Scheinexistenz herauszukommen. Darauf deutete mir ihr Wort, das Leben sei am Ende überhaupt kein Spiel, sondern bitterer Ernst, welcher ernsthaft angefaßt sein wolle. Ich begriff, wie wichtig es sei, diese Stimmung des geliebten Mädchens zu benutzen, und suchte eben nach passenden Worten, um sie über ihre Stellung klar zu machen, als sie mich plötzlich fragte: Aber, Herr Raleigh, was wollen Sie denn eigentlich an diesem Ort? — Wie können Sie so fragen, Fräulein? entgegnete ich. Sie sind ja hier! — Aber wie kamen Sie denn hierher? — Auf Ihren Spuren, Fräulein, die ich vom Gotthard nach Genf, von Genf nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Wien, von Wien hierher verfolgte. Sie erröthete und blickte mich mit einem Ausdruck an, der mich besorgen ließ, die Erklärung, welche in meinen Worten lag, habe sie erzürnt. Dann umflog ein reizend schelmisches Lächeln ihre Lippen und halblaut sang sie die Strophe aus einer altenglischen Ballade:

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,



Ueber die Fluten und Seen,
Ueber der Abgründe Steg,
Ueber Felsen, über Höhen
Findet Liebe den Weg.

Ich vermag nicht zu sagen, verehrter Freund, welches Entzücken und welche Pein zugleich für mich in den süßen Tönen einer Stimme lag, die so rein aus der schönen Brust emporstieg. War der alte Geist des Spottes wieder in dem Mädchen erwacht? Hörte ich Lauretta, die mir ein Zeichen der Anerkennung meiner Beharrlichkeit geben wollte? Oder hörte ich die Turbinella, welche diese Beharrlichkeit verhöhnte? Mein Herz schnürte sich zusammen, aber der Kampf lös'te sich glücklicher Weise bald. Lauretta sah mich lange und forschend an. Aber in diesen großen, wunderbaren Augen kicherte jetzt kein Spott; es wollte mir sogar scheinen, ihr stralender Glanz sei von einem feuchten Fluidum halb verhüllt. Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Treue auf Erden gibt? sagte sie lächelnd zu mir. — Ja, entgegnete ich, das will ich und mir ist, als könnte ich nie müde werden, es zu wollen. — Sie zog den Handschuh aus, reichte mir ihre Hand und sagte sanft: Dank, oh viel Dank! Nach so vielen Enttäuschungen, wie thut das wohl! — Dann zog sie ihre Hand langsam aus der meinigen und sagte mir Lebewohl. — Auf Wiedersehen, theures Fräulein? fragte ich. — Ja, wenn Sie wollen, auf Wiedersehen, mein Freund, erwiderte sie. So trennten wir uns und nun werden Sie begreifen, daß ich Ihnen sagen konnte, ich sei ein Hoffender. Mein Verstand möchte mir freilich einreden, meine Hoffnung sei nur ein Spinnwebfaden, aber dennoch —"

„Dennoch", fiel der Prediger ein, „hängt Ihr Herz an

diesem Spinnwebfaden, als wäre er ein Ankertau. Und warum nicht? Ich bin auch einmal jung gewesen und weiß, wie stark solche Hoffnungsfäden sind. Allein auch nicht mit den Augen eines Liebenden angesehen, scheint mir die Sachlage so übel nicht. Sie haben, so viel ist klar, durch Ihre Ausdauer, welche in unserer Zeit — wenngleich diese ein so überschwängliches Buch wie den Werther entstehen sah — gewiß sehr selten ist, das Interesse des Mädchens erregt. Das ist schon viel, alles vielleicht. Die junge Dame wird nicht umhin können, mit den Männern, welche sie bis dahin kennen lernte, einen zu vergleichen, der so treulich, redlich und beharrlich um sie warb, so zu sagen wie Jakob um Rahel. Außerdem besitzt, Ihren Schilderungen zufolge, Fräulein Lauretta neben Schönheit und Geist auch eine gute Dosis gesunden Menschenverstandes. Sie hat daher sicherlich einsehen lernen, daß das Glück einer Frau nicht in der Phantastik einer Laufbahn bestehen könne, welche, und würde sie auch rein nur aus artistischer Laune verfolgt, unter allen Umständen zuletzt die weibliche Würde höchlich gefährden muß. Ja wohl, das Leben ist kein leichtes Komödienspiel, sondern schwerer Ernst. Sei dieses Wort Ihrer Erkorenen uns ein Zeichen, daß das deutsche Blut in ihren Adern über das welsche den Sieg davongetragen und daß die einfache Sprache Ihrer Neigung den Weg zu einem Herzen gefunden habe, welches offenbar ein besseres Loos verdient als das, von romantischen Grillen ruhelos hin und her geworfen zu werden. Also nur muthig vorwärts! Sie dürfen das für Sie erregte Interesse der jungen Dame nicht wieder erkalten lassen. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in der Stadt besitzen Sie jetzt ja ein Mittel, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sich Ein=



gang in den Park und die Ermitage zu verschaffen. Und lassen Sie sich noch sagen: indem Sie sich selber dienen, erweisen Sie auch diesem Lande einen großen Dienst. Wenn Sie das Fräulein für sich gewinnen, so entreißen Sie dem Sizilianer den Magnet, mittels dessen er den unglücklichen Fürsten an sich fesselt. Mit dem Verlust dieses Magnets endigt die Macht des falschen Magus."

„Und Sie glauben, daß der Herzog wieder auf einen besseren Weg gebracht werden könne?"

„Leider nein, aber doch auf einen weniger gefährlichen. Wenigstens kann erreicht werden, daß die Thorheit des Fürsten wieder eine harmlosere Richtung nehme."

„Er ist also eine vollständig zerrüttete Natur?"

„Ja, das ist das rechte Wort. Jugendsünden, Jugendsünden, lieber Freund, die Rasereien ebenso toller als vorzeitiger Ausschweifungen haben, wenn auch nicht seinen starken Körper, so doch sein Gemüth unheilbar zerrüttet. Sein Vater war ein roher Despot, der an der Verwilderung des Sohnes seine Freude hatte. So war der Prinz, als er zur Regierung gelangte, schon auf jener tiefen Stufe der Verderbtheit angekommen, wo der Unterschied von gut und böse aufhört. Mit einem Wort, er war und blieb das, was die Franzosen einen Blasé nennen. Ihm ist alles zum Ekel geworden, und indem er sich selbst verachten muß, glaubt er die Menschen zu verachten. Vielleicht hätte er in diesem Lebensüberdruß still dahinvegetirt, wenn nicht von Zeit zu Zeit seine Blasirtheit plötzlich wieder in die wildeste Begierde umspränge und wenn sich ihr nicht häufig die ungeheuerste Eitelkeit, die ungemessenste Großmannssucht gesellte. Jener Umstand hat satanische

Orgien zur Folge, dieser die tollsten Extravaganzen und grotesken Bizarrerien, wie erst gestern die Hauptstadt wieder eine solche sah. Was hat er nicht alles schon angestellt in seiner krankhaften Sucht nach dem Seltsamen! Er erschien öffentlich als Frau wie Nero, er trug heute eine schwarze und morgen eine rothe Perrücke, er ließ seine Tafel mit Fleischspeisen und Vegetabilien besetzen, die in allen Graden der Fäulniß sich befanden, er goß kölnisches Wasser an den Salat und beging hundert dergleichen Verrücktheiten mehr."

„Aber warum sperrt man den Menschen nicht ins Narrenhaus? Bei uns in Amerika würde er keine drei Tage regieren."

Der Prediger blies langsam eine gewaltige Rauchwolke in die Luft und sagte:

„Mein lieber junger Freund, vergessen Sie nicht, daß Sie sich dermalen unter einem Volke befinden, dessen Geduld erst acht Tage nach der Ewigkeit zu Ende gehen wird."

Raleigh lächelte. Der alte Rationalist zuckte die Schultern und fuhr fort:

„Seit einiger Zeit scheint es auch mit der körperlichen Gesundheit des Herzogs übel zu stehen. Er ist ein Schlafwandler geworden. Aber auch wachend erhebt er sich, wie mir der alte Kastellan der Ermitage schaudernd mitgetheilt hat, oft vom nächtlichen Lager und durchwandelt die Gemächer und Korridore des Schlosses, entsetzliche Flüche und wilde Klagerufe ausstoßend, wie von den Furien gepeitscht. Es soll herzzerreißend mitanzusehen sein. Schreckliche Visionen suchen ihn heim und der Hofmaler mußte solche Gesichte nach des Herzogs Angaben in der großen Galerie der Ermitage malen, schöne Frauenleiber, welche in



Schlangen auslaufen, Männer mit grünen Haaren, den Triumphzug des Todes über die ganze Erde, Engelsköpfe auf Dämonenkörpern und dergleichen Eingebungen einer kranken Phantasie mehr. Wo es aber einmal mit der leiblichen und geistigen Gesundheit aus ist, da fängt überall die Schwärmerei an, da ist allem Unsinn Thüre und Thor geöffnet, da können sich Magnetismus, Geisterseherei, ägyptisches Maurerthum und Goldkocherei breit machen, da wachsen reiche Ernten für die Charlatane."

Drittes Kapitel,

worin seine Durchlaucht der Herzog Emil — sowie auch der geneigte Leser — allerlei erstaunliche und geradezu unbegreifliche Dinge erfahren.

Der Magus war heute so recht im Zuge.

Er stand in seinen weißen Atlasschuhen mit rothen Absätzen, beringt, bekettet wie das Schaufenster eines Juweliers, im Kabinette des Herzogs und sprach in seinem schlechten Französisch mit seiner rollenden Stimme auf den Fürsten hinein, welcher, in seinen türkischen Schlafrock gehüllt, auf einer Ottomane lag.

Das rothbraune angespannte, lauernde Gesicht des Sizilianers mit den blitzenden schwarzen Augen kontrastirte seltsam mit dem schlaffen, graubleichen, verblasenen des Herzogs, der mit geschlossenen Lidern dalag. Zuweilen öffnete er sie und dann erschien in seinen Augen, welche Raleigh in dem Schweizerbriefe an Schiller ganz richtig als nebelhaft blaßblaue bezeichnet hatte, ein mattes Leuchten, von welchem schwer zu sagen gewesen wäre, ob es ein schwärmerisches Interesse an den Mittheilungen des Conde oder aber Spott darüber ausdrückte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Fürst den Redefluß des Magiers, um eine Frage zu thun oder eine Bemerkung hin=

zuwerfen, welche mit dem verhandelten Thema oft nur in einem losen oder in gar keinem Zusammenhang stand. Der Conde ließ sich aber dadurch nicht aus dem Texte bringen, sondern fuhr immer fort, sein System vorzutragen.

„Als eine Anstalt zur Erlangung der Vollkommenheit", sprach er, „war die ägyptische Freimaurerei durch Enoch und Elias gestiftet worden. Aber sie hatte im Verlaufe der Jahrhunderte ihren ursprünglichen Glanz vollständig eingebüßt, war bei den Männern verunreinigt und gefälscht, bei den Frauen, die man nicht mehr in die Logen zuließ, gänzlich verschwunden. Da trat ich als Regenerator auf, ich, der Groß-Kophta."

„Ein wunderlicher Titel, Meister."

„Durchlaucht, sagen Sie ein geheiligter."

„Wohl, Meister, es gibt ja auch wunderliche Heilige."

„In der ägyptischen Maurerei liegt Anfang und Ende aller Erkenntniß. Die Vorstufe zu ihr ist die gewöhnliche Freimaurerei. Die Mitglieder der letzteren, welche zur heiligen Mystik, zu den höheren Graden der ersteren bestimmt sind, werden von den geheimen Oberen unausgesetzt beobachtet, um zu erkennen, ob sie für die höheren Zwecke des Ordens brauchbar seien. Die drei Hauptvorsteher unseres Erdballs sind auch zugleich die vollkommensten Maurer und die geheimen Oberen der ägyptischen Maurerei. Von ihnen hat der Groß-Kophta sein Wissen und seine Macht empfangen —"

„Meister, mir fällt ein, mein hochseliger Herr Papa hat sich einst den Spaß gemacht, einer seiner Odalisken, welche sich weigerte, Schönpflästerchen zu tragen, dieselben vermittelst heißen Siegellacks in das schöne Gesicht zu kleben. Ob das wohl amü-



sant war? Oh, ein neues Vergnügen, Meister, ein neues Vergnügen! Mir ist zu Sinne, wie jenem Helden Klingers. Ich möchte mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Oh, könnt' ich im Raume eines Pistols existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!"

„Der Groß-Kophta ist einer von den zwölf Adepten, welche, zu verschiedenen malen durch den Tod geläutert, immer wieder aufleben. Dieses Geheimniß birgt sich unter dem allegorischen Bilde vom Vogel Phönix. Verstehen Sie nun, gnädigster Herr, warum ich mich Conde Fenix nenne? Die Adepten sind im Besitze des Lebenselixirs und des rothen Pulvers, das heißt, sie besitzen die Kunst, das Leben ins unendliche zu verlängern —"

„Eine abscheuliche Kunst, Meister. Wozu diese Langeweile, genannt Leben, verlängern? Der Todesschlummer muß so süß sein. Aber nur nicht ins Grab zu den Würmern! Wie garstig dieser Würmergedanke ist! Ich mag nichts davon hören. Wissen Sie, was ich thun werde? Ich will mir auf der einsamen Insel im Park ein Mausoleum erbauen. Da in einem unterirdischen, prachtvoll ausgeschmückten Gemach, dessen Plafond den Sternenhimmel darstellen soll, muß man mich beisetzen, auf einem Sopha ruhend, in meinen gewöhnlichen Kleidern, als wäre ich über einem Buche eingeschlafen."

„Die Adepten —"

„Was ist ein Adept?"

„Ein Inhaber des höchsten Grades der ägyptischen Maurerei. Sie besitzen, wie ich gesagt, das Geheimniß des philosophischen Steins, welches auch das Magisterium oder das Geheimniß der Projektion heißt, wie das Lebenselixir auch den Namen

aurum potabile führt. Durch Jahrtausende herab ist das Wissen der Adepten durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden; aber die Einweihung kann bloß im Orient, in den Katakomben Aegyptens oder in den Tempelruinen Palmyra's erlangt werden. Denn der unheilige Golddurst der Großen, welcher erwachte, als der große Alchymist und Rosenkreuzer Raimundus Lullus, der eben auch ein Adept war, dem Könige Edward II. von England eine ungeheuere Menge jener Goldstücke, genannt Rosenobles, fertigte, dieser unheilige Golddurst hat die Adepten vermocht, sich in die Einsamkeiten des Morgenlandes zurückzuziehen. Dort lebt noch jetzt der große Nikolas Flamel, der im 14. Jahrhundert aus Paris flüchtete, weil er die Universalmedizin und den Stein der Weisen durch die sündhaften Gelüste seiner Zeitgenossen nicht profaniren lassen wollte."

„Diese Adepten können also ewig leben?"

„Ja, Durchlaucht, sie können es, aber bei ihrer Weihung müssen sie schwören, nicht länger leben zu wollen, als es Gottes Wille ist. Im übrigen sterben sie eigentlich nicht, denn wenn ihre irdische Laufbahn vollendet ist, werden sie gleich Elias lebendig gen Himmel erhoben."

„Und die Adepten verstehen also Gold zu machen?"

„Ja; im Besitze der Quintessenz vermögen sie alle Metalle zu Gold reifen zu lassen."

„Eine hübsche Kunst, Meister. Alle Menschen umtanzen ja anbetend das goldene Kalb. Wie erlangt man aber die Quintessenz oder das Magisterium?"

„Durchlaucht, man muß die Weihung zum höchsten Grade der ägyptischen Maurerei erhalten haben, um gefahrlos in den

Besitz des Steins der Weisen gesetzt werden zu können. Das Geheimniß einem Ungeweihten mittheilen, heißt ihn augenblicklich tödten. Wenn Sie mir befehlen, zu sprechen, werde ich es thun, aber nur in alchymistischen Bildern."

„Ich höre."

„Mit der untergehenden Sonne muß man beginnen, wann der rothe Mann und die weiße Frau im Lebensgeiste sich vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Wasser und Erde. Vom Westen begib dich durch die Finsterniß gen Norden; störe und trenne den Mann und die Frau zwischen Winter und Frühling, verwandle das Wasser in schwarze Erde und erhebe dich durch verschiedene Farben gegen den Osten, wo sich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erscheint die Sonne weiß und glänzend; es ist der Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Wasser haben sich in Luft verwandelt, die Finsterniß ist zerstoben, das Licht erschienen. Der Westen ist der Anfang der Praxis und der Osten ist der Anfang der Theorie. Das Prinzip der Zerstörung ist erfaßt zwischen dem Osten und dem Westen."

Der Herzog gähnte.

„Und die Adepten", fragte er dann, „vermögen sie auch Geister zu beschwören?"

„Durchlaucht, ich habe Ihnen hierfür den Beweis geliefert."

„Ja, Meister, Sie haben mir Geister citirt. Der Dampf von Ihren Räucherungen war freilich so stark, daß die Erscheinungen nur sehr schattenhaft sichtbar wurden. Aber sagen Sie, sind die Adepten auch im Stande, den Teufel zu citiren?"

„Sie sind es, aber hierbei läuft der weiße Magier große



Gefahr, zu einem schwarzen zu werden, und dann ist er auf ewig verloren."

„Meister, ich möchte aber doch einmal den Satan sehen. Wie sieht er aus?"

„Unheimlich, aber nicht gerade abschreckend."

„Welches Geschlecht hat er?"

„Er ist geschlechtslos wie alle Engel, auch die gefallenen."

„Ob er wohl auch Hühneraugen hat? Hühneraugen sind ja eine wahre Höllenpein."

„Durchlauchtiger Herr, ich flehe Sie an, wenden Sie sich ab von den finstern Gebieten der schwarzen Magie! Ihre erhabene Bestimmung ist es, die Vollkommenheit zu erlangen, jene Vollkommenheit, welche die Herrschaft über die Kräfte der Natur und die Geisterwelt verleiht. Ist das nicht ein großes, ein größtes Ziel?"

„Gewiß, aber wie erreicht man es?"

„Mittels der Meisterschaft in der weißen Magie."

„Und diese?"

„Mittels der physischen und moralischen Wiedergeburt. Die Stätte dazu ist bereitet, der Berg Sinai, der Thurm Sion, das Gemach Ararat. Die moralische Wiedergeburt muß der physischen vorangehen. Dreizehn Meister schließen sich in den Thurm Sion ein. Vierzig Tage bleiben sie dort. Sechs Stunden jeden Tages sind der beschaulichen Betrachtung, drei dem Gebete, neun der Zubereitung des jungfräulichen Blattes aus dem Fell eines jungen Hammels und anderer mystischer Instrumente, sechs endlich der Erhaltung der erschöpften Kräfte gewidmet. Vom dreiunddreißigsten Tage an werden die Meister des Umgangs mit den sieben reinsten Geistern, Anael, Michael, Ra=

phael, Gabriel, Uriel, Zobachiel und Annachiel, gewürdigt. Diese Engel graben ihre Namenszüge und ihr Siegel in das jungfräuliche Blatt ein. Sowie dieses geschehen, wird der Geist der dreizehn Meister von göttlichem Feuer voll, ihr Leib so rein wie der eines neugeborenen Kindes, ihre Erkenntniß schrankenlos, ihre Macht unbegränzt. Um jedoch diese Macht üben zu können, ist erforderlich, daß der moralischen Wiedergeburt die physische sich zugeselle. Der Weg zu dieser geht durch eine Art Quarantäne, denn die Verjüngung des Körpers hat eine körperliche Kur zur Voraussetzung. Der moralisch wiedergeborene Meister der ägyptischen Maurerei zieht sich, begleitet von einem bereits physisch und moralisch wiedergeborenen Bruder, in das Gemach Ararat zurück und zwar zur Maizeit, zur Stunde, wo die Mondscheibe voll wird. Siebzehn Tage lang darf er nichts genießen als zarte und kühlende Kräuter und Regenwasser, das im Mai gefallen, muß sein einziges Getränke sein. Am siebzehnten und dann wieder am zweiunddreißigsten Tage unterzieht er sich einem Aderlaß. Am dreiunddreißigsten Tage, nachdem er zu Bette gebracht worden, gibt ihm der wissende Bruder den ersten Gran der Quintessenz, der materia prima, des flüssigen Goldes, des Urstoffes ein, welchen Gott geschaffen hat, um die Menschen unsterblich zu machen, wovon aber die Kenntniß mit dem Sündenfalle Eva's verloren gegangen war, bis die echte, das ist die ägyptische Maurerei sie wiedergefunden hat —"

„Wunderbar! Aber, weiser Meister, wie und wo bewahrte denn Mutter Eva den Urstoff auf? Sie trug ja vor dem Sündenfall keine Kleider."

„Durchlaucht, hüten Sie sich, das Heilige zu karikiren.



Wehe den Zweiflern und Ungläubigen! Ein Neophyt der weißen Magie muß gläubig sein wie ein Kind."

„Vollkommen wahr, weiser Meister."

Der Magus that, als fühlte er den Stachel des Sarkasmus, welcher aus dieser Aeußerung des Fürsten hervorzuckte, nicht im geringsten, und fuhr mit beneidenswerther Sicherheit fort:

„Kaum hat der Kandidat des Adeptismus den ersten Tropfen des Urstoffes eingeschlürft, so verlassen ihn seine Sinne. Er verfällt in Zuckungen und ein ungeheurer Schweiß scheint seine Auflösung herbeiführen zu wollen. Nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen, wird er auf ein frisches Lager gebracht und erhält eine stärkende Kraftbrühe —"

„Bei Lucifers Schweif, die kann er nach so einer Hungerkur wohl brauchen!"

Der Magier rollte höchst unwillig die Augen, ließ aber seinen Faden nicht fallen, sondern redete weiter:

„Am folgenden Tag erhält er den zweiten Gran Urstoff, worauf Fieber und Delirium eintritt. Während desselben fallen ihm Haut, Haare und Zähne ab und aus."

„Ich will nicht hoffen!"

„Am fünfunddreißigsten Tage nimmt er ein laues Bad, am folgenden schlürft er den dritten und letzten Gran Quintessenz, worauf er in einen sanften Schlaf verfällt. Während desselben wachsen ihm Haut, Haare und Zähne neu."

„Gottlob!"

„Am achtunddreißigsten Tage nimmt er ein Salpeterbad und am vierzigsten ist die Wiedergeburt vollendet."

„Viktoria! Aber, Meister, haben Sie den Grafen Saint-Germain gekannt?“

„Durchlaucht, alle Adepten kennen sich.“

„Saint-Germain war ein Adept?“

„Er war einer.“

„Und er hat auch die Quarantäne im Gemach Ararat durchgemacht?“

„Jeder Wiedergeborene hat das gethan.“

„War der unermeßliche Schatz von Diamanten, womit Saint-Germain am Hofe Ludwigs XV. erschien, echt?“

„Er war es.“

„Und er hatte diese Diamanten selbst verfertigt?“

„Ja, aus Kieseln vermittelst der Projektion.“

„Er war im Besitze des Lebenselixirs, das heißt unsterblich?“

„Natürlich.“

„Aber er ist doch vor Jahresfrist zu Schleswig in den Armen des Prinz Karl von Hessen gestorben?“

„Er wurde, weil es ihm so gefiel, gen Himmel entrückt. Das nannten die Nichtwissenden sein Sterben.“

„Sind Sie von Saint-Germain in die Magie eingeweiht worden?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Mein Einweiher war mein Lehrer, der weise Althotas, welcher mich in Mekka und Medina und in der großen Pyramide am Nil erzogen hat.“

„Mysteriös!“

„Nur dem Ungeweihten. Wann Sie, Durchlaucht, zur

Vollkommenheit gelangt sein werden, wird es für Sie keine Mysterien mehr geben."

„Gut. Wann soll die Prozedur meiner Wiedergeburt beginnen?"

„Sobald Sie zum Grad eines Meisters der ägyptischen Maurerei befördert sein werden."

„Was ist dazu erforderlich?"

„Vor allem unverbrüchliche Verschwiegenheit und die Leistung des furchtbaren Eides, den geheimen Oberen unbedingt in allem zu gehorchen."

„Und dann?"

„Die Oeffnung einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei."

„Eröffnen Sie dieselbe! Der Berg Sinai ist ja fertig."

„Es gilt leider noch andere Schwierigkeiten zu überwinden.

„Welche?"

„Den Widerstand der Maurerloge Ihrer Residenzstadt, in welcher der Geist der Indifferenz, des Unglaubens, der schwarzen Magie herrscht."

„Ich werde befehlen und man wird mir gehorchen, denn ich bin der Herr. Aber was verleiht die ägyptische Meisterschaft?"

„Erkenntniß."

„Worin besteht sie?"

„In verbis, in herbis, in lapidibus, sowie in den Geheimnissen der drei heiligen Namen Helion, Melion, Tetragrammaton."

„Ist das etwas?"

„Unermeßlich viel. Es liegt darin die Möglichkeit der Wiedergeburt."

„Wie geht die Beförderung zum ägyptischen Meistergrad von statten?"

„Sobald die Loge eröffnet ist, macht der Bruder Venerable, welcher ich sein werde, die Inspiration der Waise wirksam. Die Waise oder Taube ist ein Jüngling oder noch besser ein Mädchen, welches sich noch im Stande der Unschuld befindet. Vor dem Sündenfall hätte ein solches Wesen die Macht besessen, den sieben reinen Geistern zu gebieten. Jetzt ertheilt ihm der Venerable diese Macht. Nach einem inbrünstigen Gebet aller Brüder wird die Waise in ein weißes Gewand gehüllt und mit einer blauen Binde und einer rothen Schnur gegürtet. Dann haucht der Venerable sie an und verschließt sie in ein Tabernakel, das von innen weiß ausgeschlagen und mit einer Thüre und einem Fenster versehen ist. Im Innern steht ein Fußschemel und ein Tisch mit drei brennenden Kerzen. Auf dem Schemel knieend beschwört die Waise die sieben reinen Geister. Hat sie dem Venerable angezeigt, daß die Geister erschienen sind, so befiehlt er ihr, sie kraft der dem Groß=Kophta verliehenen Gewalt zu fragen, ob der zum hammerführenden Meister Vorgeschlagene dieser Ehre würdig sei. Lautet die Antwort bejahend, so wird der Kandidat sofort auf dem Meisterstuhl installirt."

„Ihre Waise wird Signora Lauretta sein?"

„Sie wird es sein."

Nach einer Pause sagte der Herzog langsam:

„Sie ist sehr schön."

„Sie sagen es, Durchlaucht."

Der Fürst richtete sich halb auf und fixirte den Magier mit einem seltsamen Blick. Dann sagte er:

„Meister, besitzen Sie auch das Geheimniß, den Diamant zu schmelzen, den Marmor zu beleben und das Eis glühend zu machen?“

Im Gesicht des Sizilianers zuckte es und er bedachte sich einen Augenblick, bevor er erwiderte:

„Durchlaucht, ein Weib ist nicht Eis, nicht Marmor, nicht Diamant, das Weib ist nur die ewige Eva.“

„Und Eva sucht ihren Adam?“

„Von dem geschrieben steht: er soll des Weibes Herr sein.“

„Ah!“ machte der Herzog und seine dünnen Lippen kräuselte ein boshaftes Lächeln. Dann winkte er dem Magus mit der Hand seine Entlassung zu, und während derselbe mit drei tiefen Verbeugungen rückwärts nach der Thüre ging, ließ sich der Fürst auf sein Lager zurückfallen und murmelte zwischen den Zähnen:

„Oui, il faut finir.“

Viertes Kapitel.

In einer Fensternische. — Die Zauberlaterne des Oberhofpredigers versagt den Dienst. — Ein wandelnder Höllenbreughel. — Die Magnetiseuse. — Verrathen! — Gerettet! — „Nur fort von hier!"

Der Herr Oberhofprediger war zum Souper nach der Ermitage befohlen worden, hatte aber mißfällig bemerkt, daß seine anerkannt bedeutende Unterhaltungsgabe heute ihrer gewöhnlichen Wirkung auf den Herzog verfehlte. Der Fürst blickte zerstreut, gab unzusammenhängende Antworten und zog sich bald zurück, worauf der würdige Geistliche, welchem das Seelenheil des Hofes anvertraut war, mit dem Conde Fenix in eine Fensternische des Speisesales trat.

Dort entspann sich zwischen den beiden Herren ein flüsternd geführtes Gespräch.

„Mein lieber Graf", sagte der Hofprediger, „Se. Durchlaucht scheint in mißlicher Stimmung zu sein. Haben Sie bemerkt, daß er zu wiederholten malen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach dem leergebliebenen Platz sah, wo Signora Lauretta an der Tafel zu sitzen pflegt?"



„Ich habe es bemerkt, das heißt, ich bemerkte nicht erst jetzt, daß der Fürst seiner Geduld überhaupt müde ist.“

Ein Blick, welchen der Hofprediger wohl verstand, kommentirte diese Worte des Sizilianers.

„Es ist noch nicht Zeit“, sagte der Geistliche. „Wo es sich um die Erreichung eines so großen Zweckes handelt, werden sich wohl Mittel ausfindig machen lassen, einer vorzeitigen Ungeduld Schranken zu setzen.“

„Ich zweifle“, versetzte der Conde achselzuckend.

„In diesem Falle müssen wir uns auf die Klugheit und Festigkeit der Signora verlassen. Wie kam es, daß sie nicht zum Souper erschien?“

„Sie erschien auch nicht zum Diner. Ihre Laune ist überhaupt seit gestern Morgen unerträglich. Sie hielt sich heute den ganzen Tag in ihr Zimmer verschlossen und weigerte sich, mich zu sprechen.“

„Wie? Sie beunruhigen mich ernstlich, mein Lieber. Sie wissen, was diese Ziffer in unserer Rechnung zu bedeuten hat.“

„Gewiß, aber —“

„Aber?“

„Ich fürchte, der Herzog hat den Entschluß gefaßt, die Rechnung in seiner Weise abzuschließen.“

„Das soll, das darf nicht sein! Unser ganzer Plan stände auf dem Spiele. Und Sie wissen, die Befehle unserer Oberen sind sehr bestimmt.“

„Ich weiß es, allein wenn ich die Sachlage genau überlege, will mir scheinen, man sollte den Herzog gewähren lassen.“

„Wie, Sie meinen?“

„Ich meine, je heftiger der Ausbruch eines Vulkans ist, desto größer ist nachher seine Erschöpfung.“

„Ich verstehe, indessen —“

„Indessen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß der Herzog dermalen zu sehr aufgeregt ist, um so willenlos zu sein, wie wir ihn wünschen müssen.“

„Sie wollen doch nicht sagen, er sei stutzig geworden?“

„Allerdings will ich das sagen, mein lieber Bruder. Aufgestachelt aus seiner gewöhnlichen Erschlaffung, ist dieser Mensch wahrhaft unberechenbar. Als ich heute mühsam daran arbeitete, unser Netz fester um ihn herzuziehen, durchbrach er es jeden Augenblick mit Aeußerungen, die mich befürchten lassen, sein Geist sei noch lange nicht umnebelt genug. Das wilde Thier in ihm ist erwacht. Solange es nicht seinen Willen gehabt, wird der Herzog an unserem Gängelbande nicht dahin sich leiten lassen, wo wir ihn haben wollen.“

„Sie könnten recht haben“, sagte der Hofprediger nachdenklich.

„Ich habe recht“, versetzte der Conde mit hochmüthiger Entschiedenheit.

„Aber wenn an dieses — an dieses Intermezzo unseres Stückes eine Katastrophe sich knüpfte?“

„Desto besser. Die Schlangenpeitsche der Gewissensfurie ist ja solchen Naturen gegenüber in geschickten Händen ein wirksamstes Werkzeug. Wir werden es bei Gelegenheit schon zu handhaben wissen. Ich, lieber Bruder, ich wünsche eine Katastrophe, denn ich bin überzeugt, sie und nur sie wird uns sicher und rasch zum Ziele führen.“

„Wenn es sein muß, sei es!“

„Gut. Werden Sie hier im Schlosse übernachten?"

„Warum?"

„Weil ich wünsche, sehr lebhaft wünsche, daß Sie sobald als möglich mit der Signora sprächen. Ihre Störrigkeit muß beseitigt werden, sonst spielt sie uns am Ende noch einen Spuk. Sie wissen, Lauretta hört Sie gerne plaudern. Plaudern Sie ihr Dinge vor, die geeignet sind, sie wieder in bessere Laune zu versetzen. So, wie sie sich heute anstellte, könnte sie uns leicht um irgend eine günstige Gelegenheit bringen und doch ist die Zeit so kostbar."

„Allerdings, um so mehr, da die Machinationen unserer Gegner von der Loge immer bedrohlicher werden. Am Ende suchen und finden die Führer des gegen uns angezettelten Komplotts eine Stütze an den Agnaten des herzoglichen Hauses. Schon ist das Gerücht im Lande und außerhalb des Landes verbreitet, der Herzog sei gar nicht mehr zurechnungsfähig, folglich auch nicht mehr regierungsfähig."

„Sehen Sie, wir müssen uns eilen; der Boden hier beginnt mir unter den Füßen zu brennen und — der Herzog ist sehr ungeduldig. Ich wiederhole es, sprechen Sie mit der Signorina. Es hängt alles davon ab, sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade geschmeidig zu machen. Aber, lieber Bruder, hüten Sie sich, ihr auch nur den hundertsten Theil eines Blickes hinter den Vorhang zu gestatten. Ihr rasender Stolz würde alles in Frage stellen."

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber. Die Signora soll nicht hinter, sondern nur auf den Vorhang blicken. Aber ich werde denselben so glänzend bemalen, daß sie kein Weib sein müßte,

wenn sie nicht geblendet werden sollte. Das Hauptbild, welches meine Zauberlaterne auf den besagten Vorhang werfen wird, soll eine Herzoginkrone sein."

„Ob Sie die Sache nicht zu leicht nehmen? Vergessen Sie nicht, daß wir es mit ein paar Augen zu thun haben, welche schärfer, viel schärfer blicken als die eines gewöhnlichen Weibes —"

„Die aber dennoch nicht scharf genug sein werden, zu bemerken, ob das Gold der erwähnten Krone echtes oder nur Katzengold sei."

„Wer weiß? Ich gestehe, dieses seltsame Wesen beginnt mir Furcht einzuflößen, und deßhalb —"

„Sie stocken?"

„Deßhalb muß die erste beste Gelegenheit, ein Ende zu machen, beim Schopfe gefaßt werden."

„Wohl, aber mit Vorsicht! Was wir zu vermeiden haben, ist Geräusch und Lärm. Ein unzeitiger Ausbruch könnte unsere ganze Berechnung zu Schanden machen. Was meinen Sie, wenn ich versuchte, die junge Dame noch heute zu sprechen? Es ist ohnehin noch gar nicht sehr spät."

„Machen Sie immerhin den Versuch — die Zeit drängt."

Die Herren standen auf und der Oberhofprediger winkte einen der Diener herbei, welchem er den Auftrag ertheilte, in seinem Namen Signora Lauretta um eine Unterredung zu bitten.

„Ich besorge, es ist vergeblich", sagte der Conde, als der Diener weggegangen.

„Vielleicht doch nicht", entgegnete der geistliche Würdenträger. „Ich schmeichle mir, bei der jungen Dame einen Stein im Brete zu haben."

Das kluge Gesicht des im besten Mannesalter stehenden Theologen trug gewöhnlich den Ausdruck einer heiteren Würde, gepaart mit einem Lächeln, das jedem gewinnend vorkommen mußte, welcher noch nicht wußte, daß es ein stereotypes, ein gefrorenes war. Als er die angeführte zuversichtliche Aeußerung that, wurde jedoch für einen Augenblick um seinen wohlgeformten Mund ein Zug von Selbstbewußtsein, um nicht zu sagen von Selbstgefälligkeit sichtbar, welche den Sizilianer zur Seite blicken machte, um ein flüchtiges Hohnlächeln zu verbergen.

Er hatte jedoch unrecht, denn nach kurzer Frist kehrte der abgeschickte Diener zurück, mit der Meldung, die Signora promenire in der großen Galerie und erwarte daselbst Se. Wohlehrwürden.

Die große Galerie war ein prachtvoller Sal in länglichter Form und auf beiden Seiten mit korinthischen Säulen von weißem Marmor besetzt. Die Wandflächen hinter diesen Colonnaden, sowie der gewölbte Plafond, waren über und über mit Fresken bedeckt, in welchen ein trefflicher Künstler seine Pinsel dazu hergegeben hatte, die Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantasie in Farben zu verkörpern. Es waren da die Malereien, von denen der Pastor Stahlherz zu seinem Gaste gesprochen. Die Decke nahm der Triumphzug des Todes ein und hier, wie in den Wandgemälden, war alles Groteske, Wilde, Ungeheuerliche vereinigt, was nur je eine fratzenhafte Einbildungskraft à la Höllenbreughel ersinnen konnte. In der taghellen Beleuchtung, womit ein mächtiger Kronleuchter die Galerie überströmte, traten diese monströsen Bildungen widerwärtig grell hervor.

An diesem Orte fand die Unterredung zwischen Lauretta

und dem Oberhofprediger statt, von welcher wir nur den Ausgang mitzutheilen haben.

Es hieße dem geistlichen Würdenträger großes Unrecht anthun, wollte man läugnen, daß er ein vollendeter Weltmann und Höfling war. Das, was die Diplomaten Contenance nennen, das ist die vollständige Beherrschung der Mienen, des Blickes, der Stimme und der Gebärden, ist niemals vollkommener gesehen worden als bei dem Oberhofprediger. Dennoch aber mußte er sich ganz ungewöhnlich zusammennehmen, um durch die Ueberraschung, welche ihm die Stimmung der jungen Dame bereitete, sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Diese Laune, — wenn es eine war — kannte er nicht an ihr. Er hatte für dieses Gespräch Ironie, Witz und prickelnde Phantastik bereitgehalten und nun konnte er von allen diesen schönen Dingen keinen Gebrauch machen. An dem ruhigen Ernste Lauretta's glitten alle seine Fechterstreiche wirkungslos ab und mit den Phantasmagorien, welche er aus seiner Zauberlaterne hervorgehen ließ, haperte es so bedeutend, daß er insgeheim seine ungeschickte Hand verwünschte. Besonders mißlich mußte es mit der Erscheinung der fraglichen Herzoginkrone zugegangen sein, denn Lauretta hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, einen Blick darauf zu werfen.

Sei es, daß er in der Verwirrung darüber deutlicher mit der Sprache herausgegangen, als er eigentlich gewollt, sei es, daß Lauretta jetzt nur aussprach, was sie längst wußte, sie sagte zuletzt:

„Das Facit Ihrer Rechnung, mein würdiger Herr, ist also: Sie wollen den Herzog dieses Landes zum Abtrünnigen machen.“



„Signora, Ihrem Scharfblick bleibt nichts verborgen.“

„Oh, mein Herr, die Fäden Ihres Puppenspiels sind so dick, daß auch ein weniger scharfes Auge sie sehen muß. Was aber mich betrifft, so bin ich gerade zwei Tage zu alt, um eine Rolle in Ihrer Komödie zu übernehmen.“

„Zwei Tage zu alt? Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts anderes, als daß ich seit gestern zu der Einsicht gelangte, es gäbe Dinge, womit der Mensch nicht spielen soll.“

„Und dieser kleinbürgerlichen Ansicht wollten Sie die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer glänzenden Zukunft opfern?“

„Mein Herr, ich will sagen, ich verstehe Sie nicht, um Ihnen die Beschämung zu ersparen, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie ein wehrloses Mädchen beleidigen.“

So sprechend deutete sie dem Hofprediger durch eine Verbeugung an, daß sie das Gespräch für beendigt ansähe, als mit einmal die in der Galerie herrschende Stille durch einen lauten Tumult unterbrochen wurde.

Die Flügelthüre am oberen Ende das Sales ward aufgerissen und der Sizilianer stürzte herein, höchst aufgeregt und mit dem Ausdruck des Grauens rückwärts schauend.

„Der Herzog hat seinen Anfall!“ flüsterte er hastig. „Es überfiel ihn, als ihn der diensthuende Kammerdiener entkleiden wollte. Um des Himmels willen, Signora, erproben Sie Ihre magnetische Kraft an ihm! Horch, er kommt!“

Und der fürstliche Nachtwandler kam wirklich.

Langsam schritt er die Galerie herab, während sich dieselbe im Augenblick mit erschrockener Hofdienerschaft füllte.

Es war eine unheimliche Scene.

Schlürfenden Trittes, mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen vor sich hinstierend, ging der Herzog vorwärts, gerade auf die Stelle zu, wo Lauretta mit dem Hofprediger und dem Conde stand. Sein vornüber gebeugter Körper schlotterte unter krampfhaften Zuckungen. Das gelös'te Haar flatterte wild um das blasse Gesicht. Er trug einen Rock von Rosasammet, eine Weste à l'avenant von Drapd'or, kostbare Spitzen, Schuhschnallen von Brillanten, blitzende Ringe an den Fingern; aber der Reichthum dieses Anzugs kontrastirte höchlich mit der Unordnung desselben. Alles hing nur so an der hagern, schlotternden Gestalt, welche in dem hellen Licht des Sales um so gespenstiger aussah.

Man hätte glauben können, eine der Höllenbreugheleien an den Wänden sei plötzlich lebendig geworden.

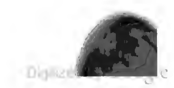
Der Nachtwandler ging immer zu, ohne auf die rechts und links aus seinem Wege Weichenden im geringsten zu achten. Seinen zuckenden Lippen entquoll ein unartikulirtes Gemurmel.

Als er die entgegengesetzte Flügelthüre der Galerie erreicht hatte, stieß er einen markdurchschneidenden Klageschrei aus und verschwand in der Thüröffnung.

„Wir müssen ihm folgen, Signora“, sagte der Sizilianer dringend. „Sie müssen ihm die Hände auflegen. Sie wissen ja, wie beruhigend das immer auf den Unglücklichen wirkt.“

„Es ist ein gräßlicher Anblick!“ entgegnete Lauretta. „Mir graut davor.“

„Aber, Fräulein“, bemerkte der Hofprediger, „Sie werden doch zum Dank für gewährte Gastlichkeit einem armen Kranken Ihre Hilfe nicht entziehen wollen? Das wäre ja wie Mord.“



Er bot ihr den Arm. Sie schlug denselben aus, ließ sich aber mit einer zustimmenden Gebärde von den beiden Herren hinausbegleiten.

Der Herzog war die große Treppe hinabgestiegen, hatte die Vorhalle durchmessen, schritt unter den Säulen des Portikus hinweg auf den Perron hinaus, ging die Stufen desselben hinab, über den Pleasure Ground und betrat die Allee, welche am Ufer des kleinen Sees hinauf in den Park führte.

Es war eine stürmische Märznacht. Der Wind fuhr pfeifend durch die Baumwipfel und zerriß von Zeit zu Zeit die schwerfällig am Himmel dahintreibenden Wolken, wo dann für kurze Momente die halbvolle Mondsichel ihr bleiches ungewisses Licht durch die Nebeldünste herabrieseln ließ.

Die Dienerschaft eilte mit Windlichtern und Laternen herbei, aber der Sizilianer winkte die Leute, welche ihrem Herrn folgen wollten, gebieterisch zurück, indem er sagte, es bedürfte bloß der Signora.

Damit legte er Lauretta vorsorglich einen Mantel um die Schultern, nahm ein Windlicht zur Hand und trieb zum Vorwärtsgehen.

Lauretta zögerte einen Augenblick, den Fuß in die unwirthliche Nacht hinauszusetzen, dann stieg sie mit ihren beiden Begleitern entschlossen die Freitreppe hinab.

In die Allee eingetreten, sahen sie die Gestalt des nachtwandelnden Fürsten bald vor ihnen herwanken.

Lauretta ging muthig voran.

In diesem Augenblick näherte der Sizilianer seinen Mund

dem Ohre des Hofpredigers und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Der Hofprediger nickte bejahend, worauf der Conde laut sagte:

„Die Signora wird heute alle ihre magnetische Kraft nöthig haben. Der Anfall ist, wie mir der Kammerdiener des Herzogs mittheilte, stärker als irgendeiner der früheren. Augenscheinlich ist die höchste Gefahr für das Leben des Fürsten vorhanden."

„Meinen Sie wirklich, lieber Graf?" fragte der geistliche Herr.

„Gewiß. Aber sehen Sie, der arme Herzog biegt von der Allee ab. Wohin will er?"

Lauretta blieb stehen und sagte über die Schulter zurück:

„Ihre Besorgnisse scheinen mir sehr übertrieben, Monsieur. Ein Todkranker hat nicht die Kraft, so weit zu gehen, und —"

„Signora", unterbrach sie der Sizilianer lebhaft, „ich muß Ihnen des bestimmtesten widersprechen. Solche epileptische Zufälle enden leicht mit Starrkrampf und Apoplexie, kurz, die materia vitae —"

„Lassen Sie die kunterbunten Phrasen, von denen Sie, vermuthe ich, gerade soviel verstehen wie ich."

Der Hofprediger verbiß ein Lächeln über diese Zurechtweisung des Magus und sagte:

„Eilen wir, Sr. Durchlaucht Hilfe zu bringen. Dieser bedarf er jedenfalls, ob nun sein Zustand mehr oder weniger gefährlich sei. Sehen Sie, er tritt in den kleinen Pavillon, welchen man, glaub' ich, den Pavillon der Flora heißt."

Das in Rede stehende Gebäude, rechter Hand von der großen



Allee inmitten eines dichten Bosketts gelegen, hatte in seinem Aeußeren die Form eines griechischen Tempels und in seinem Inneren nur ein einziges Gelaß, welches, zur Abhaltung vertraulicher Cirkel in der Sommerzeit bestimmt, mit großer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet war. Draußen lief rundherum ein Säulengang. Die Fenster reichten bis zum Boden herunter, verschwanden aber hinter den niedergelassenen Gardinen von blauer Seide. Tapeten vom nämlichen Stoff, gelb, mit silbernen Arabesken, bedeckten die Wände. In der Mitte des Zimmers erhob sich über einem großen, von exotischen Blüthen schimmernden Blumentisch die Statue der Frühlingsgöttin. Den Hintergrund nahm ein mächtiger Divan ein, nach orientalischer Weise aus mit blaßrothem Atlas überzogenen Polstern aufgebaut.

Eine vor dem Blumentisch von der Decke herabschwebende silberne Hängelampe verbreitete ein gedämpftes Licht in dem traulichen Raume, der so angenehm durchwärmt war, als wäre das Feuer im Kamin so eben erloschen. Hatte dieser einsame Ort noch so spät Besuch erwartet?

Nicht gerade diese Frage, aber doch etwas wie leiser Argwohn fesselte beim Eintreten den Fuß Lauretta's nahe bei der Thürschwelle an den Boden. Sie schlug die Kapuze des Mantels, welche ihren Kopf verhüllt hatte, zurück und warf einen durchdringenden Blick auf den Hofprediger, welcher denselben ruhig aushielt.

Ein röchelndes Aechzen kam von dem Divan her.

„Hören Sie den unglücklichen Mann?“ flüsterte der Geistliche. „Eilen Sie, Fräulein, die hilfreiche Kraft auf ihn wirken zu lassen, womit der Himmel Sie gesegnet hat.“

Lauretta mußte wohl an diese Kraft glauben, da sie mittels derselben schon zu verschiedenen malen die Nervenkrämpfe des Herzogs gestillt hatte. Sie näherte sich mit ihrem Begleiter dem Divan, auf welchem sich der Kranke hin und her warf. Er fieberte am ganzen Leibe, seine Glieder zuckten, Schweiß stand auf seiner Stirne und von seinen halbgeschlossenen Augen war nur das Weiße sichtbar. Sein Athem ging pfeifend und vermischte sich mit einem schrecklichen Stöhnen, das ihm die Brust sprengen zu wollen schien.

Bei diesem Anblick lebte in Lauretta's Seele nur noch das Mitleid, jenes himmlische Erbarmen, welches mit dem ersten Weibe geboren wurde und nur mit dem letzten sterben wird.

Sie überwand Verachtung und Abscheu und hob ihre Manipulationen an, wie der Sizilianer sie dieselben gelehrt hatte. Sie näherte die Flächen ihrer erhobenen Hände dem Gesicht des Kranken bis auf einen kleinen Zwischenraum und führte so die sogenannten magnetischen Striche aus.

Die wohlthätige Wirkung zeigte sich fast augenblicklich. Die ungestümen Bewegungen des Patienten ließen nach, die Zuckungen verminderten sich, der Athem ging leichter, das schreckliche Aechzen hörte auf.

Lauretta fuhr in ihrer mitleidigen Verrichtung fort.

Aber was machte sie plötzlich innehalten?

Ihr Blick war zufällig in den großen Spiegel über dem Divan gefallen und der zeigte ihr, wie so eben der Hofprediger und der Conde das Gemach verließen und die Thüre hinter sich zuzogen.

War das nicht auch das leise Geräusch des Schlüssels, welcher von draußen im Thürschloß gedreht wurde?

Wie ein vernichtender Blitz schoß ihr der Gedanke durch die Seele:

Ich bin verrathen!

Das war ein lähmender Moment.

Aber er ging noch vorüber. Der Muth Lauretta's beschwichtigte ihren Instinkt der Gefahr. Sie erinnerte sich, daß die magnetische Manipulation früher den Herzog immer in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, und so machte sie sich mit angehaltenem Athem wieder an ihr Werk.

Es schien den gewohnten Erfolg haben zu wollen, denn der Patient ward immer ruhiger.

Schon durfte sie hoffen, daß der panische Schrecken von vorhin ein eitler gewesen sei, als der Herzog plötzlich halben Körpers sich aufrichtete, die Augen aufschlug und sie mit einem Blick ansah, der ihr das Blut in den Adern stocken machte.

Es frohlockte eine dämonische Bosheit in dem fahlen Bleiglanz dieser Augen, während um die dünnen blutlosen Lippen des Mannes, zwischen welchen spitze Zähne sichtbar wurden, ein faunisches Grinsen spielte.

Dieses Gesicht hatte nichts menschliches mehr: es war das des wilden Thieres, welches sich auf seine Beute werfen will.

Aber noch hielt ihr Stolz Lauretta aufrecht. Sie richtete sich zur vollen Höhe ihrer schönen Gestalt auf und schleuderte dem Herzog einen niederschmetternden Blick zu. Dann wandte sie sich, um mit einem Sprunge die Thüre zu erreichen.

Aber es war zu spät.

Die muskulösen Arme des Herzogs preßten sich um ihren

Leib, er riß sie zu sich nieder, bedeckte ihre Wangen mit wüthenden Küssen und zischelte ihr mit heiserem Lachen ins Ohr:

„Endlich, süßes Täubchen, bist du mein!“

Sie rang den Verzweiflungskampf der Gazelle in den Klauen des Tigers und ein Schrei, welcher die Decke des Pavillon sprengen zu sollen schien, stieg jählings aus ihrer Brust empor:

„William Raleigh zu Hilfe!“

War das Bild des Mannes, welcher ihr bewiesen, daß es Treue auf Erden gab, in diesem schrecklichen Moment plötzlich vor ihre Seele getreten? Oder war es nur eine zufällige Eingebung der Agonie?

Aber wie? Gab von draußen der Sturm Antwort auf den verzweifelten Hilferuf? Fuhr er so wüthend gegen das Fenster dort?

Ein Stoß — ein Krachen der Fensterrahmen — ein Klirren der zertrümmerten Scheiben — der Herzog stutzt — Lauretta stößt ihn mit einem wilden Aufschwung ihrer Kraft zurück, sie entschlüpft seiner Umschlingung, springt auf und muß es für eine Täuschung ihrer Sinne halten, daß der Gerufene zwischen ihr und dem Fürsten steht.

Und ein größeres Wunder, als die Erscheinung Raleighs war, ging in diesem Moment in Lauretta selber vor. Sie blickte zum erstenmal mit dem Auge, womit das Weib den Mann ansieht, auf Raleigh. Er erschien ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit, deren sie heute zum erstenmal und so furchtbar innegeworden, schön wie ein Held.

Und wirklich, der junge Mann war schön und heldisch anzusehen in der Blässe seines Zornes, wie er so dastand, mit der

linken Faust den entsetzten Herzog auf die Polster niederdrückend und mit der Rechten den blanken Degen erhebend.

„Soll ich den Elenden tödten, Lauretta?“ fragte er.

Sie klammerte sich an ihn. Ihre Erschütterung machte sich in einem Schluchzen laut, welches sie vergebens zu verhalten suchte.

„Nein, mein Freund, mein Retter!“ erwiderte sie, mühsam nach Fassung ringend. „Er ist nicht werth, von Ihrer Hand zu sterben. Oh, fort von hier, nur fort!“

„Und wohin?“

„Wohin Sie wollen. Nur fort!“

Raleigh beugte sich zu dem Herzog nieder und sagte mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverstehen war:

„Eine Bewegung, ein Laut, und du hast den kalten Stahl zwischen den Rippen!“

Dann hüllte er mit der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters Lauretta in ihren Mantel und reichte ihr den Arm. Als er aber bemerkte, daß die Geliebte auf ihren Füßen wankte, hob er sie leicht auf seine Arme.

Sie ließ es geschehen und verbarg den Kopf an seiner Brust. Er warf noch einen drohenden Blick nach dem Divan und schritt mit seiner theuren Last durch die Oeffnung des zertrümmerten Fensters hinaus in den Säulengang und von da weiter in die stürmische Nacht.

Der Herzog, von dessen Charakterzügen die Geschichte auch den aufgezeichnet hat, daß er kein Gewehr abfeuern hören und wie König Jakob I. von England keinen Degen entblößt sehen konnte, lauschte, bis das leichte Geräusch von Raleighs Fuß=

tritten sich verloren hatte. Dann taumelte er auf, reckte und dehnte sich, stieß ein tolles Lachen aus und sagte:

„Diable, die Entwickelung der Farce hat der Exposition und Knotenschürzung nicht entsprochen, sehr nicht. Aber ein veritabler Theatercoup war's immerhin, c'est vrai. Wer nur dieser Orlando furioso ist, der da plötzlich vom Himmel oder vielmehr so plump in meine Schäferstunde hereinfiel? Er hat übrigens seine Sache gar nicht übel gemacht, c'est vrai. Das verteufelte Mädchen! Sie hat uns doch alle bis zuletzt artig trompirt, c'est vrai. Es muß da ein ganzer Roman dahinter stecken und ich will ihn selber schreiben, diesen Roman. Ja, ein Autor will ich werden — das ist was neues. Ein Herzog von S. G. gedruckt, das ist noch nie dagewesen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Hurrah!“

Fünftes Kapitel,

welches zunächst zeigt, daß Herder mit Grund sagen konnte: „Wer ausharret, wird bekrönt!“ — sodann von Postwagen und Posthörnern, von Wiedersehen und Abschied handelt und endlich mit orientalischen Versen schließt.

„Reden Sie gut und sanft mit ihr“, sagte am Abend des folgenden Tages die greise Lebensgefährtin des Predigers zu Raleigh, welchen sie im Garten aufgesucht hatte. „Ja, recht gut und sanft müssen Sie mit ihr reden. Das arme Kind hat so viel gelitten.“

„Seien Sie unbesorgt, verehrte Frau“, entgegnete der junge Mann. „Wie könnte ich denn anders als so zu Lauretta sprechen? Aber sagen Sie, wie geht es ihr? Hat sie sich ausgeruht, hat sie sich gefaßt?“

„Sie besitzt eine starke Seele, aber dennoch wird eine peinliche Erinnerung noch lange in derselben nachzittern. Im übrigen ist sie gesund und gefaßt. Meine Hausmittel haben das leichte Fieber vollständig bewältigt —“

„Wie dankbar bin ich Ihnen, verehrte Frau, für Ihre hilf=

reiche Güte!" fiel Raleigh lebhaft ein. „Ich wäre gestern in einer peinvollen Lage gewesen, wenn sich Ihr Haus nicht als ein gastlicher Zufluchtsort mir aufgethan hätte."

„Aber das verstand sich doch von selbst."

„Ja, für Ihre Herzensgüte, verehrte Frau, und für den Edelmuth Ihres trefflichen Gatten war das etwas selbstverständliches. Mich jedoch quält das Bedenken, ob ich nicht den Zorn des Herzogs auf Ihr gastliches Dach gelenkt."

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. So, wie wir den Herzog kennen, wird er, auch wenn er Ihr und Fräulein Lauretta's Hiersein erführe, die Sache auf sich beruhen lassen. Erstlich, weil er feig ist, und zweitens, weil er aus Erfahrung weiß, daß mit meinem guten Alten nicht zu spaßen ist. Ich möchte fast wetten, daß mein Mann Nachrichten aus der Stadt mitheimbringt, die Sie über die Folgen Ihres gestrigen Abenteuers völlig beruhigen werden. Sie wissen, der Herzog hat in aller Frühe dieses Tages die Ermitage verlassen, nachdem er Befehl gegeben, das wunderliche Bauwerk, den Berg Sinai, sofort zu demoliren."

„Ja, und Fräulein Lauretta gestattet mir also, sie zu sehen?"

„Sie wünscht es und glauben Sie mir, Sie werden empfangen werden, wie Ihre Hingebung es verdient."

So war es auch.

Lauretta kam dem treuen Freunde stillgefaßt entgegen. Die liebevolle Besorgniß, welche sich beim Anblick der Blässe ihrer Wangen in Raleighs Augen verrieth, that ihr wohl bis ins innerste Herz.

„Sie sollen sich nicht beunruhigen, mein edler Freund", sagte sie, indem sie ihm einen Stuhl zurechtrückte. „Ich bin ganz wohlauf, gewiß, ich bin es."

Und mit ihrem reizenden Lächeln fügte sie hinzu:

„Wie könnte es auch anders sein, wenn man sich in so treuer Hut weiß?"

„Fräulein", sagte er, „ich habe mir diese Unterredung erbeten, um eine Bitte an Sie zu richten —"

Er hielt inne, als er zu bemerken glaubte, daß bei seinen Worten ein leises Zittern über die schöne Gestalt hinlief.

„Sprechen Sie, mein Freund", sagte sie, indem sie, sich bezwingend, ihm gegenüber Platz nahm, „aber gestatten Sie, daß ich Ihnen zuvor sage, daß bis zu meinem letzten Athemzuge die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, in meiner Seele leben wird. Sie müssen freilich", fuhr sie erregter fort, während ihre Wangen sich rötheten, „Sie müssen freilich mit nur allzugutem Grunde glauben, ich sei ein undankbares Geschöpf. Ich jagte in thörichtem Uebermuth einem Phantom nach, statt das wirkliche Glück an meinem Wege zu beachten. Oh, wie vieles Leid und welche qualvolle Beschämung wären mir erspart worden, wenn ich damals in Gmünd Ihrem Edelmuthe vertraut hätte! Doch wozu helfen Klagen? Es ist vorüber."

„Lassen Sie es vorüber sein, Lauretta. Sehen Sie, dahin geht die Bitte, von welcher ich sprach. Ich möchte Sie so gerne glücklich wissen. Daher lassen Sie die Vergangenheit vergangen sein und ruhen für immer. Ein rechter Mensch lebt ja stets in der Gegenwart. Indem er diese frisch und froh anfaßt, baut er sich die Zukunft."

„Ich verstehe Sie, Raleigh. Ihre Großmuth möchte mir jeden Vorwurf ersparen, und doch ist alle Ihre Milde unvermögend, mich vergessen zu machen, welches schnöde und hartnäckige Unrecht ich an Ihnen begangen.“

„Armes Kind, schon wieder von Vergangenem? Aber wohlan, wenn Sie glauben, mich falsch beurtheilt zu haben — denn darin kann doch wohl nur das Unrecht bestehen — haben Sie es nicht glänzend gutgemacht? Haben Sie mich nicht den Triumph erleben lassen, daß ich annehmen darf, Sie überzeugt zu haben, es lebe kein Mensch, der es besser mit Ihnen meine als ich?“

„Ich weiß es“, versetzte sie leise.

„Glauben Sie nicht, Lauretta, ich hätte das gesagt, um Ihren Dank herauszufordern. Ich möchte daraus bloß die Berechtigung ableiten, Ihre Zukunft sicherzustellen.“

„Immer gütig und selbstsuchtslos!“

„Oh, glauben Sie das nicht!“ rief Raleigh aus, unfähig, seine tiefe Bewegung länger zu bemeistern.

Sein Ton, sein Blick verriethen ihr die Gefühle des Freundes und sie hätte müssen kein Mädchen sein, wenn sie nicht geahnt hätte, was kommen mußte.

Er fuhr fort:

„Sie stehen einsam in der Welt —“

„Ich war es, bis —“

„Bis?“

„Bis ich Ihre Treue erkannte.“

Ein helles Freudenleuchten überflog Raleighs Stirne. Lauretta senkte vor seinem Blick das Auge. Dann schlug sie es

zu ihm auf, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Bangen und voll Vertrauen.

„Lauretta", sagte er, „Sie haben nie das friedliche Glück eines liebevollen Familienlebens gekannt."

„Ach nein, und vielleicht war dieses Mißgeschick das Grundmotiv aller meiner Verirrungen."

„Drüben, jenseits des Oceans, in meinem Vaterlande, dessen Freiheit jetzt durch einen glorreichen Frieden doppelt gesegnet ist, dort am Ufergelände des schönen Potomak steht ein wohlgeborgenes Haus, beschattet von Sykomoren und Lebenseichen. Von dort späht eine zärtliche Mutter sehnsüchtig den Fluß hinab, ob denn noch immer keine Barke ihr den lange zögernden Sohn zurückbringe. Er würde doppelt willkommen sein, wenn er der alten Frau auch eine Tochter mitbrächte —"

„Raleigh —"

„Eine Tochter, deren Anblick der Mutter das lange Ausbleiben des Sohnes begreiflich machte."

„Großmüthiger Mann, Sie werben um die Hand einer Abenteurerin?"

„Vorgestern, Lauretta, sagte ich unserem trefflichen Wirthe, der Weg, den Sie gegangen, habe mit seinem Staub und Schmutz nicht einmal bis zu Ihren Fußsohlen hinangereicht."

„Dürfte ich mich überreden, William, daß Sie mich achten könnten?"

„Wie könnte ich Sie denn sonst lieben?"

„Und wenn — wenn Ihre Mutter Sie fragt: Wen bringst du mir da ins Haus?"

„Dann werde ich antworten: Ein Wesen, das mich und dich

glücklich macht, Mutter, und hierauf wird sie sagen: Gottes Segen über euch, Kinder! Wir wollen glücklich sein."

„Das ist die Sprache des Herzens, einfach und wahr wie die Natur, wie die Redlichkeit. Könnte ich hoffen, Ihnen alle Ihre Güte, Großmuth und Treue wenigstens einigermaßen zu vergelten, William."

„Sie werden es, Lauretta, gewiß, Sie werden es."

„Ich möchte Ihnen so gerne glauben! Ist mir doch, als hätte ich in wenigen Tagen, in wenigen Stunden sogar viele Jahre verlebt, Jahre voll Bitterkeit. Aber glauben Sie mir, was ich erfahren, soll nicht verloren sein. Ich weiß jetzt, daß das Weib nicht geschaffen ist, auf sich selbst zu stehen und ihr Glück selber zu schmieden, sondern —"

„Sprechen Sie, liebes Herz!"

„Sondern es von einem starken, redlichen und gütigen Manne zu erwarten."

„Und glauben Sie, Lauretta, daß ich von ganzer Seele entschlossen bin, alles zu thun, was ich nur immer kann, um dieser vertrauungsvollen Erwartung zu entsprechen?"

„Ich glaube es, William, nein, ich weiß es."

Sie legte ihre Hand in seine dargebotene und sagte:

„Wenn Sie diese Hand begehren, William, hier ist sie. Glauben Sie mir, es wird nicht meine Schuld sein, wenn das Herz ihr nicht nachfolgen sollte. Doch, theurer Freund, bedenken Sie sich noch einmal! Diese Hand ist leer, sie ist die einer Bettlerin —"

„Ja, einer Bettlerin, die einen Krösus bereichern könnte. Aus dieser Hand empfange ich eine Fülle von Glück."



„Möchte es so sein! Das wenigstens — sehen Sie mir diese letzte Regung des Stolzes nach — das wenigstens glaube ich sagen zu dürfen, daß an der Hand, welche Sie in der Ihrigen halten, nichts unreines haftet."

Er zog sie an sich und sie widerstrebte nicht dem sanften Zwange. Er küßte die feuchten Augen der Erröthenden und sie berührte mit ihren Lippen leise die Narbe auf seiner Wange.

„Oh, William", flüsterte sie, „schon dieses Ehrenzeichen hätte Sie mir achtungswerth und theuer machen sollen."

„Warum, Kind? War es denn etwas so Bedeutendes, ein paar Tropfen Blutes zu opfern, wo Tausende braver Männer freudig ihr Leben darbrachten?"

„Es muß so schön sein für einen Mann, für das Vaterland zu kämpfen!"

„Ja, Herz, es ist schön und zukunftsreich ist auch das Land, für welches dieser gute Kampf gefochten wurde. Ich liebe es heiß und das beweise ich ihm aufs neue, indem ich ihm eine solche Bürgerin zuführe. Doch verzeihe, Geliebte, wenn gerade die Erinnerung an Amerika eine Sorge in mir erweckt, welche auszusprechen vielleicht unzart ist. Darf ich reden, Lauretta?"

„Wie du nur fragen kannst, William! Bist du nicht von dieser Stunde an mein Herr? Und macht es mich nicht glücklich, dir gehorsam zu sein?"

„Wie gut du bist! Aber der Gehorsam in der Ehe muß ein gegenseitiger sein oder vielmehr, ein gutes Weib ist im Grunde stets die Herrin. Gehorchend herrscht ihr."

„Wohl, so will ich gehorchend herrschen", sagte Lauretta und ein Lächeln, welches ihren Verlobten entzückte, führte auf ihr

schönes Antlitz einen Widerschein ihrer früheren Heiterkeit zurück. „Befiehl du mir, William."

„Nein, ich wünsche nur. Es ist die höchste Zeit, daß ich in mein Vaterland zurückkehre. Hätte auch meine Mutter keine Ansprüche auf mich, so geziemte es doch dem Bürger eines Freistaats nicht, länger müssig in der Fremde herumzuschwärmen. Vielleicht nimmt neben meinen Privatgeschäften auch der öffentliche Dienst, welcher nach der ungeheuren Verwirrung dieses Krieges gewiß vieler Hände bedarf, meine Kräfte in Anspruch. Dennoch, wenn du den leisesten Wunsch hegtest, noch eine Zeit lang in Europa zu leben —"

„Oh, nein, nein! Ich lasse hier nur Erinnerungen zurück, zwischen denen und mir das Weltmeer bald, recht bald fluten mag. Und wenn du noch zu dieser Stunde gehen willst, ich folge dir."

„Ich danke dir von Herzen, und — laß es mich gestehen — ich habe es, nachdem du einmal mein Werben erhörtest, nicht anders erwartet. Aber, theures Kind, wir haben eine weite Reise vor uns — und —"

Sie verstand sein Stocken und den Blick, welcher dasselbe begleitete. Einen Augenblick bebte sie in mädchenhafter Scheue, aber dies hochherzige Wesen wußte nichts von Ziererei. Sie fühlte, der Schicksalswurf war gethan, für immer. Alles andere war nicht mehr der Rede werth. So sagte sie denn:

„William, du bist mir alles, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, du kannst also nichts von mir verlangen, was sich nicht geziemte. Ich vertraue dir ganz, und wenn du glaubst, daß es mir nur gezieme, mit einem legitimen Beschützer zu reisen, so —"



„Dank dir, du Gute, Liebe, Verständige!“ rief er mit inniger Freude aus und in seinem Jubel setzte er hinzu: „Jetzt fehlt uns nur noch der Pfarrer.“

„Nein, der ist schon da“, sagte die Stimme des Predigers, der unvermerkt eingetreten war.

Raleigh führte frohbewegt dem würdigen alten Herrn seine Braut entgegen.

„Ich bin ein Mann von der alten Schule“, sagte der Pastor, „und laß es mir daher nicht nehmen, meinen Glückwunsch der schönen Braut auf die Stirne zu küssen.“

Er that, wie er sagte, und setzte dann hinzu:

„So hat sich denn alles glücklich gefügt, liebe Kinder? Freut mich herzlich und des Himmels Segen über euch! Auch den der Kirche sollt ihr haben, morgen schon, wenn ihr wollt.“

Raleigh blickte fragend auf Lauretta.

Sie barg das erröthende Haupt an seiner Schulter und flüsterte:

„Dein Wille ist mein Wille.“

„So ist's recht“, sagte der alte Herr. „Also morgen. Und wir haben auch gar keine Störung der Hochzeit zu besorgen, denn sehen Sie, Freund Raleigh, die Geschichte in der Residenz hat richtig den Verlauf genommen, welchen ich voraussetzte. Sobald der Herzog in die Stadt zurückgekommen war, hat der Herr Magus den Laufpaß bekommen und zwar, wie ich hörte, in sehr unliebsamen Worten. Der Hofprediger, der infame — doch genug, er ist seines Amtes entlassen. Der Herzog denkt bereits gar nicht mehr an die ägyptische Schnurre, aber zum Ersatz mußte er sogleich eine andere haben. Rathen Sie, auf was er jetzt ver=

fallen ist? Aber Sie können es unmöglich errathen. Einen Roman will er schreiben, ja, und auch drucken lassen! Er hat sich schon alles Ernstes dahinter gesetzt, wie mir der Herr Kanzler sagte. Nun, das ist wenigstens eine harmlose Thorheit. Glück zu!"

Einige Tage darauf fuhr in einem thüringischen Flecken, welcher an der großen Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main liegt, eine Extrapostchaise, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, beim Posthause vor, im nämlichen Augenblick, wo von der entgegengesetzten Seite her der frankfurter Postwagen bei der Station anlangte, so daß das Blasen der beiden Postillone ineinanderklang.

Während der Extrapostreisende, welcher rasch weiter wollte, bei dem dienstfertig herbeigeeilten Postmeister die Beschaffung neuer Pferde betrieb, scholl es aus dem Schlage des frankfurter Wagens plötzlich im Tone freudiger Ueberraschung:

„Raleigh!"

Beim Tone dieser Stimme fuhr die Dame, welche in der offenen Chaise sitzen geblieben, halb in die Höhe. Dann zog sie ihren Reisepelz fester um Schultern und Nacken und verharrte ruhig auf ihrem Platze.

Der Amerikaner trat an den Schlag des Postwagens, gerade als derselbe heftig aufgerissen wurde.

Einer der Passagiere sprang heraus, wickelte sich aus seinem Mantel und — „Schiller" rief nun seinerseits Raleigh froh überrascht aus.

Die Freunde lagen sich in den Armen, und nachdem die ersten ungestümen Fragen über das woher und wohin aus=

getauscht waren, sagte William, den Dichter theilnahmevoll betrachtend:

„Du hast dich, seit wir uns nicht mehr sahen, sehr zu deinem Vortheil verändert, bist reifer, männlicher und sogar schöner geworden, lieber Friedrich."

„Danke für das Kompliment, lieber Alter", entgegnete Schiller lachend. „Ich bin ein wahres Ungeheuer von Schönheit, das ist bekannt. Wenigstens war das seiner Zeit im Ochsen zu Stuttgart bekannt genug. Ach, die schönen wilden Träume und Wirklichkeiten der Jugend, wie sind sie mir schon so fern gerückt! Das Leben ist doch ein schrecklicher Wirbel. Aber man muß sich fest und oben halten, sonst wird man beiseite geschleudert."

„Und wie sind deine Verhältnisse, deine Aussichten, deine Hoffnungen?"

„Meine Verhältnisse sind dermalen eigentlich gar nicht, das heißt, ich bin wieder zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie ein fahrender Poet. Lieber William, mir ist oft, als würde ich das mein Leben lang bleiben, und doch kommen Stunden, ja, und immer häufiger kommen sie, wo ich eine brennende Sehnsucht nach einer stillumfriedigten Häuslichkeit empfinde. Wäre mir nur die Fähigkeit gegeben, das Leben an einer seiner Ecken zu packen! Allein ich glaube, ich muß schon warten, bis es eine geschicktere Hand für mich thut. Halbwegs und sogar etwas mehr als halbwegs bin ich übrigens willens, den idealischen Regionen einstweilen den Rücken zu kehren und mich auf dem Gebiete der Lebensprosa anzubauen, sei es als Arzt, sei es als akademischer Docent. In Mannheim konnt' ich es nicht mehr aushalten. Das Theatervolk ist eine schreckliche Rasse, welche mich mit Verdruß und Be-

schämung erkennen machte, daß meine Ansicht von der Bühne als einer ästhetischen Bildungsanstalt für die Nation nicht durchzuführen sei, wenigstens dort und gegenwärtig nicht. Vielleicht dringt dieser Gedanke später doch durch. Für jetzt gehe ich nach Sachsen, wohin treffliche Freunde mich eingeladen."

„Ich freue mich zu sehen, daß deine mannheimer Widerwärtigkeiten dich wenigstens nicht entmuthigt haben."

„Entmuthigt? Nein. Mein bisheriges Streben war auch nicht ganz erfolglos. Meine Dramen machen die Runde auf den deutschen Bühnen und ich habe mir an der Hand meiner Muse sogar die Rückkehr in die Heimat erzwungen."

„Ich weiß es. Unser Freund, der Sammetdoktor, schrieb mir, die ‚Räuber' seien in Stuttgart unter ungeheuerem Beifall aufgeführt worden."

„Ja, und auch ‚Kabale und Liebe'. Meine Mutter und meine Schwestern wohnten der Darstellung bei und beim Heraustreten aus dem Theater beglückwünschte sie das Publikum. Die gute Mutter schrieb mir, sie sei vor Beschämung und Freude fast in den Boden gesunken. Siehst du, das ist doch auch etwas. Hinterher beschwerte sich der Adel freilich bei dem Herzog und die Wiederholung des Stückes wurde untersagt. Aber sie wissen jetzt doch wenigstens daheim, daß der Fritz Schiller kein Lump ist. Und weißt du auch, daß du in mir einen neugebackenen herzoglich weimarischen Rath vor dir hast? Hab' Respekt, Mann, sag' ich."

„Das hab' ich. Aber wie kamst du denn zu dieser Würde?"

„Man ermunterte mich, dem Herzog Karl August, als er zu Neujahr bei der landgräflichen Familie zu Darmstadt zu Besuch

war, mich vorstellen zu lassen. Ich ging hinüber, wurde gnädig aufgenommen und las im Kreise der Fürstlichkeiten den ersten Act meines ‚Don Karlos' vor, worauf mir der Herzog den Rathstitel verlieh. Doch genug jetzt von mir und laß uns von dir sprechen. Du siehst so glücklich und zufrieden aus."

„Dazu hab' ich auch alle Ursache."

„Freut mich. Und du kehrst also nach Amerika heim?"

„In aller Eile, aber nicht allein."

„Wie?"

„Komm'", sagte Raleigh und führte den Freund zu seinem Wagen, wo er scherzhaft ceremoniös hinzufügte: „Ich beehre mich, dir hiermit meine junge Frau vorzustellen."

Die Dame schlug Pelz und Schleier zurück und bog sich mit holdem Erröthen über den Wagenrand.

„Lauretta?" stieß Schiller in höchster Ueberraschung hervor.

„Ja, Lauretta, theurer Freund", sagte sie freundlich und bot dem Staunenden die Hand. Er fühlte nicht, daß diese Hand leise in der seinigen zitterte.

„Wie ist das möglich? Träume ich?" fragte er, vergeblich sich bemühend, seiner Ueberraschung Herr zu werden.

„Glücklicher Weise träumst du nicht", erwiderte Raleigh lächelnd.

„Aber wie ist das so gekommen?"

„Du sollst alles erfahren. Von Paris aus, wo wir uns einige Tage aufhalten müssen, schreib' ich dir — mein Wort darauf! Es ist ein ganzer Roman."

„Und — und — Lauretta, theure Freundin, sind Sie glücklich?"

Sie zog ihre Hand zurück, reichte sie ihrem jungen Gatten und sagte mit einem Nachdruck, der Raleighs Augen von Freude leuchten machte:

„Ich bin glücklich!"

„Oh, dann ist Alles gut!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Alle besten Wünsche, die je aus Freundesbrust kamen, über Sie, Lauretta, und über dich, William!"

„Wir nehmen sie an", erwiderte die schöne junge Frau, „und sie seien uns ein glückliches Vorzeichen zur Reise übers Weltmeer und durch das Leben. Möchten wir bald, recht bald von Ihnen hören, theurer Freund, daß auch Sie Ruhe und Glück gefunden."

Aber es mußte geschieden sein. Der Postillon auf dem Sattelpferde blies sein Signal, die Pferde zogen an und dahin rollte der Wagen des jungen Paares. Der Dichter sah ihm mit feuchten Augen nach. Raleigh bog sich aus der Chaise und winkte dem Freunde noch einen Abschiedsgruß zu.

Schiller hoffte sehnlich, auch Lauretta müßte noch einen Blick nach ihm zurücksenden; aber sie fuhr hin, ohne sich umzusehen. Das that ihm doch bitterlich weh — er konnte ja nicht wissen, daß ihr unter ihrem Schleier schwere Thränen über die Wangen rollten — und als nun der Wagen hinter den Bäumen der Heerstraße verschwunden war, da wandelte den Dichter das Gefühl an, als sei jetzt erst seine Jugend hinter ihm versunken, unwiederbringlich versunken und verschollen.

Das abermalige Schmettern des Posthorns rief den Betäubten zur Weiterreise. Wäre der mahnende Klang nicht der eines deutschen Posthorns und wäre Hafis damals schon in Deutschland

bekannt gewesen, der deutsche Dichter hätte mit dem persischen sprechen können:

Oh, horch, der Karavanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüste, wilde Feld
Des Lebens ist die heißbethränte Fahrt gestellt.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die trüben Tage vor der Weihnacht. — Rudolstadt. — Es gibt solche Frauen. — Die beiden Schwestern. — Charlotte, Lotte, Lottchen, Lolochen. — Erste und zweite Liebe, wie Autor sie ansieht. — Ein gutes Haus. — „Es ritten zwei Reiter."

Nicht allein für das Alter, sondern auch für die Jugend kommen Tage, von welchen geschrieben steht, daß sie uns nicht gefallen. Das geschieht alljährlich nach Allerheiligen. Die „trüben Tage vor der Weihnacht" sind die Prosa des Winters. Seine Poesie, die, ach, immerhin eine sehr kalte ist, hebt erst mit dem klingenden Frost des Januars an. Man sieht dann wieder ein Endchen Himmel, ein Stückchen Sonne und spricht hoffnungsvoll: Wäre nur erst Lichtmeß da! Zwar liegt hinter dieser ersehnten Lichtmeß gewöhnlich nur ein neuer Aufzug der Wintertragödie, aber die weiße und graue Kälte geht doch allmälig in die „grünangestrichene" über, und wenn dich auch am ersten Mai tüchtig fröstelt, so erhebt dich über diese kleine Unliebsamkeit das mailiche Bewußtsein, endlich allen Apriltücken zum Trotz in den officiellen Wonnemond eingetreten zu sein.

November und December hingegen, das ist eine hoff=

nungslose Zeit. Doch nein, lieber Leser. Ich vermuthe, du bist noch jung und hast von diesen Monaten eine ganz andere Ansicht. Mit Recht. Dir bringt diese aschgraue Zeit Blumen — im Haare der Geliebten, die du zu Balle begleitest. Wollte ich dir sagen: Diese Blumen welken — ach, wie schnell! und der magische Glanz, welcher sechzehnjährige Mädchenstirnen umfließt, verschwindet — ach, wie spurlos! du würdest dich ungläubig von mir abwenden. Und du, süßerröthende Kleine, deren junges Herz unter dem aufblühenden Busen erzittert, wenn der „liebe Wohlbekannte", dem Frack und Schnurrbart so vortrefflich sitzen, auf dich zuschreitet, um dich zum Walzer oder zur Polka zu führen, wie würdest du unwillig den Mund aufwerfen, falls ich dir zuflüsterte: Dein Ideal ist hohl vom Scheitel bis zur Sohle. Aber ich thue es nicht. Seid glücklich mitsammen und täuscht euch mittels der Ballnächtetäuschungen über Novemberstürme und Decembernebel hinweg. Uns anderen freilich will das nicht mehr gelingen. Die Erfahrung ist eine häßliche Lupe. Sie zwingt uns, zu bemerken, daß oft die schönsten Ballblumen in die Klasse der Giftpflanzen gehören und daß hinter dem erwähnten magischen Stirnglanz schon die Furchen lauern, wie Leidenschaft, Kummer und Sorge sie pflügen. So fühlen wir denn das Lastende der trüben Tage vor der Weihnacht in seiner ganzen Schwere. Glücklich, wem wenigstens ein warmer Ofenwinkel gegönnt ist, wo er die unendlich langen Abende verdämmern kann. Glücklicher noch, wer im Süden der Erinnerung den Norden der Gegenwart vergessen, wer von dieser als von einer Vergangenheit redend, sich, wie der große Wolfgang in Rom, froh fühlen kann, der Zeiten gedenkend:

Da ihn ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf seinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und er über sein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.

Den Menschen in stille Betrachtungen zu versenken, dazu sind die trüben Tage vor der Weihnacht geeignet genug. Es ist, als legte sich der Decemberhimmel mit seinem bleiernen Grau recht eigentlich zu dem Zwecke so schwer auf die Erde, um uns auf uns selbst zurückzuführen, uns zu zwingen, in unserem Inneren Lebensquellen aufzugraben, welche draußen zu sprudeln aufgehört haben. Und nicht nur der Mensch, auch die Landschaft nimmt dann das Aussehen stiller Beschaulichkeit an. Man kann sich einbilden, die Erde verarbeite in sich die Erinnerungen des letzten Frühlings und Sommers, um darüber einzunicken, bis dann wieder ein zudringlicher Sturm unsanft an der müden Schläferin rüttelt, um sie für Augenblicke zu einem Leben aufzustören, das doch nur ein Scheinleben ist.

Das dreifach getheilte, im Sommer so reizende Thal, wo am Ufer der sanftgekrümmten Saale die kleine Residenz Rudolstadt liegt, lag an einem der ersten Decembertage des Jahres 1787 stillbeschaulich unter dem „graulichen Himmel". In diesen stiegen hinter den verschneiten Waldhöhen, welche es umgaben, höhere Gebirge weiß empor. Auf die schneebedeckten Dächer der Stadt blickte das fürstliche Schloß von seiner Felsspitze düster herab. In den Gassen war es schläfrig still. Ein Trupp Knaben, aus der Schule kommend, hatte vor einem Hause, das sich durch ein gewisses, wenn auch nur bescheiden aristokratisches Ansehen vor seinen Nachbarn auszeichnete, Versuche angestellt, ob sich der

lässig rieselnde Schnee nicht ballen lasse. Diese Versuche waren fehlgeschlagen und verdrüßlich, um ihr Vergnügen betrogen zu sein, hatten sich die Jungen zerstreut, in die rothen Hände blasend.

Hinter den Scheiben eines Fensters des bezeichneten Hauses wurde der schöne Kopf einer jungen Frau sichtbar, welche träumerisch sinnend in das Flockengeriesel herunterschaute.

Es war Karoline von Lengefeld, seit einigen Jahren die kinderlose Gattin des rudolstädtischen Hofraths Freiherrn von Beulwitz, eines achtbaren Mannes, welchem die Sechzehnzährige nach den Grundsätzen der Konvenienz verlobt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt worden; vielleicht hätte es damals überhaupt noch keine Antwort gegeben. Jetzt freilich wußte es zu antworten, aber die Brust, in welcher es schlug, hatte gelernt, dem kleinen Muskel, welchen wir als Sitz der besten und leidenschaftlichsten Gefühle anzusehen gewohnt sind, keine rebellischen Regungen zu gestatten, wenigstens keine sichtbaren.

Für dieses noch so junge und schöne weibliche Wesen sollte einst, nach einer langen Laufbahn, ein Tag kommen, wo es anordnete, daß man ihm die Worte: „Sie irrte, litt, liebte“ — auf den Grabstein schriebe. Ach ja, sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur der, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen sich zu opfern sei das höchste Glück.

Sie mögen selten sein, aber es gibt solche Frauen. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch in ihren Schmerzen stillbeglückte Resignation. Zuweilen blickt aus diesen Augen,

während der Mund opferfreudig lächelt und die Stirne ein Stral sanfter Begeisterung erleuchtet, eine tiefrührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nie, ausgeweint vielleicht in der Einsamkeit schlummerloser Nächte.

Frau von Beulwitz hatte solche Augen. Indem sich dieselben jetzt vom Fenster abwandten, richteten sie sich mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre um einige Jahre jüngere Schwester Charlotte — in der Familie und von den Freunden derselben kurzweg Lotte, Lottchen, Lolochen geheißen — welche ihr an dem in die Fensternische gerückten Arbeitstischchen gegenübersaß, über eine halbvollendete Kreidezeichnung hingebeugt, an welcher sie mit kunstgeübter Hand emsig arbeitete.

In dieser Stellung, wenn man nur die zierlichen Vorderarme und Hände, die feingerundeten Schultern und den rosigen Nacken erblickte, über welchen die schlichtgescheitelten lichtbraunen Haare in kunst- und bandloser Lockenfülle herabfielen, in dieser Stellung hatte die Erscheinung Charlotte's von Lengefeld etwas Kindliches. Sie mußte erst das sinnige Auge erheben und den Beschauer eine Büste sehen lassen, in welcher sich die jungfräulichen Formen in anmuthiger Vollendung ausprägten, um jenem ersten Eindruck den noch angenehmeren blühender Mädchenschaft zu gesellen.

Karoline hat, wie bekannt, später mit liebevoller Schwesterhand das Bild ihres Lottchens gezeichnet, ohne zu schmeicheln. Sie rühmt an der Schwester die Grazie der Gebärde und Bewegung, die Reinheit und Zartheit der Empfindungen, den feinen und tiefen Sinn für die Natur. Sie sagt von ihr: „Lotte hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck

reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie." Diese Harmonie, setzen wir hinzu, schloß alles Stürmische, leidenschaftlich Hochfliegende aus, ohne doch einen Mangel an Gefühlswärme und treuer Hingabe zu bedingen, und so war Lotte in der That eine jener seltenen, bei allem Reichthum der Anlagen und Empfindungen mäßigen Frauennaturen, welche geschaffen sind, reinstes Glück nicht nur zu genießen, sondern auch zu gewähren oder, besser gesagt, gerade in der Gewährung desselben selber glücklich zu sein. Diese nicht hoch genug anzuschlagende Fähigkeit verbreitet über ihre Besitzerinnen einen ganz eigenen Zauber von Frohsinn und Heiterkeit. Sie verleiht ihnen etwas kostbar Leichtlebiges, welches weder im Glück sich überhebt, noch im Mißgeschicke Fassung und Muth verliert.

Daraus erklärt es sich, daß zur Stunde, wo wir Lotte's Bekanntschaft machen, nur eine scharfe Beobachtung einen Zug sanfter Traurigkeit um die vollen rothen Lippen des Mädchens hätte wahrzunehmen glauben können. In Wahrheit, es war so ein Zug vorhanden, aber nur noch wie ein leiser Nachschimmer oder Nachschatten. Das arme Kind hatte die erste, lebhaft zugewandte Neigung seines aufkeimenden Herzens zu einem trefflichen und liebenswürdigen Manne an Verhältnissen scheitern gesehen, welche den Freund aus Deutschland und Europa hinweg in einen fernen Welttheil gezwungen. Die Wunde war jetzt freilich vernarbt, aber die Narbe doch noch frisch genug, um bei jeder Berührung schmerzlich zu erzittern. Solche Stimmungen sind gerade,

wie jedermann weiß, für junge Mädchen und Frauen oft verhängnißvoll. In diesem Alter hat sich das Herz noch nicht daran gewöhnt, leer zu sein, und an die Stelle des verloren gegangenen Gegenstandes, welcher es ausfüllte, schlüpft daher häufig ganz unversehens ein anderer, meist ein besserer sogar. Denn mit welcher Bevorzugung die Poesie immer die erste Liebe verherrlichen mag, in der Wirklichkeit ist diese weitaus mehr nur unklare Ahnung als volles Genügen, oft geradezu nur täppische Einbildung und Phantastik, eine buntschillernde Seifenblase, welche der leiseste Windhauch entführt. Schön ist gesagt worden, die zweite Liebe sei der Missionär, welcher vom heiligen Grabe komme. Die Heiligkeit dieses Missionärs lassen wir gerne gelten, aber wir erinnern daran, daß schon in manchem heiligen Grab bei näherer Untersuchung nur falsche Reliquien sich vorfanden, das heißt, wir preisen die zweite Liebe als eine sich bewußte vor der ersten, nur instinktiven. Für das ganze Leben lieben, das kann nur ein gereiftes Herz. Nur die Wunden, welche dieses empfängt, können tödtlich sein. Wie fein hat der große „Herzenskündiger" diese Wahrheit an seinem Romeo nachgewiesen! Nicht um Rosalinde, aber um Julia stirbt der junge Montague.

Das lengefeld'sche Haus war eins der besten in dem kleinen thüringischen Fürstenthum. Freilich, in unseren Tagen, wo das Evangelium des Mammonismus das einzige mit Mund und Herz zugleich bekannte ist, dürfte es ein mitleidiges Lächeln entlocken, wenn wir ein Haus ein gutes und bestes nennen, welches mit Glücksgütern keineswegs übermäßig oder selbst nur mäßig gesegnet war. Zur Zeit, als unsere Väter jung waren, gab es aber noch andere Maßstäbe der Trefflichkeit als die oder viel=

mehr den heutzutage giltigen. Man hatte damals noch nicht gelernt, den Menschen einzig und allein nach seiner Steuerfähigkeit oder auch nach seinem Papierschwindlergenie zu taxiren. Die lengefeld'sche Familie war keine reiche, aber sie war eine gebildete, wenig also nach den heutigen, viel nach den damaligen Begriffen. Den beiden Töchtern des Hauses gab die Gunst des Geschickes, mit vielen jener besten Männer ihrer Zeit, zu welchen wir Epigonen als zu Halbgöttern hinaufzublicken haben, in nahe und nächste Beziehung zu treten. Und mehr noch: Karoline sowohl als Lotte gehörten recht eigentlich zu jenem Kreise edler Frauen, ohne welche unsere besten Männer gar nicht möglich gewesen wären. Man beachte nur die mittelbaren und unmittelbaren Bekenntnisse Goethe's, wie viel er in allen Tagen seines Lebens den Frauen verdankte, von seiner unvergleichlichen Mutter an bis hinab zu dem jungen Mädchen, welches im Marienbad das Herz des Fünfundsiebzigjährigen noch einmal mit schönsten Liebesgluten erfüllte, und man wird uns kaum beschuldigen, den Antheil der Frauen an den besten Resultaten der Geschichte des deutschen Geistes zu hoch anzuschlagen.

Line und Lotte hatten den Vater verloren, doch nicht so frühe, daß die Eindrücke seiner trefflichen Erziehungsweise sich wieder hätten verwischen können. Herr von Lengefeld, in seinem Fach als Forstmann eine berühmte Autorität, war einer jener deutschen Edelleute gewesen, welche mit Herz und Kopf in die Ideen ihres Jahrhunderts eingingen. Er hatte, wie damals jedermann, sein Ideal, und dieses war Friedrich der Große, mit welchem in persönliche Berührung zu kommen ihm vergönnt gewesen. Der große Monarch, von dem Rufe des thüringischen

Forstmannes angezogen, hatte denselben zu Ende des sieben=jährigen Krieges nach Leipzig beschieden und ihm den ehrenvollen Antrag gemacht, in seine Dienste zu treten, um eine Reform des preußischen Forstwesens durchzuführen. Lengefeld hatte den Antrag abgelehnt, hauptsächlich, weil ihn seine Kränklichkeit an der Durchführung des schwierigen Werkes verzweifeln ließ; aber seither war die Verehrung des großen Fritz, durch die begeisterten Schilderungen des Vaters genährt, in dem lengefeld'schen Hause zu einem förmlichen Kultus geworden. Schon das bezeugt, in welchem Geiste der treffliche Mann die Erziehung seiner Töchter leitete. Er förderte die ideale Richtung ihres Wesens, aber er wußte sie zugleich vor jener maßlosen Schwärmerei zu bewahren, welche unter der männlichen und weiblichen Jugend jener Zeit epidemisch umging. In heiteren Tischgesprächen mehr als im trockenen Lehrton hatte er den Töchtern seine klaren und weiten Ansichten von der Welt und den Menschen beizubringen gewußt und, wie die physischen, so auch die psychischen Gaben und Kräfte der Kinder durch liebevolle Anregung zeitig zur Selbstthätigkeit ermuntert. „Wir lernten" — erzählt Karoline — „den Geist erkennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unseren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblicke des väterlichen Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männlichen Würde insbesondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, die Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Die Bemühungen des Vaters, seinen Töchtern eine gediegene Bildung zu geben, wurden unterstützt durch die Mutter, in deren „liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag". So waren die Mädchen in einer Atmosphäre herangewachsen, wo das Gemeine und Alltägliche keinen Zutritt hatte. Frau von Lengefeld war allerdings nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Geburt und des Standes und dieses verlieh ihrer äußern Erscheinung etwas ceremoniös Abgemessenes, einen hofdamenhaften Anstand. Auch haftete an ihr bei all ihrer Herzensgüte ein starker Anflug von Weltlichkeit, der sie eine „standesgemäße" Versorgung ihrer Töchter lebhaft wünschen ließ. Demgemäß war ihr die „standesgemäße" Verbindung Karoline's mit Herrn von Beulwitz sehr willkommen gewesen, und was Lotte anging, so war es gegenwärtig im Werke, dem Mädchen die Stelle einer Hofdame am herzoglichen Hofe von Weimar zu verschaffen. Die Herzogin Luise, Karl Augusts Gemahlin, sowie Charlotte von Stein, Luise's Freundin und Goethe's Herzensfreundin, interessirten sich dafür. Aber Lottchen sollte wohl eine Hofdame werden, doch nicht am weimarer, sondern am Hofe des deutschen Geistes.

Die Bestimmung, welche Frau von Lengefeld für ihre jüngere Tochter im Auge hielt, hatte sie vermocht, mit ihren Kindern einige Zeit lang am Genfersee zu leben. Dort sollte sich Lottchen den französischen Weltton aneignen. Auf der Rückkehr aus der Schweiz hatte die Familie Stuttgart und Mannheim berührt. Von ersterem Orte aus hatten die Schwestern, auf Veranlassung und in Begleitung der Frau von Wolzogen, welche mit ihnen verwandt war, Schillers Eltern auf der Solitude

einen Besuch abgestattet; in Mannheim hatten sie den Dichter selbst gesehen. Allein diese Begegnung war nur eine ganz flüchtige gewesen und hatte, wenigstens bei Lotte, keinen Eindruck hinterlassen. Zwar kannten und schätzten die Schwestern den Ruf des jungen Dichters und seine Werke. Aber wenn auch einzelne Scenen in den „Räubern", im „Fiesko" und in „Kabale und Liebe" sie angezogen und gerührt, so hatte sie doch die „Masse von wildem Leben" in diesen Stücken wieder zurückgescheucht.

Lottchen zeichnete immerfort und war so gar nicht in mittheilsamer Stimmung, daß sie es vermied, aufzusehen und den Blicken der Schwester zu begegnen.

Karoline wandte das Auge von dem trostlosen Wetter draußen und dann auch von der schweigsamen Schwester ab und den Lebensbeschreibungen des Plutarch zu, wovon sie einen Band in der Hand hielt.

„Wie rührend doch dieser Ausgang des Pompejus dargestellt ist", sagte sie nach einer Weile. „Lauter große und doch wieder so einfach menschliche Züge. Nichts Gemachtes. Gerade das, denke ich, ist es, was uns an den Charakteren des Alterthums und ihren Geschicken so lebhaft und tief ergreift. Es ist in dieser antiken Welt eine Unbefangenheit und natürliche Größe, zu welcher die modernen Menschen es gar nicht mehr bringen können."

Die Zeichnerin gab keine Antwort.

„Du bist ja heute ganz in dich verschlossen und vermauert, Lotte", fuhr Frau von Beulwitz fort. „Hast du wieder einmal, was du deine Ahnungen nennst? Laß das, liebes Kind. Dein Wesen ist ja darauf angelegt, das Leben heiter zu nehmen und froh zu führen."

„Das ist bald gesagt, Line“, erwiderte Lotte, in ihrer Arbeit innehaltend. „Wer kann für Ahnungen? Es drückt mich heute den ganzen Tag etwas, ein seltsames Bangen, nicht gerade wie vor einem Unglück. Aber mir ist so sonderbar zu Muthe, gerade wie damals, als — als —“

Sie stockte und ihre rosigen Wangen wurden bleich.

Frau von Beulwitz blickte die Schwester theilnahmevoll an und versetzte im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Warum immer wieder an der Scheidewand rütteln, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt? Hast du mir nicht erst gestern gesagt, Lottchen, was vorüber sei, wolltest du nun auch wirklich vergangen sein lassen?“

„Ja, Line, wer deine Kraft der Fassung besäße! Oh, ich weiß wohl, du verstehst zu leiden, ohne es die Menschen merken zu lassen.“

„Und hat man denn etwas davon, wenn man sie es merken läßt? Sind nicht die Menschen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach so ganz von ihrem lieben Ich ausgefüllt, daß für andere in ihnen höchstens noch Platz bleibt für achselzuckendes Mitleid, dem sich nicht selten eine geheime Schadenfreude gesellt?“

„Das wäre schrecklich, Schwester. Aber es ist nicht so und du selbst glaubst gar nicht daran.“

„Zuweilen doch, liebes Kind. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben anfange, unser Freund Knebel habe doch nicht so ganz unrecht, wenn er meint, wenn man einmal nicht mehr ganz jung sei, so sei jeder Tag, den man erlebe, ein Schritt vorwärts zum Pessimismus und zur Misanthropie.“

„Pfui, so kann nur ein ausgemachter Hypochonder sprechen.

Da ist doch unser herrlicher Freund Lavater ein ganz anderer Mensch. Liebe ist ihm der große Pol, um welchen die Welt sich dreht."

„Ja, aber er übersieht nur, daß jeder Pol seinen Gegenpol hat."

„Merken wir etwas davon in seiner Gegenwart? Oh, die schöne Schweiz! Was waren das für glückliche Tage, die wir angesichts jener wunderbaren Natur verlebten. Selbst der Schnee sieht dort anders aus, viel poetischer als der da, welcher so verdrossen auf den Gassen liegt."

„Sieh, sieh, unser guter thüringischer Schnee will sich diesen Schimpf nicht gefallen lassen", sagte Frau von Beulwitz lächelnd, als in diesem Augenblicke das Schneegestöber, vom Winde gepeitscht, rasselnd ans Fenster schlug. „Er will herein, um dich zu züchtigen."

„Er soll nur draußen bleiben. Ich mag die rohen Gesellen nicht", versetzte Lotte, in den scherzenden Ton der Schwester eingehend. Aber mit einem plötzlichen Uebergange fügte sie beklommen hinzu: „Wie der Wind heult! Wie muß das erst auf der See sein! Gott sei denen gnädig, die jetzt auf wilder Meeresflut vom Sturme geschaukelt werden."

Sie senkte die Augen und ein halberstickter Seufzer hob ihren Busen.

Die Narbe, deren wir oben erwähnten, war berührt worden. Frau von Beulwitz hütete sich aber, diese Berührung durch Verweilen dabei noch schmerzlicher zu machen, und ein günstiger Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Amen zu deinem Gebet, liebe Lotte", sagte sie. „Gott

schirme alle Reisenden zu Meer und Land in diesem abscheulichen Wetter! Auch die beiden Fremden da, die in ihren verschneiten Mänteln die Gasse heraufgeritten kommen."

Die Erscheinung von zwei Reisenden zu dieser Jahreszeit war in dem kleinen Rudolstadt, zu dessen Thoren damals noch keine Kunststraße führte, kein alltägliches Ereigniß und wir müssen gewissenhaft angeben, daß es die Neugierde der beiden Schwestern lebhaft erregte, so kleinstädtisch dies auch den Menschen unserer Zeit vorkommen mag, welche täglich Hunderte und Tausende von Reisenden auf dampfbeflügelten Wagenburgen an sich vorübersausen sehen.

Line und Lotte waren also ans Fenster getreten und blickten auf die Gasse nieder, durch welche die bemäntelten Reiter auf augenscheinlich durch das Ungemach des zurückgelegten Weges ermüdeten Pferden heraufkamen.

„Wie ist mir denn?" sagte Frau von Beulwitz. „Ich meine, ich sollte den einen der Reisenden oder gar beide kennen. Sieh' dir mal den mit der hohen, etwas nach vorwärts gebeugten Gestalt an, liebe Lotte. Sollte er uns nicht schon irgendwo begegnet sein?"

„Daß ich nicht wüßte, Linchen. Aber der andere kommt mir bekannt vor. Hat er Zahnweh, daß er das Gesicht so mit einem Zipfel seines Mantels verhüllt?"

„Der dort? Aber sieh', jetzt schaut der Hochgestaltete herauf. Ah!"

„Was hast du denn?"

„Nichts — und doch! Aber es ist wohl nur eine wunderliche Einbildung. Der häßliche Mantelkragen!"

„Du glaubst den Fremden zu kennen?“

„Freilich. Es gibt nur ein solches Gesicht.“

„Was für eins?“

„Das von Friedrich Schiller.“

„Ah bah, wie käme der hierher?“

„Ich weiß nicht, aber ich meine, er müsse es sein.“

„Und der andere?“

„Der andere —“

„Der Mantelzipfel fällt. Glückauf, 's ist Wilhelm, unser Vetter Wilhelm Wolzogen!“ rief Lotte aus, fröhlich in die Hände klatschend. „Sieh, er grüßt herauf, dein allergetreuester Verehrer. Böse Line, warum siehst du ihn gar nicht an?“

Die beiden Reiter zogen unten vorüber.

„Wir bekommen Besuch!“ sagte Lotte. „Ich wette, noch heute kommt der Vetter zu uns und bringt wohl seinen Begleiter mit. Siehst du, Schwesterchen, meine Ahnungen hatten doch etwas zu bedeuten.“

„Ob es wohl wirklich Schiller ist?“ fragte Frau von Beulwitz gedankenvoll.

Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so trat die Mutter der beiden Damen ins Zimmer mit den Worten:

„Eine gute Nachricht, Kinder. Wir bekommen Besuch. Vetter Wolzogen, der von Bauerbach kommt, bringt mir Grüße von seiner Mutter und läßt anfragen, ob er die Ehre haben könnte, uns auf den Abend aufzuwarten und uns seinen Reisebegleiter, den Herrn Rath Schiller, vorzustellen.“

„Also war es doch Schiller? Was du für ein scharfes Auge hast, Linchen“, sagte Lotte neckend.

Frau von Beulwitz kehrte sich lächelnd zur Seite. That sie es, um das leise Erröthen ihrer Wangen zu verbergen?

Zweites Kapitel.

Rückblick. — Ein Kreis, wo es heimelig ist. — Ocean und Haßelnußschale. — Staat und Individuum. — Weimariana. — Von einem königlichen Autor. — Poesie und Geschichte. — Wie die beiden Schwestern über ihren Gast nach seinem Weggange sprachen. — Ein Schillermythus. — „Gewiß, das ist ein guter Mensch!"

Die würdige Hausfrau hatte Sorge getragen, daß die Besuchsstube erst ordentlich gelüftet und dann gehörig geheizt wurde. Auch ward in der Küche zum Thee eine Extratorte bereitet, wobei, wie unsere Quelle will, Lottchen die Hände thätig mit im Spiele hatte. Hierauf beschränkten sich die Zurüstungen zum Empfang der Gäste, denn unsere Väter hatten vor uns unter anderem auch das voraus, daß sie sich gesellig mitsammen freuen konnten ohne allen den weitschichtigen Apparat, den wir bei jeder Gelegenheit in Bewegung setzen zu müssen glauben.

Um aber ganz gewissenhaft zu sein, müssen wir sagen, daß Frau von Lengefeld noch einer Privatvorbereitung oblag, denn sie war, wie schon angedeutet worden, eine ziemlich umständliche Dame. Sie nahm daher einige Verschönerungen an ihrem häuslichen

Anzuge vor und insbesondere wurde eine schneeweiße, vielbebänderte Haube mit großer Genauigkeit auf ihre etwa anderthalb Fuß hohe Frisur gesetzt. Die gute Dame huldigte nämlich in Sachen des Kopfputzes noch der strikten Observanz damaliger Hofmode, während ihre beiden Töchter ihren Haaren schon jene revolutionäre Freiheit verstatteten, welche die Flechten ohne künstliche Zusätze auf den Nacken niederfallen ließ. Sind wir recht unterrichtet, so hatten zu dieser Entfesselung der Frauenhaare insbesondere die „wallenden Locken" der Heldinnen Ossians das einflußreiche Vorbild abgegeben.

Mit Wilhelm von Wolzogen eingetreten, seinem Freund und Studiengenossen von der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart her, wurde Schiller von dem Schwiegersohn der Hausfrau artig empfangen. Herr von Beulwitz war ein gewiegter Hofmann, etwas trocken und kaustisch in seiner Redeweise, aber nicht unzugänglich und keineswegs ohne Empfänglichkeit weder für die zeitbewegenden Ideen noch für die Träger derselben. So fand sich Schiller um so leichter in den Herrn Hofrath, als er selbst keineswegs mehr der unbeholfene und eckige Jüngling vom Jahre 1781 war.

Seit wir den Dichter nicht mehr gesehen, sind nahezu dritthalb Jahre über seinen Scheitel dahingegangen. Er war jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Seine edle Gestalt hatte sich zu ihrer ganzen Höhe entwickelt, seine Physiognomie war zu einem bestimmten Ausdruck gereift, zu jener anziehenden Mischung von genialer Würde und milder Freundlichkeit, welche ihm so vieler Menschen Zuneigung gewann. Sein Aeußeres verrieth den Gentleman, wenn es gestattet ist, mit diesem vielbezeichnenden eng=

lischen Ausdruck die Erscheinung eines Mannes zu charakterisiren, welcher im Benehmen und Anzug das Bewußtsein verräth, daß dem Manne von Bildung überall auch äußerlich eine gewisse Wohlanständigkeit gezieme. Eleganz ist freilich Schillers Sache nie gewesen, aber seine Frisur war geordnet, sein brauner Rock neu und seine Wäsche — wofür die Frauen bekanntlich einen scharfen Blick haben — untadelhaft weiß, wenn schon da und dort ein Schnupftabakskorn auf der Spitzenkrause des Vorhemdes nicht weggeleugnet werden konnte.

Der Dichter hatte in den letzten Jahren mit vielerlei Menschen verkehrt und war allmälig in der Fremde heimisch geworden. Wohnte ihm wohl eine größere Fähigkeit inne, sich unter Fremden weltbürgerlich zurechtzufinden, als sonst seinen Landsleuten zu Gebote zu stehen pflegt, oder aber machte ihn die eigene Welt, die er in der Seele trug, gleichgiltiger für die landschaftlichen Unterschiede als andere Schwaben? Wir nehmen das letztere an, um so unbedenklicher, als die weltbürgerliche Richtung von Schillers Genius durch die Veröffentlichung des „Don Karlos" gerade unlängst ihre erste, ebenso entschiedene als glänzende Offenbarung vollzogen hatte.

Er war, wie wir gesehen, von Mannheim nach Sachsen gekommen auf die Einladung edler Menschen hin, die dem Dichter den Tribut ihrer Bewunderung nicht nur in Worten entrichten wollten. Obenan unter diesen Freunden stand Körner, eines herrlichen Sohnes trefflicher Vater. Er und seine Braut Minna empfingen den Gastfreund wie eine beste Gabe des Glückes, wie einen geliebten Bruder, und es bildete sich in Leipzig und Dresden um den Heimatlosen ein Freundeskreis, wo er sich wohl und gut

fühlte. Das mancherlei Mißbehagen, in welches ihn die mannheimer Theaterwirren geworfen hatten, löste sich, und wenn es auch an allerhand inneren und äußeren Bedrängnissen nicht fehlte, so gelangte seine Seele doch wieder in „süßen Einklang mit sich selbst“. Er sah sein Streben von guten Menschen dankbar, ja enthusiastisch anerkannt und seine Schöpferkraft fühlte sich dadurch zu neuer Thätigkeit angeeifert. Er durfte sich gestehen, daß er etwas vermöge und etwas zu bedeuten habe unter den Menschen, und daher weht auch ein voller Hauch von Unsterblichkeitsahnung in dieser brieflichen Aeußerung aus jener Zeit: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wann mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse.“

Von einem solchen zu sprechen hatte unser Dichter gewiß das Recht. In Wahrheit, nur ein so hochedler Geist wie der seinige vermochte die gemeine Noth des Lebens, die ihn oft so zudringlich umringte, so standhaft und heiter zu ertragen, daß sie, statt ihn zu bändigen, wie „im wechsellosen Scheine“ unter ihm lag. Die Werke Schillers gewinnen an sittlicher und künstlerischer Würde und Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie nicht im Sonnenschein des Glückes sondern in der rauhen Luft der Widerwärtigkeit gereift sind. So dichten, wie er that, das konnte nur ein wesentlich guter Mensch. Seine Größe als Dichter ist recht eigentlich aus seiner Größe als Mensch erwachsen und daher hat

jene geniale Frau, die Tochter Neckers, schon vor vielen Jahren das richtigste Urtheil über Schiller gefällt, indem sie sagte, das Gewissen sei seine Muse gewesen. Ja wohl. Niemals hat es ein Mann von Genie mit seiner Arbeit so ernst genommen wie Schiller und so ist er denn auch mehr geworden als ein bloßer Poet und Künstler, ein Prophet nämlich und Lehrer der ganzen civilisirten Welt.

Beim Dorfe Gohlis, zu welchem man von Leipzig aus in nördlicher Richtung, das „Rosenthal" durchwandernd, gelangt, da steht noch das Häuschen, in welchem Schiller nach seiner Ankunft in Sachsen herbergte und das Hohelied „An die Freude" dichtete. Später in Dresden der Gast Körners, hatte er in dessen Weinberghaus beim Dorfe Loschwitz am rechten Ufer der Elbe Wohnung genommen. Da war „Don Karlos" in seiner jetzigen Gestalt vollendet worden. Aber während des dresdner-loschwitzer Aufenthaltes war auch der letzte Sturm jugendlicher Leidenschaft über des Dichters Herz gefahren, vielleicht der gewaltigste. Zu jenen beiden Frauengestalten, Lauretta und Lolo, denen wir unsern Dichter leidenschaftlich zugewandt sahen, hatte sich eine dritte gesellt, eine Henriette Elisabeth, deren bezaubernde Schönheit die phantastische Glut der Laura-Oden-Zeit in Schiller noch einmal zur hellen Flamme anfachte. Besorgte Freunde hatten das Unheil erkannt, daß dieses Feuer leicht zu einem Brand werden könnte, welcher des Dichters Zukunft vorweg verzehren würde, und so hatten sie ihn gedrängt, den Schauplatz einer so drohenden Gefahr zu verlassen. Schiller hatte in sich die Kraft gefunden, diesen Rath anzuerkennen und sich loszureißen. Er war der freundlichen Einladung Wielands gefolgt, nach Weimar zu

kommen und Mitarbeiter am „Deutschen Merkur" zu werden, welche Zeitschrift durch Schillers Beiträge bekanntlich den Höhepunkt ihres Ansehens erreichte. Er hatte die berühmte Musenstadt an der Ilm mit der lebhaftesten Spannung betreten, aber wie gut er auch von Wieland, Herder und andern — Goethe war damals in Italien — aufgenommen wurde, es wollte sich dort für ihn zuvörderst noch kein recht erquickliches und ersprießliches Verhältniß gestalten. Nur um so weniger vielleicht, als er da auch wieder mit Lolo zusammengetroffen war, deren leidenschaftlich gespannte Natur nur schwer oder gar nicht in den Ton ruhiger Freundschaft sich hineinzufinden wußte. Schiller litt darunter und es war ihm daher eine rechte Erleichterung gewesen, als er mit seinem Freunde Wolzogen den Ausflug nach Bauerbach machen konnte, von wo er jetzt über Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte. Auf dieser Rückkehr hatte er auch Meiningen berührt und dort die geliebte Schwester Christophine begrüßt, welche inzwischen die Frau seines Freundes, des Bibliothekars Reinwald, geworden war. Und nun zum Text zurück.

Herr von Beulwitz, in den Kreisen von Weimar wohlbewandert, fragte den Dichter nach Neuigkeiten von dort und erfreute den Gast mit seinem richtigen Urtheil über weimarische Personen und Zustände. Wolzogen seinerseits nahm an diesem Gespräche nur sehr oberflächlich Theil und blickte fortwährend unruhig nach der Thüre, durch welche die Damen eintreten sollten.

Der junge Edelmann hatte guten Grund dazu, denn er war seiner Base Karoline mit tiefster Herzensneigung zugethan, welche zwar keineswegs so warm, wie er es wünschte, erwidert wurde,

dennoch aber zuletzt über alle Hindernisse triumphirte. Denn was der liebende Vetter gegenwärtig noch gar nicht zu hoffen wagte, sollte nach Jahren in Erfüllung gehen. Die geliebte Base reichte ihm später, nach friedlich bewerkstelligter Scheidung von Beulwitz, die ersehnte Hand.

Endlich kamen die Damen, und obwohl es Wolzogen heftig drängte, zu einem Gespräche mit Karoline zu kommen, kannte er doch Frau von Lengefeld viel zu gut, als daß er unterlassen hätte, die Einführung Schillers in aller Form zu bewerkstelligen. Der Ceremonientik der Hausfrau fand an dem ehrerbietigen Anstand, womit der Dichter den Förmlichkeiten genugthat, ein großes Wohlgefallen und sie benahm sich gegen ihre Gäste mit einer Freundlichkeit, welche das Zusammensein sofort sehr behaglich machte.

Die Gesellschaft war zu klein, um sich in einzelne Gruppen aufzulösen, und plauderte daher recht gemüthlich mitsammen. Am stillsten war Lotte. Es lag überhaupt nicht in ihrem Wesen, sich vorzudrängen, und heute hatte sie überdies genug damit zu thun, den Eindruck der Erscheinung des Dichters sich zurechtzulegen. Vortretend war dabei in ihr das Gefühl der Verwunderung, daß sie an dieser Persönlichkeit bei der Begegnung in Mannheim so unachtsam habe vorübergehen können. Karoline ihrerseits beschäftigte sich um so lebhafter mit Schiller, als sie jede ungewöhnliche Annäherung ihres Vetters Wolzogen vermeiden wollte, und was den Dichter betrifft, so war er gesprächig und in hohem Grade liebenswürdig. Das machte, er fühlte sich schon in der ersten Viertelstunde in diesem Kreise so heimisch, wie es ihm lange nicht begegnet war.

Wolzogen, welcher jetzt noch nicht wußte, daß er später Hofmann und Diplomat werden sollte, setzte seine Verwandten von seiner Absicht in Kenntniß, nach Paris zu gehen und sich dort in seinem Fache, in der Architektur, weiter auszubilden. Beulwitz wünschte ihm Glück dazu und versprach ihm die günstigsten Eindrücke von der Weltstadt. Aber der junge Mann versetzte:

„Ich fürchte, Ihre freundlichen Wünsche dürften kaum in Erfüllung gehen. Gehe ich doch mehr mit einem geheimen Bangen als mit freudiger Erwartung dem Aufenthalt in der großen Kapitale entgegen. Mir ist, der Wirrwarr des modernen Babylon müßte mich nur stören und verwirren und am Ende könnte die bunte Vielerleiheit der Eindrücke nur Ueberdruß zum Resultate haben."

„Wie deutsch=idyllisch!" sagte Schiller scherzend und fuhr dann ernster fort, unwillkürlich, wie es seine Art war, in eine sententiöse Weise hineingerathend: „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich, wie ich glaube, in dem weiten großen Element von Paris gefallen. Wie klein und armsälig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, welche unvermeidlich miteinfließen, kein Aergerniß nehmen. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Darauf eben, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthard aussehen, aber die

Bewohner des Mondes, falls es solche gibt, sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel."

„Vortrefflich philosophirt, liebster Freund", entgegnete Wolzogen. „Schade nur, daß ich mir in Bezug auf Paris nicht eines Mondbewohners Auge zutrauen darf. Du hast ein solches, so ein philosophisches Auge, und daher erneuere ich nochmals alles Ernstes meinen Vorschlag, daß du mit mir nach Paris gehen mögest. Ich bin überzeugt, der Aufenthalt in jener Stadt müßte dich vielfach fördern."

„Vielleicht, lieber Wilhelm, vielleicht aber auch nicht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschenocean, aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser, ruhiger Bewunderer bleiben. Und dann, um doch recht ins Gelag hineinzuphilosophiren, dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens."

Frau von Lengefeld, welche von dieser abstrakten Richtung

des Gespräches nicht sehr erbaut sein mochte, führte die Unterhaltung auf realeren Boden zurück und ihr Schwiegersohn unterstützte sie darin, indem er eine gelegentliche Aeußerung Wolzogens über Weimar benutzte, um dieses Thema festzuhalten.

Frau von Beulwitz, welche mit Lolo befreundet war, fragte den Dichter nach dem Gehaben der Freundin, aber die Antwort lautete ziemlich unbestimmt und ausweichend. Mit dem feinen Takt ihres Geschlechtes ließ daher Karoline den Gegenstand fallen und gab, die Rede auf bedeutende Persönlichkeiten der Musenstadt lenkend, dem Dichter Gelegenheit, sich freier auszusprechen.

„Wieland“, sagte er unter anderem, „ist jung, wenn er liebt. Er ist noch immer der Dichter der Grazien. Man kann aber nur durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen zu ihm gelangen. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht, doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht.“

„Sie haben auch Herders Bekanntschaft gemacht?“ fragte Beulwitz. „Ist es wahr, daß seine Persönlichkeit neuestens einen starken Anflug von — von — wie soll ich sagen? von theologischer Essigsäure bekommen hat?“

„Davon habe ich nichts wahrgenommen“, erwiderte Schiller. „Herder hat mir sehr behagt. Er ist ein Mensch aus einem Guß, kernhaft, knorrig, ein rechter Eichenmann. Seine Empfindungen bestehen in Haß und Liebe, aber seine Unterhaltung ist voll Geist, Stärke und Feuer. Er reißt einen unwiderstehlich mit sich fort, auch da, wo man ihm widersprechen möchte.“

„Das dürfte kaum angehen, mein lieber Herr Rath“, sagte

Beulwitz mit seinem trockenen Lächeln. „Der gute Generalsuperintendent von Weimar soll ein größeres Gefühl der Infallibilität in sich tragen als zehn Päpste. Ich habe mir auch sagen lassen, Herder und seine Frau lebten neuestens in einer egoistischen Einsamkeit und bildeten zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der jeder Profane ausgeschlossen sei."

„Medisance, lieber Freund", bemerkte Karoline, „weiter nichts. Wir hören von Frau von Stein, daß Weimar dermalen sehr in Gefahr sei, ein recht boshaft kritischer Ort, um nicht zu sagen, ein Klatschnest zu werden."

„Hm, ma chère", entgegnete der Hofrath, „zu dieser übeln Meinung von Weimar dürfte die gute Frau von Stein wohl durch den Klatsch bewogen worden sein, welchen ihr dienstfertige Zungen über die poetischen Licenzen, die sich ihr Herzensfreund Goethe in Rom nähme, zu Ohren brachten."

„Das mag sein", sagte Schiller, „aber gewiß ist, daß jedermann in Weimar Goethe's Abwesenheit sehr empfindet und bedauert. Herr von Knebel erwies mir die Ehre, mich im letzten August mit der Elite der weimarer Gesellschaft zur Feier des Geburtstags von Goethe in dessen Garten einzuladen. Wir konnten aber zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen und Wieland gab der allgemeinen Stimmung Worte, indem er in seiner etwas überschwänglichen Weise sagte, es fehle eben dermalen dem weimarer Leben seine Centralsonne, der Wolfgang, dessen Geburtsfeier wir begingen."

„Es wäre doch jammerschade", meinte die Frau vom Hause, „wenn alle die mancherlei Hoffnungen, welche durch das Zusammenleben so bedeutender Menschen in Weimar geweckt

wurden, schon welk wären. Zwar konnte sich nicht jedermann mit den Ausschreitungen der weimarer Geniewirthschaft befreunden, aber abgesehen davon, mochten doch alle Empfänglichen nah und fern die belebenden Einflüsse eines solchen erhöhten Lebens empfinden."

„Gewiß, gnädige Frau", versetzte der Dichter. „Ich selbst erinnere mich mit Lust der bedeutenden Wirkung des genialischen Treibens in jenem Kreise, als ich in weiter Ferne zuerst davon Kunde erhielt. Gegenwärtig freilich herrscht eine gewisse Ebbe in der Stimmung der weimarer Gesellschaft. Es fehlt ihr im ganzen, scheint mir, ein kräftiges Ferment. Im einzelnen jedoch bietet sie noch immer viel des erfreulichen, förderlichen, und beim augenblicklichen Mangel des genialischen mag man mit dem komischen vorlieb nehmen. Habe ich doch selbst gleich in den ersten Tagen meines dortigen Aufenthalts eine spaßhafte Episode erlebt."

Man fragte und Schiller erzählte:

„Ich sitze gerade, Briefe zu schreiben, als an meine Thüre geklopft wird und auf mein Herein! tritt ins Zimmer eine kleine, spindeldürre Figur, krumm und sehr gebückt, in grüngelber Weste und weißem Frack. — Habe ich nicht das Glück, fragt die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen? — Der bin ich, ja. — Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen ‚Don Karlos' ich eben komme. — Gehorsamer Diener, mit wem habe ich die Ehre? — Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius. — Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblicke versagt habe und eben im Begriffe war, auszugehen. — Ich bitte

sehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe. — Dann ein unbeschreiblicher Bückling und, husch, war die Figur zur Thüre hinaus."

Man lachte.

So liebt, mit unserem Dichter zu sprechen, die Welt, das Stralende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Denn, lieber Leser, du mußt wissen, die komische Figur in grüngelber Weste und weißem Frack war keine geringere Person als jener große Vulpius, der nachmals nicht nur Goethe's Schwager, sondern auch Verfasser des „Rinaldo Rinaldini" wurde, ein Mann also, dessen Unsterblichkeit noch heutzutage bei Ladendienern, Köchinnen, Unteroffizieren und sogar bei Gymnasiasten nicht ganz sterblich geworden sein dürfte.

Ein schöner, Friedrich den Großen zu Pferde darstellender Kupferstich, welcher Schillers Stuhl gegenüber an der Wand hing, fesselte seine Aufmerksamkeit, und da er die Beziehungen der Familie zu dem großen König durch Wolzogen erfahren hatte, erwies er der Frau vom Hause die von dieser wohlgewürdigte Artigkeit, die Rede darauf zu bringen. Dies gab Veranlassung, über den berühmten Monarchen einläßlicher zu sprechen, um so mehr, da es sich herausstellte, daß die „Histoire de mon temps" des königlichen Autors, wie den Dichter, so auch die lengefeld'sche Familie kürzlich lebhaft beschäftigt hatte. Schiller bemerkte über das berühmte Buch:

„So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle sein mag, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr meines Erachtens noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die voltaire'sche Manier, mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzu-

glitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Stil. Im ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen und vortrefflich unterrichteten Kopfe; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben geleitet, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie erinnern sich, daß es bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie auferlegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie als im Glücke übermüthig zu zeigen. Dieser feine Kunstgriff wird aber zu häufig angewandt, so daß die Absicht nicht zu verkennen ist. Bei alledem aber muß das Buch als ein merkwürdiges und wahrhaft stärkendes anerkannt werden."

Lotte sagte schüchtern:

„Der Blick, welchen der königliche Geschichtschreiber auf die Verfassung der verschiedenen Staaten thut, und das, was er von den Nationen sagt, hat mir viel Freude gemacht. Durch die Schlachtberichte aber und die langen Belagerungsgeschichten konnte ich mich nur schwer durchwinden."

Sie hielt inne, allein ein ermuthigender Blick des Dichters machte sie fortfahren:

„Ich glaube, Plutarch hat mich verwöhnt, daß ich vor der Tapferkeit unserer jetzigen Welt keine so große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre schön, wenn wir solche Menschen aufzuweisen hätten, wie das Alterthum sie besaß. An Geschichtschreibern würde es nicht fehlen. Wie schön würden nicht Sie, verehrter Herr Rath, ihre Thaten uns darstellen, und noch lange würden sich die Menschen danach bilden; denn nichts ist größere Aufmunterung, als solche Vorbilder zu haben."

Sie sagte das mit so ungeheuchelt herzlicher Offenheit, daß Schiller aufs wärmste davon berührt wurde.

„Ich machte die nämliche Wahrnehmung wie meine Schwester“, bemerkte Frau von Beulwitz. „Der Kontrast dieser Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helden ist gar so sonderbar. Ich kann mir's nicht nehmen, gegen jene gehalten kommt mir unsere Zeit vor wie ein Garten mit verschnittenen Alleen und Bäumen gegenüber einem schönen Eichwald. So eisern und eng erscheinen mir die Menschen im Leben des großen Königs.“

„Dürfte das“, fragte Schiller, „nicht daher rühren, daß Sage und Dichtung noch nicht Zeit gehabt haben, die Charaktere und Ereignisse der Zeitgeschichte mit den Forderungen unserer Phantasie in ein richtiges Verhältniß zu setzen?“

„Allerdings“, gab Karoline zurück. „Und da kommt mir ein guter Gedanke. Die Sage zwar hat an Friedrich dem Einzigen schon vielfach ihr Recht geübt. Tausend Anekdoten zeugen dafür. Aber die Dichtung hat dem Heldenkönig noch keinen Tribut dargebracht, der seiner Thaten würdig wäre. Sollte es nicht Sie, ja gerade Sie, Herr Rath, anmuthen, den König inbetreff seines Vorurtheils gegen die vaterländische Poesie noch im Grabe zu beschämen, indem Sie den Beweis lieferten, daß ein deutscher Dichter für seine Apotheose mehr thun könne als alle seine Franzosen zusammengenommen?“

„Verehrte Frau“, entgegnete der Dichter mit lebhafter Bewegung, „Sie überschätzen wohl in Ihrer Güte allzusehr mein Vermögen. Abgesehen aber hiervon, ist es ein mir bedeutsames Zusammentreffen, daß mich der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines epischen Gedichtes zu wählen, gerade

in diesen Tagen vielfach beschäftigt hat. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich gäbe einer unglücklichen Situation den Vorzug, weil eine solche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln ließe. Die Haupthandlung müßte womöglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, so daß das ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darauf ausgehen, immer des Königs ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen zu lassen. Freilich, ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein als eins in der Kindheit der Welt. Das aber gerade ist es, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Künste, häuslichen Einrichtungen, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen Freiheit leben, wie in der Ilias alle Zweige der altgriechischen Kultur anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine epische Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber vielleicht wird sich noch etwas Helles daraus bilden."

„Glück zu!" sagte Frau von Beulwitz mit schöner Theilnahme. „Lassen Sie uns hoffen, verehrter Freund, daß Ihr

dichterischer Genius recht bald mit dem königlichen Friedrichs sich verbinden werde."

„Sei mir dieses Wort ein Wort der Weihe! Aber, Verehrteste, manches Bedenken ist zuvörderst noch zu überwinden. Die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Stoffes entstehen, sind groß und damit hängt dann auch die Frage zusammen, ob es überhaupt gestattet sei, die Gestalt Friedrichs aus der historischen Beleuchtung in die poetische hinüberzurücken. Die geschichtliche Figur des Königs, mit allen ihren Ecken, hat sich der Phantasie unserer Zeitgenossen so fest eingeprägt, daß es sie wahrscheinlich aufs heftigste empören müßte, wenn die Dichtung irgendwelche Veränderung daran vornähme."

„Sollte dieses Bedenken wirklich von so großem Gewichte sein? Und wenn, müßte es nicht zu der Folgerung führen, daß es dem Dichter überhaupt verwehrt wäre, geschichtliche Erscheinungen zu behandeln? Das hieße aber, scheint mir, der Weltgeschichte und der Poesie gleichermaßen unrecht thun. Hegten wir wohl für die Helden und Heldinnen Homers das tiefe menschliche Interesse, welches sie uns einflößen und den fernsten Geschlechtern einflößen werden, falls nur eine trockene Chronik uns ihr Thun und Leiden überliefert hätte? Könnte eine aktenmäßige Darstellung des trojanischen Krieges und der Reiseschicksale des Odysseus den bildenden Einfluß auf die Nachwelt üben, welcher den homerischen Gesängen innewohnt? Gewiß nicht. Und dann, die Geschichte wird, dünkt mich, noch kein Roman, wenn einige Züge falsch sind, das heißt, poetisch ausgeschmückt oder auch geradezu ersonnen. Die großen geschichtlichen Charaktere, die großen Thaten, die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr und eine große

Seele versteht ihren Geist auch in der Ferne. Im Anschauen wahrer Begebenheiten — und ich verstehe darunter sowohl thatsächlich als auch poetisch wahre — schwebt der Seele immer ein großer Reiz vor. Sie wird in den Strom der Begebenheiten hinein und von demselben in ferne Zeit gezogen."

„Das ist's, verehrte Frau. Sie scheinen mir ganz richtig das Wesen der historischen Dichtung zu bezeichnen. Der Vorzug der realen Wahrheit, welchen die Geschichte vor dem Roman, dem Epos und Drama voraus hat, könnte jene allerdings über diese erheben. Aber es fragt sich, ob die ideale Wahrheit, die ich die philosophische und künstlerische nennen will und welche in jeder poetischen Darstellung in ihrer ganzen Fülle herrschen muß, nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, sich ausdrückt und handelt, ist ein großes, wichtiges Faktum für den Menschen; und das muß der Dramatiker oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung mit der Geschichte, die Wahrheit wird gefühlt und verstanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Wege den Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das so leicht sich verlierende Individuum. Auf diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister. Der Geschichtschreiber dagegen ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder wenigstens nur mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt."

Unter solchen Gesprächen, die einerseits zeigen mögen, wie

sich in Schiller mit dem Dichter allmälig mehr und mehr der Kunstphilosoph verband, und die anderseits ein gewiß nicht ungünstiges Zeugniß für deutsche Frauenbildung im achtzehnten Jahrhundert ablegen, verstrichen die Stunden des Abends schneller, als den Betheiligten lieb sein mochte. Ihr Gedankenaustausch hatte den Dichter und die beiden Schwestern einander rasch näher gebracht, denn auf beiden Seiten war lebhafte Strebsamkeit und ein edler Enthusiasmus, der namentlich in der Vorliebe für die antike Welt einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt fand. Schon die Theilnahme für die Helden Plutarchs, welche von seiten der Schwestern lautgeworden, hatte für Schiller etwas wohlthuend anheimelndes. War es doch gerade damals, daß er eifrigst anfing, in dem ewigen Jungbrunnen des klassischen Alterthums täglich Geist und Herz zu erfrischen.

Beim Aufbruch fand Wolzogen Gelegenheit, der geliebten Frau gegenüber seine Gefühle sprechen zu lassen. Karoline sagte ihm das schöne Wort:

„Wenn ich, lieber Vetter, eine Weltfrau von dem gewöhnlichen Schlage wäre oder eine Prüde, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie selbst sich nicht rein fühlt, so könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen; aber mich, Ihre wahre und herzliche Freundin, mich schmerzt nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, wohl aber machen mich dieselben für Sie besorgt. Warum wollten Sie sich der Leidenschaft überlassen, die so oft edle Herzen verzehrt und sie fühllos für alle Freuden des Lebens macht? Eine lange Laufbahn liegt vor Ihnen. An Ihnen ist es, sie zu einer schönen und glücklichen zu machen. Warum sollten Sie Ihnen und mir die Gegenwart

verbittern und die Zukunft verdüstern? Nehmen wir geduldig und dankbar an, was die Götter geben."

Inzwischen tauschten Schiller und Lotte Abschiedsworte, die beiderseitig den Wunsch des Wiedersehens enthielten.

„Gestatten Sie mir, zu hoffen, gnädiges Fräulein", sagte er, „daß dieser Abend den Grund gelegt habe zu der Berechtigung, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Mit dieser Vorwegnahme dessen, was, wie ich wohl fühle, erst verdient sein will, sage ich Ihnen Lebewohl."

„Leben Sie wohl", entgegnete sie, „recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie freundlich meiner. Ich wünsche, daß es oft geschehe."

Und gleichsam zur Entschuldigung dieses naiven Wortes setzte sie hinzu:

„Meine Freunde, alt oder neu, sind mir gleich lieb. Es war ja nicht der Werth der älteren, der mich sie früher schätzen lernte, sondern nur der Zufall, der mich eher ihre Bekanntschaft machen ließ."

„Sie ehren und erfreuen mich", erwiderte der Dichter, „indem Sie mich schon jetzt in die Zahl Ihrer Freunde einreihen. Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen. Wenn die Frühlingssonne darauf scheint, mag es zur Blume werden. Und wie danke ich Ihnen und den Ihrigen für die glücklichen Stunden, die mir in Ihrer Nähe zu verleben gegönnt war! Sie reichten aus, mich zu überzeugen, daß ich unter edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten? Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden."

Nachdem die Freunde gegangen, blieben die Schwestern noch allein mitsammen. Karoline war nachdenklich. Lotte äußerte unbefangen ihre Befriedigung über die Bekanntschaft mit dem Dichter.

„Wie seltsam", sagte sie, „daß wir damals in Mannheim so achtlos an Schiller vorübergehen konnten."

„Achtlos?" versetzte Karoline mit einer Betonung, welche Lotte die Schwester verwundert ansehen machte. Dann fügte sie ruhiger bei:

„Du hast recht, liebe Lotte, unsere damalige Unempfänglichkeit war wirklich seltsam. Ich erkläre mir sie aber daraus, daß unsere Seelen von den Wundern der Schweiz noch allzu voll waren, als daß wir anderen Eindrücken zugänglich gewesen wären. Und außerdem, gehen doch die Menschen im Leben oft am guten und besten vorüber, ohne davon Notiz zu nehmen."

„Was mir bei Schiller besonders angenehm auffiel", fuhr Lotte fort, „war zweierlei."

„Nämlich?"

„Zum ersten der Gegensatz seiner sanften Persönlichkeit zu den stürmischen Dichtungen, welche ihn berühmt gemacht haben. Zum zweiten die einfache, so ganz ungekünstelte Bescheidenheit, die einem in solchem Alter schon so berühmten Manne doppelt schön steht."

„Vergiß auch nicht die angeborene Würde, die seine Erscheinung zu einer ganz königlichen macht. Wie bitter ist es, denken zu müssen, daß ein solcher Mann mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu ringen habe. Ach, wohl hatte er recht, wenn er unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse armsälige nannte."

„Aber, Line, war Homer nicht ein Bettler und ist er nicht trotzdem der Lehrer der Menschheit geworden?"

„Weiß man, mit welchen Schmerzen er das erkauft hat?"

„Mit bitteren ohne Zweifel. Aber erst neulich, weißt du? haben wir im Shakspeare gelesen:

> Süß ist die Frucht der Widerwärtigkeit,
> Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,
> Ein köstliches Juwel im Haupte trägt."

„Liebe Lotte, wärest du nicht eben meine liebe Lotte, ich könnte dich um deine unschätzbare Fähigkeit beneiden, alles im tröstlichen Lichte zu sehen."

„Warum denn, Lindchen, sollte ich unsern neuen Freund allzu sehr darob beklagen, daß er dem Leben dessen Bedürfnisse abringen muß, da ich doch sehe, wie ihn diese Nothwendigkeit nicht verschlechtert, sondern nur veredelt hat? Vetter Wilhelm theilte mir einen gar herzigen Zug von ihm mit, während die gute Mutter Schiller von den Beziehungen unseres seligen Vaters zu Friedrich dem Großen erzählte."

„Einen herzigen Zug? Laß doch hören!"

„Ja, er hat mich recht gefreut. Fast noch mehr als Schillers ‚Lied an die Freude', welches uns doch neulich so sehr entzückte."

„Das herrliche Lied! Wie kommst du gerade jetzt darauf?"

„Oh, es hängt mit meiner Geschichte ganz unmittelbar zusammen, wäre vielleicht ohne dieselbe gar nicht entstanden. Höre nur! Während Schiller in Gohlis bei Leipzig lebte und an seinem ‚Don Karlos' schrieb, pflegte er sich durch einen Gang im Rosenthal in erster Morgenfrühe auf seine Tagesarbeit vorzubereiten. Auf einem dieser Gänge vernimmt er im Ufergebüsche

der Pleiße eine leise Menschenstimme, die sich in einem Selbstgespräch, halb verzweiflungsvolle Klage, halb Gebet, Luft macht. Er dringt rasch durch das Buschwerk und findet einen Jüngling, welcher eben halbentkleidet in den Fluß springen will. Schiller wirft sich auf ihn, um den Selbstmord zu verhindern. Der Unglückliche, nachdem er seiner Bestürzung Meister geworden, erzählt seinem Retter, daß er ein armer Student der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brot gegessen habe. Jetzt aber seien seine bisherigen spärlichen Subsistenzmittel vollends gänzlich versiegt und er müsse demnach langsam am Hunger sterben oder aber eine minder qualvolle Todesart wählen. Schiller gibt dem Armen alles Geld, welches er bei sich hat, spricht ihm tröstend zu und nimmt ihm das Versprechen ab, die nächsten acht Tage über nicht auf sein schreckliches Vorhaben zurückzukommen. Einige Tage darauf ist Schiller als Hochzeitsgast in ein reiches leipziger Haus geladen. Mitten in der Fröhlichkeit des festlichen Kreises erinnert er sich da seines armen Theologen —“

Karoline, ahnend, was kommen werde, war ans Klavier getreten, schlug die Saiten an und sang leise:

„Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein:
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun —“

„Ja“, fuhr Lotte fort, „so war es auch. Schiller erhob sich und schilderte der frohen Tafelrunde sein Abenteuer im Rosenthal in begeisternder Weise. Dann ging er mit einem Teller rund um die Tafel und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß seine

Erzählung die Börsen nicht weniger weit als die Herzen geöffnet habe. Noch am nämlichen Abend händigte er dem erstaunten und entzückten Studenten den schönen Ertrag dieses Bittganges ein und in der Nacht habe er dann in seiner stillen Klause zu Gohlis das Lied an die Freude gedichtet."

„Ich glaube es von Herzen. Darum ist auch so ein voller Jubelton einer schönsten Seele darin. Nur ein wahrhaft guter Mensch kann diesen unsterblichen Hymnus geschaffen haben."

„So muthet er auch *mich* an. Gewiß, Schiller ist ein guter Mensch."

„Sage: ein großer *und* ein guter!" versetzte Karoline mit schwärmerischer Innigkeit.

Drittes Kapitel.

Wie das kleine Samenkorn der Freundschaft zur Blume wird.

Der Dichter hatte demnach im lengefeld'schen Hause einen Eindruck zurückgelassen, welcher zu kräftig und günstig war, als daß er sich je wieder hätte verwischen können. Aber er hatte auch einen Eindruck mithinweggetragen, welcher jenem an Stärke nicht nachstand. So hätte müssen ein besonderer Unstern walten, wenn das Verhältniß von beiden Seiten nicht ein schönes und dauerndes geworden wäre.

Aeußere Umstände kamen hinzu, um die beiden Schwestern und den Dichter einander näher zu rücken. Gegen Ende des Winters zu kam Lotte für eine Weile nach Weimar. Es galt, den Hofdamenplan zu fördern. Allein Lotte scheint an der Hofluft wenig Behagen gefunden zu haben. Sie sehnte sich nach ihren heimatlichen Bergen und verhehlte diese Sehnsucht auch dem Dichter nicht, welcher bereits das schöne Vorrecht genoß, freundschaftlichen Tones mündlich und schriftlich mit dem anmuthigen Mädchen verkehren zu dürfen. Er sagte ihr damals:

„Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bergen und

Bäumen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich. Man kann den Menschen recht gut sein und doch wenig von ihnen empfangen. Das ist, glaube ich, auch Ihr Fall. Jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat. Dieses wird oft von der Gesellschaft — von guter sogar — eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assembleenluft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. So eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe — verzeihen Sie mir."

Die erbetene Verzeihung wurde sicherlich gerne gewährt. Ueberhaupt muß sich Lotte während des Aufenthalts in Weimar ganz dem unbefangenen Frohsinn und der heiteren Güte ihres glücklichen Naturells überlassen haben. Zeugniß dessen ist die Strophe, welche der Dichter beim scheiden in ihr Stammbuch schrieb:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
  Umhüpft — so Lotte, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
  In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
  Die jeder deiner Blicke siegreich zählt,
Die deine sanfte Seele dir erzwungen,
  Die Statuen, die dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die dein eignes dir erzwungen,
  Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,

Die rechnest du für Schätze diesem Leben,
Für Tugenden uns Erdenbürgern an.
Den holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'ger Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann!

Der Abschied war jedoch nur für eine kurze Frist genommen. Schiller sehnte sich mit dem kommenden Frühling aus dem weimarer Stadtleben hinweg, welches damals, aus Gründen, wie wir sie im vorigen Kapitel angedeutet haben, bei manchem förderlichen für den Dichter doch auch viel unersprießliches hatte. Er versprach sich im Rückblick auf sein Gartenhausleben in Gohlis und Loschwitz, auf die Arbeiten, welche ihn beschäftigten, den besten Einfluß von ländlicher Einsamkeit. Aber freilich, so ganz einsam sollte dieselbe doch nicht sein. Es zog ihn in die Nähe von Rudolstadt, denn die beiden Schwestern machten nun schon einen Theil seiner Existenz aus.

Von ihrer Seite fand dieser Wunsch des Freundes die günstigste Aufnahme und bereitwilligste Unterstützung. Die Schwestern sahen sich nach einer passenden Sommerherberge für den Dichter um und fanden eine solche in der Entfernung einer kleinen halben Stunde von der Stadt bei dem Dorfe Volkstädt, das zwischen Wiesen und Gärten an der Saale liegt, in dem Hause des Kantors Unbehaun.

Hierher zog in der Mitte des Maimonds der Dichter und fand bei der Familie seines Wirthes freundliche Aufnahme und sorgliche Pflege. Wenige Tage nach seiner Ankunft pries er in einem Schreiben an seinen Freund Körner den neuen Aufenthaltsort, das liebliche Saalethal mit seinen sanftansteigenden

Bergen und die seiner Wohnung gegenüberliegende Anhöhe, von wo Schiller der reizenden Aussicht auf die Stadt so gerne genoß. Dieser Punkt, welchen eine schöne Pietät nachmals Schillershöhe genannt und mit einer Bronzebüste des Dichters geschmückt hat, ist Wanderern, welche den Spuren des Genius nachzugehen und die Stätten, welche großer Menschen Anwesenheit geweiht, aufzusuchen lieben, wohlbekannt.

Es waren glückliche Tage, welche Schiller in Volkstädt verlebte, für seinen Geist eine Zeit des Reifens, für sein Herz eine Zeit sanfter Befriedigung. Mit wem immer er in Berührung kam, der gewann ihn lieb, selbst die einfachen Dörfler, in deren Gedächtniß der „junge gelehrte Mann mit dem blassen, geisterhaften Gesichte und den langen, gelben Haaren, welche nicht gepudert und zusammengedreht waren, wie die der Stadtherren", bis auf unsere Zeit herab fortgelebt hat.

Was ihm der Umgang mit den beiden Schwestern, was diesen der Umgang mit dem Dichter war, das hat uns Karoline in unübertrefflich schönen Worten geschildert. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden und Tagen für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umganges entbehrt; uns nun fand er immer empfänglich für die Gedanken, welche eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst



eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über von heiterer Laune, und wenn oft störende Gestalten unseren kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklanges unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt nnd über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiter ideales Leben unserem innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte im Gespräche mit ihm wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe."

Daß bei solcher Stimmung die Arbeiten des Dichters gedeihlich vorrückten, kann nicht wunder nehmen. Ihn beschäftigten damals vornehmlich zwei größere Unternehmungen, die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und „Der Geisterseher".

Das erstere dieser Werke war die erste bedeutendere Frucht seiner geschichtlichen Studien und ist auch, trotz ihrer fragmentarischen Gestalt, die bedeutendste seiner historischen Arbeiten geblieben. Wie Schiller von der Geschichtschreibung dachte, haben wir zu berühren schon Gelegenheit gehabt. Ihm war hauptsächlich um die innere, um die philosophische Wahrheit zu thun, durchaus

mehr um den Geist als um den Buchstaben der Begebenheiten. Das Detail, namentlich da, wo es der künstlerischen Formgebung widerstrebte, ließ ihn gleichgiltig. Ueberall auf die großen, ewigen Züge in den Geschicken, Leiden, Verirrungen und Thaten der Einzelnen und der Völker hindeutend, war er, wie als Dichter ein vorwärts zeigender, so als Historiker ein rückwärts gewandter Prophet. So war ihm denn der glorreiche Befreiungskampf der Niederländer gegen die spanische Despotie ein Mittel, „in der Brust des Lesers ein freudiges Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache“. Die Idee, von welcher das ganze Werk beseelt und getragen ist, prägt sich in der Stelle der Einleitung aus, wo es heißt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Gewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen und heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann.“

Dem Roman „Der Geisterseher“ liegt eigentlich der nämliche Gedanke zu Grunde wie der Geschichte der niederländischen Revolution. Hier wie dort dreht sich alles um den Kampf der lichten gegen die dunkeln Mächte. Nur geht dieser Streit, der im Geschichtswerk auf der objektiven Bühne der Historie sich abspielt, im Roman innerhalb der Schranken individueller Beziehungen vor sich. Schiller, welcher von seinem Geisterseher später nicht mehr viel hielt, that dem Werke unrecht, insofern dasselbe eine meisterhaft psychologische Behandlung kulturgeschichtlicher Pro-

bleme des 18. Jahrhunderts enthält. Der Dichter hatte mit der Wahl dieses Gegenstandes einen ganz vortrefflichen Griff in seine eigene Zeit hineingethan. Vielleicht, daß ihn jener Brief aus Paris, welchen ihm Raleigh zu schreiben versprochen und auch wirklich geschrieben hatte, auf das Thema des Geistersehers geleitet. Der Freund hatte ihm darin den Verlauf und Ausgang der Intrike am herzoglichen Hofe von S. G. auseinandergesetzt, Lauretta's Stellung dazu, sein eigenes rettendes Eingreifen und seine Belohnung durch die Gerettete. So hatte Schiller erfahren, wie sehr zwei Menschen, die seinem Herzen theuer waren, in die Laufbahn des sizilianischen Abenteurers, der an verschiedenen Enden und Orten Europa's seine unglaublich frechen und doch urkundlich verbürgten Gaukeleien trieb, verflochten worden waren. Das erklärt die Wärme, womit der Dichter an die Ausführung des Gegenstandes ging. In dem Maße aber, in welchem die Gestalten Raleighs und Lauretta's, von denen er weiter keine Nachricht mehr erhalten, allmälig durch die Zeit und durch neuere Bekanntschaften in dämmernde Ferne gerückt wurden, erkaltete auch seine Theilnahme an dem geisterseherischen Thema und er ließ es zuletzt ganz fallen. Unrecht jedoch würde man dem Dichter thun, wollte man in der Heldin des Geistersehers, in der schönen Griechin, Erinnerungen an Lauretta finden. Dagegen hat man guten Grund, in jener Gestalt der Fiktion Züge der Wirklichkeit zu vermuthen, Züge von jener Henriette Elisabeth, welche den Dichter während seines Aufenthalts in Dresden so leidenschaftlich aufgeregt und verwirrt hatte.

Wenn im Geisterseher Schiller eine Gattung der Poesie, den Roman, kultivirt hat, zu welcher er später nie wieder zurück=

gekehrt ist, so sind dagegen zwei berühmte Gedichte aus dieser Periode, „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler", nur Vorblüthen — allerdings prächtige — jener lyrisch-didaktischen Dichterthätigkeit, die später Früchte trieb, welche mit zu den besten des germanischen Geistes gehören.

Gegen das Klagelied um die Götter Griechenlands hat gleich bei seinem Erscheinen das Zelotenthum wüthend die Lanze eingelegt. Das Gedicht sei irreligiös, wurde geeifert. Wunderlicher Mißverstand! Alle Adern dieses Liedes schwellen von religiösem Gefühl. Es ist ein Laut innigster Sehnsucht nach dem „holden Blüthenalter der Natur", wo diese noch nicht als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, verachtet und gehaßt wurde, wie das später geschah, als man vergaß und vergessen machen wollte, daß auch der Stifter des Christenthums in den Evangelien überall als vom innigsten Natursinn durchdrungen erscheint.

Wenn aber Schiller in den Göttern Griechenlands als ein Rächer der Schönheit erscheint, so steht er in den Künstlern als ihr Prophet da. Wir möchten dieses wunderbare Gedicht eine Transsiguration der Kulturgeschichte der Menschheit nennen. Des Dichters philosophisches Kredo: Durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit! kommt hier voll und ganz zur künstlerischen Erscheinung. In erhabensten Tönen wird die Mission des Dichters, des Künstlers verkündigt und über den wogenden Gedankenstrom dieser frohen Botschaft fährt sänftigend und glättend die Hand der Grazie. Wer die Schöpfungen unseres theuren Dichters näher kennt, dem müssen die Künstler als die erste völlig reine Ausströmung seiner großen Seele erscheinen. Man spürt in jeder Zeile die wohlthätige Einwirkung der beiden Schwestern, man

fühlt, daß er diesen seinen Dank zollen wollte, daß er sich selbst im Auge hatte, als er in den Künstlern die Stelle schrieb:

> In allem, was ihn jetzt umlebt,
> Spricht ihn das holde Gleichmaß an;
> Der Schönheit goldner Gürtel webt
> Sich mild in seine Lebensbahn.

Als Lotte das Gedicht im „Deutschen Merkur" gelesen, sagte sie dem Freunde:

„Ich finde immer mehr schönes, je öfter ich's lese. Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es klar, daß es so ist."

Das gegenseitige Vertrauen, das gegenseitige Gefühl der Unentbehrlichkeit wuchs zwischen den Frauen und dem Dichter von Tag zu Tage. Ausdrücke lebendigster Freundschaft traten in ihren Beziehungen an die Stelle der konventionellen Anreden und Begrüßungen, aber während Karoline ihre Empfindungen mehr zu beherrschen verstand, ließ die arglose Unschuld Lotte's hinter dem Schleier der Freundschaft manchmal schon ein wärmeres, weiblicheres Gefühl hervorblicken. So, wenn sie dem Dichter einen Strauß sendet und dazu die Worte schreibt:

„Diese Blumen sollen ihre süßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen schönen Gruß von mir bringen."

Schiller und die Schwestern lasen in diesem Sommer mitsammen den Homer und so wurde der Dichter von der Hand der Freundschaft immer mehr hineingeleitet in die große Welt des Alterthums, in welcher er sich dann durch Uebertragungen aus Euripides noch heimischer zu machen suchte. Da gewährte es

ihm Freude und Aufmunterung, wahrzunehmen, wie fein und lebhaft das Verständniß Lotte's für die Alten war. Einmal äußerte sie:

„Wie schön kommt mir nicht der Muth vor, womit die Menschen der antiken Welt das Unglück tragen. Nie verlieren sie ganz die wohlthätige Hoffnung, und wenn dann alles verschwindet, so suchen sie Trost in dem beständigen Wechsel der Dinge."

Im lengefeld'schen Hause war es auch, wo Schiller zuerst dem eben aus Italien zurückgekehrten Goethe persönlich begegnete. Aber wenn die beiden Schwestern, der Verehrung für Goethe voll, von dieser Zusammenkunft für ihren Freund viel gutes und bestes gehofft hatten, so sollten sie für jetzt in dieser Hoffnung sich sehr getäuscht finden. Es mußten noch Jahre vergehen, bevor zwischen den beiden Heroen unserer Literatur Verständniß und Zusammenklang sich herstellte. Schiller zwar war dem berühmten Manne mit offener Herzlichkeit genaht, aber Goethe's Gemessenheit scheuchte ihn zurück.

Goethe befand sich damals in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Zu der quälenden Rückerinnerung an den eben verlassenen Süden gesellten sich peinliche Eindrücke, die er im Vaterlande vorfand. Die laute Bewunderung für Schillers wildgeniale Jugendwerke war ihm, wie er später offen erklärte, zuwider, nicht etwa aus kleinlichem Neid, sondern weil sie ihn, der sich in Italien ein neues Schönheitsideal gebildet hatte, allzu geräuschvoll an die eigene Kraftgenialität erinnerten, welche er als eine abgethane Sache angesehen wissen wollte. Daß Schiller dem kraftgenialischen Naturalismus bereits sich entwunden, daß er eine

Bahn eingeschlagen hatte, welche ihn mit Goethe früher oder später zusammenführen mußte, und zwar im modernen Griechenthum zusammenführen mußte, das übersah damals der letztere, obwohl ihn Schillers Gedichte von den griechischen Göttern und den Künstlern schon hätten darauf aufmerksam machen können.

So blieb die erste Zusammenkunft zwischen den beiden kalt und förmlich. Schillers gerechtes Selbstbewußtsein fühlte sich verletzt, daß Goethe sein Entgegenkommen ablehnend aufgenommen. Doch war er gerecht genug, gegen Körner brieflich zu äußern:

„Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei Goethe bereits durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschiedene. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren."

Den Freundinnen gegenüber sprach sich aber Schillers verletztes Gefühl stärker aus.

„Soviel ich sehe und gehört habe", sagte er, „hat sich Goethe durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl."

Da Karoline schwieg, versetzte Lotte:

„Sie haben da, theurer Freund, ein Urtheil über Goethe gefällt, das mir in seinem Charakter einiges klar macht, was ich sonst nicht gut zusammenreimen könnte; nämlich, daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher an nichts mehr recht innig zu seinem eigenen Glück sich anschießen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber andere ihm nichts. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube, dies muß ihm trübe Augenblicke machen."

„Das mag allerdings wahr sein", entgegnete Schiller, „aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel mit ihm allein wäre, so würde ich freilich weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder, wie Hamlet sagt, in der Welt seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und, wenn Sie wollen, auch zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen. Diese ist: Gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird Goethe mich kennen, wie ich seinen Geist schon jetzt kenne und anerkenne. Und das noch, meine Freundinnen, lassen Sie mich Ihnen ein= für allemal sagen: erwarten Sie nicht zu viel herzliches und

ergießendes von Menschen, die von allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen. Wenn so viele Hände an dieses zerbrechlich zarte Ding tappen, was wunder, wenn es zu schanden geht? Wenn mich je das Glück oder Unglück träfe, daß ich sehr berühmt würde, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen Sie den Menschen im übrigen laufen."

„Welche Timonslaune, bester Freund!" sagte Karoline lächelnd. „Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, diese eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ich hoffe, Sie sollen mir immer lieb bleiben können, ungeachtet aller Berühmtheit. Wie diese bisher an Ihnen noch nichts verdorben hat, so wird sie es auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem inneren Dasein werden diese Dinge nie etwas gelten, hoffe ich, und das Zerreißen unserer Freundschaft denke ich mir gern aus dem Bereiche der Möglichkeit hinaus."

Nach einer Pause setzte sie noch hinzu:

„Ueber Goethe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe und ihn mehr nur aus den Erzählungen anderer kenne. Es kann sein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm. Das aber bleibt mir doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genies wegen vieles vergeben kann, und auf das Vergebenmüssen kommt man am Ende doch immer mit den Menschen. Aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens

graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie abweicht — wo ist sie?"

Aber die „schönen Tage von Aranjuez" — damals war diese Redensart noch nicht trivial geworden — gingen vorüber und mit dem Blätterfall kam die Zeit des Scheidens. Seine literarischen Geschäfte und Verbindungen riefen den Dichter nach Weimar zurück, obgeich er die Stunde der Trennung soweit wie möglich hinausgerückt hatte.

Die drei guten Menschen, welche sich so innig verstanden und zugethan waren, hatten verabredet, daß sie sich, nachdem der Dichter im lengefeld'schen Hause bereits so zu sagen officiellen Abschied genommen, noch einmal da treffen wollten, wo sie sich an den Sommerabenden so oft begegnet waren. Demzufolge gingen die beiden Schwestern im bleichen Lichte der November=abendsonne hinaus an die Brücke über den Waldbach, wo der Freund ihrer schon wartete.

Sie wandelten mitsammen unter den halbentlaubten Bäumen des Saaleufers hin. Der Fluß rauschte, vom ersten Schneefall angeschwollen, trübe zu ihren Füßen.

„Wie melancholisch die Landschaft ist, die doch kaum noch so grün und sonnenhell aussah", bemerkte Karoline. „Sie stimmt nur allzusehr zu unseren Gefühlen, bester Freund, denn ich sehe mit wehmüthiger Genugthuung, daß Sie so wenig gern von uns gehen, als wir Sie ziehen lassen. Wie schön war diese Zeit unseres Zusammenseins! Ach, so schön, daß ich, weil sie nun unwider=bringlich dahin, fast wünschen möchte, sie wäre nie gewesen."

„Nein", entgegnete Schiller. „Wir wollen uns, meine Theuren, diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich ver=

gangen ist. Er hat unsere Herzen mit seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Was mich betrifft, mich machte er glücklicher als alle, die ihm vorhergegangen sind. Er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist, Ihr Herz, Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Und lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben."

„Ich verstehe Ihre Absicht, theurer Freund, uns dadurch, daß Sie unserer Freundschaft für Sie einen höheren Werth beilegen, an das Bleibende dieses Verhältnisses zu erinnern und uns so über das Schmerzliche des Augenblickes hinwegzuhelfen."

„Und warum, beste Freundinnen, sollten wir uns diese Trennung schwerer denken und machen, als sie ist? Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht schnell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer sein durch diese Erinnerung. Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überzeugt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde."

Indem der Dichter bei diesen Worten seine Blicke von Karoline zu Lotte hinübergehen ließ, glaubte er zu bemerken, daß die gesenkten Wimpern des Mädchens feucht seien. Auch Frau

von Beulwitz machte diese Wahrnehmung, und als Lotte, wie um sich der Beobachtung zu entziehen, sich abwandte, flüsterte ihre Schwester dem Freunde zu: „Sagen Sie Lolochen noch ein gutes Wort“ und trat dann zurück, um ihm dazu Gelegenheit zu geben.

„Theure Lotte“, sagte er, „Sie sind den ganzen Abend her so still gewesen, als machte es Ihnen Mühe, mich freundlich zu entlassen und mir zu sagen, daß Sie, wie ich zu hoffen mich erkühne, auch in der Ferne meiner wohlwollend gedenken werden.“

„Oh, glauben Sie das nicht, lieber Freund“, versetzte sie mit sanftem Erröthen und bemüht, mit ruhiger Fassung zu sprechen. „Aber warum sollt' ich es läugnen, daß der lange gefürchtete Moment, welcher nun gekommen, mich traurig macht? Noch sehen wir mitsammen dieses Thal, diesen Fluß, diese Berge und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen immer gute und frohe Geister Sie umschweben, theurer Freund.“

„Ich nehme Ihren Wunsch als ein gutes Omen dankbar an, liebe Lotte. Aber werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen?“

„Oh, gerne, gerne! Ich möchte Ihnen sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und sie anderen deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß. Lassen Sie so oft, wie Sie können und Lust haben, von sich hören, damit der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird und ich nach Maßgabe

meiner Kräfte ihm folgen kann. Und so leben Sie wohl, so wohl, als ich es wünsche, und — und denken Sie gern meiner und oft."

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu empfehlen", entgegnete der Dichter. „Wie oft und gerne wird es geschehen!"

Damit reichte er Lotten und ihrer inzwischen wieder herbeigetretenen Schwester die Hände hin und sagte noch:

„Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben, theure Freundinnen, viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer, glauben Sie mir, werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat."

Damit trennten sie sich an dem Weg über den Waldbach, wo Schiller zurückblieb, um den nach der Stadt gehenden Schwestern nachzusehen. Schon wollte sie eine Biegung des Weges seinen Blicken entziehen, als sich Lotte noch einmal nach dem Freunde umwandte.

Es war nur ein flüchtiges Zurückwenden, aber dennoch gab es dem Dichter auf seinem Heimgange viel zu denken.



Viertes Kapitel.

„Der Weg von Freundschaft bis zur Liebe.“ — Der gute Genius und der durch ihn herbeigeführte „Moment des befreiten Herzens“. — Ein Donnerschlag und eine Anekdote.

Damals blieben die Briefe — kaum glaublich für das an Dampf- und Telegraphengeschwindigkeit gewöhnte Geschlecht unserer Tage — Briefe, welche mit der Post von Weimar nach Rudolstadt und umgekehrt gingen, manchmal nicht weniger als vier Tage unterwegs. Zum Glück aber für befreundete Menschen, welche das rege Bedürfniß der Mittheilung hatten, gab es eine „Botenfrau“, welche schneller ging, als der Postwagen fuhr.

Diese gute Botenfrau hatte im Winter 1788—89 gar viele Botschaften zwischen dem lengefeld'schen Hause in Rudolstadt und der Wohnung Schillers in Weimar auszurichten, gar viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. Es ist überhaupt „erstaunend“, um ein beliebtes Wort jener Zeit zu gebrauchen, wie sehr die Menschen des vorigen Jahrhunderts zum Briefwechseln aufgelegt waren. Uns Epigonen bleibt dazu nicht mehr Zeit genug. Oder sollten wir uns irren? Wird dem zwanzigsten Jahrhundert aus dem unserigen auch eine solche Masse

von gedruckten Briefwechseln beschert werden, wie uns aus dem vorigen? Mag sein, aber wir fürchten, was den Gehalt angeht, dürfte ein großer Unterschied fühlbar werden. Und doch wieder werden die Briefwechsel des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des achtzehnten etwas voraushaben, das staatsbürgerliche Moment.

In Wahrheit, man müßte es „erstaunend" finden, wie die Bannerträger des deutschen Geistes im vorigen Jahrhundert fast durchweg so gar keine Beziehung zum Staate gewinnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß es damals in Deutschland eigentlich gar kein staatliches Leben gab. Das deutsche Reich war nur eine Leiche des Mittelalters, und wenn alle edlen und strebsamen Geister vor dem widerwärtigen Leichengeruch in die reinere Region der Ideale sich emporflüchteten, wer kann es ihnen verargen? Der Deutsche hat ohnehin wenig politisches Geschick. Er ist dazu viel zu wenig schlecht. Was wunder, daß Männer, welche das Deutschthum in seiner höchsten Potenz darstellten, und noch dazu unter den angedeuteten Umständen, darauf ausgingen, für ihren Genius ein Gebiet zu suchen, welches sich von der gemeinen Wirklichkeit scharf abhob? Während jenseits des Rheins die schwarzen, schicksalsschwangern Wolken sich aufthürmten, deren Elektricität so bald in einem welthistorischen Gewitter sich entladen sollte, wandelten unsere Dichter und Philosophen in den Aetherhöhen der Idee und hielten jene Vorzeichen einer ungeheuren Katastrophe kaum einiger flüchtigen Seitenblicke werth. Und doch war hier wie dort der Geist des Jahrhunderts gleich thätig. Hier wie dort machte er Revolution, und wenn auch die deutsche nur im „Reich der Träume" vor sich gegangen, so war sie dafür eine zehnmal intensivere als die, welche thatsächlich in Frankreich sich

abspielte. Keiner der großen Helden oder der großen Verbrecher der französischen Revolution ist auch nur bis an den Fuß jener Gletscherhöhe der Gedankenkühnheit gelangt, von welcher aus der kleine hagere Mann da hinten in Königsberg, welcher so zu sagen nie aus den Thoren seiner Vaterstadt herausgekommen, Immanuel Kant, den Himmel erstürmte. Wir scheinen nicht dazu bestimmt, die Saaten, welche unser Genius aus dem Boden trieb, einzuheimsen. Aber was thut das am Ende? Der Welt wird die Ernte vom deutschen Gedankenfeld doch zu gute kommen. Hellas ging unter, aber heute noch sind die Hellenen die Mitbürger aller wahrhaft gebildeten Menschen. Wann die Gloire der Franzosen wie ein Feuerwerk verpufft, wann die Seeherrschaft Englands zur fernen Sage geworden sein wird, dann immer noch wird die Menschheit von den Gastgeschenken zehren, die ihr Lessing und Kant, Goethe und Schiller hinterlassen haben. Diese Namen werden dann vielleicht verweht sein, aber nimmer wird im Wirbelsturm der Jahrtausende der Hauch des Geistes ihrer Träger verwehen.

Doch wir müssen zu unserer guten Botenfrau zurück, welche so eben in Schillers Zimmer getreten ist und aus ihrer mächtigen Ledertasche zwei Briefe hervorgezogen hat.

Karoline schrieb unter anderem:

„Ein großes Princip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. Sowie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserem Herzen däucht es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen

mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen möchten; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreicheren Welt, deren Ahnung unseren innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!"

In Lotte's Brief hieß es:

„Ich beobachte mich so gerne, wie so alles von außen auf mich wirkt und die Saiten meiner Empfindungen anschlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch ist mir wieder nichts klein in der Welt, weil alles in einander verflochten ist und zum großen ganzen gehört. Ich vergesse gerne mein Ich, wenn ich an den großen Zusammenhang des ganzen denke. Wie wird man sich selbst da so klein! Und es ist doch wieder so in unserer Natur, daß wir gerne alles auf uns zurückführen. Unstreitig aber sind es schönere Gefühle, wenn man nicht bloß auf sich sieht: wie weit und groß wird da der Geist!"

Wie schon so oft, brachten auch diesmal die Briefe der beiden Schwestern dem Dichter ihr ganzes Wesen wohlthuend nahe. Scheinbar war der Ton in beiden Episteln der gleiche; beide Freundinnen philosophirten, aber wie sie es thaten, das begründete den großen Unterschied, der dem Dichter so viel zu schaffen machte.

Denn sagen wir es nur gleich, sein Verhältniß zu den Schwestern hatte den seltsamsten Dualismus der Neigung in ihm hervorgerufen, einen Dualismus, welchen er, solange ihm derselbe nicht in seiner ganzen Schärfe klar geworden, durch ein seltsamstes

Auskunftsmittel versöhnen zu können wähnte. Er dachte sich die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens mit den Freundinnen, die Möglichkeit eines idealen Doppelverhältnisses, welches freilich nur in den Gedanken eines Mannes von Schillers Seelenhoheit ein ideales bleiben konnte. Begreiflich und verzeihlich ist diese psychologische Verirrung von seiten eines Dichters, welchen sein Genius rastlos trieb, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den „goldnen Duft des Ideals“ zu weben; aber wäre dieser Irrthum realisirt worden, hätte er realisirt werden können, Deutschland und die Welt hätten es zu beklagen gehabt, denn Schiller müßte an dieser Realität furchtbar schnell zu Grunde gegangen sein. Charakteristisch für das Jahrhundert ist es jedoch immerhin, daß in einem seiner hellsten und edelsten Geister für eine Weile die Reminiscenz einer romantischen Monstrosität erwachen konnte, wie sie die mittelalterliche Sage von dem Grafen von Gleichen erzählt.

Es währte einige Zeit, bis sich der angedeutete Zwiespalt in dem Dichter so weit entwickelt und geklärt hatte, daß wenigstens eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin möglich ward. Gibt es doch gar hartnäckige Illusionen der Phantasie.

Der Schwung von Karoline's Geist zog den Dichter mächtig an. Es war in dem Wesen der jungen Frau etwas dem seinigen verwandtes: eine Kühnheit der Anschauung, welche, mit einem Fußtritte der Verachtung die Erde hinter sich lassend, zum Aether aufstrebte. Es war ihm Freude, die Freundin auf diesen Flügen zu begleiten und sie zu weiteren zu ermuntern. Sein eigener Idealismus fühlte sich so sympathetisch von ihrer Begeisterung getragen. Ihr Geist verstand den seinigen so ganz,

und wie man mit duftenden Spezereien auf den Altären die heiligen Flammen nährt, so nährte sie mit den Huldigungen einer geistreichen Schwärmerei das Vestafeuer seiner Seele.

Aber — wunderliche Menschen, die wir sind! — mitten aus den Rosen des Freundschaftsenthusiasmus, welche Schiller der Freundin streut, blickt oft ein etwas hervor, das, wenn es kein skeptischer Dorn ist, einem solchen wenigstens sehr ähnlich sieht. Ob der Dichter zuweilen schon ein Gefühl davon gehabt, daß Karoline, namentlich dann, als sie später als Schriftstellerin aufgetreten, von einer gewissen blaustrümpfigen Starkgeisterei und ästhetisirenden Koketterie, aller ihrer unbestreitbaren großen Vorzüge und Tugenden ungeachtet, keineswegs ganz frei war, ob der Dichter so ein Gefühl gehabt, steht dahin. Aber etwas scheint ihn unter dem Schleier sittlicher Hoheit, welcher über die Freundin gebreitet war, dennoch geschreckt zu haben: gerade das außerordentliche in Karoline's Wesen. Das fürchtete er, denn die Ueberzeugung, daß eine Frau, die ein außerordentliches Wesen sei, ihn nicht glücklich machen könne, kehrte ihm stets wieder.

Hatte er doch diese Ueberzeugung, um ihrer je verlustig gehen zu können, mit allzu schmerzlichen Erfahrungen erkauft. Schon hatten früher zwei außerordentliche weibliche Wesen seine Laufbahn gekreuzt, erst Lauretta, dann Lolo. Was anderes hatten ihm, bei kälterer Ueberlegung, seine Beziehungen zu diesen beiden eingetragen als Schmerzen? In Lauretta hatte er den Geist der Abenteuerlichkeit, in Lolo den Geist der Leidenschaft des Jahrhunderts verkörpert gefunden, in Formen allerdings, die einen Dichter blenden mußten, ihn aber doch nicht auf die Länge bestechen konnten. Es war in Schiller bei allem Aufschwung immer

eine gewisse schwäbische Bedächtlichkeit, ein idyllisch=häuslicher Sinn, von welchem man Notiz nehmen muß, um von seiner Aeußerung, daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen solle, Leidenschaft nicht sein dürfe, nicht überrascht zu werden. So hatte er früher dem Gedanken entsagt, in einer Verbindung mit Lauretta oder mit Lolo sein Glück zu suchen, und so übertrug er seine Hoffnung auf eine beglückende Verbindung von der kühn und hoch schwärmenden Karoline allmälig auf ihre sanftere Schwester.

Die Korrespondenz mit Lotte zeigte ihm, daß er bei dieser jene Ruhe finden würde, welche dem Manne von Genie nach seinen Aufflügen doppelt nöthig und wohlthuend ist. Auch Lotten mangelte es nicht an Verständniß für das hohe Streben des Freundes. Sie ließ sich gern und leicht von den Fittigen seines Genius mitemportragen in die Regionen idealischer Schönheit, aber zugleich wußten ihn ihre Naivität, ihre angeborene Sicherheit, das Leben zu nehmen, wie es ist, vor dem Verschwärmen und Verfliegen ins Luftleere zwanglos anmuthig zu bewahren. Jeder Blick auf die Freundin, jeder ihrer Briefe mußte ihn mehr und mehr überzeugen, daß es sich an dieser Brust, in welcher ein so echt weibliches Herz schlug, sicher ruhen lassen müßte. Lotte hatte ihm einmal über den „Don Karlos" geschrieben und dabei gesagt, daß sie besonders von der Stelle angemuthet worden sei, wo Posa so schön das Bild der Königin entwerfe. Der Dichter schlug die Stelle nach, und als er laut vor sich hin die Worte las:

> In angebor'ner stiller Glorie,
> Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
> Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
> Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,

Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt. —

da kam es über ihn, als müßte ihm, da er dieses schrieb, eine prophetische Ahnung von Lotte's Bild und Wesen die Feder geführt haben.

Wo aber mehr nur die stille Macht des Gemüthes als das hochwogende Begehren leidenschaftlich aufgeregter Phantasie waltet, gelangen die Empfindungen selten zu rascher und entscheidender Ergießung. Schiller konnte sich zwar durch manchen innigeren Seelenton in Lotte's Briefen ermuthigt fühlen, ihr die Beschaffenheit seiner Gefühle für sie mitzutheilen, aber er kam vorerst noch nicht dazu. Freilich ließ er sie merken, daß er ihr mehr sagen möchte, als seine Briefe enthielten, und er beklagt sich, daß auch die übereinstimmendsten Menschen, die „einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, doch wieder einen so weiten Weg zu einander haben, sich so nahe und doch so fern sind". Dann biegt er wieder ab und bringt es nur so weit, die Freundin seine Stimmung errathen zu lassen, indem er ihr die unterdrückte Stelle aus dem „Don Karlos" schickt:

. . . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären.

Inzwischen trat jener Wechsel in der äußeren Lage des

Dichters ein, welcher ihn seinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegen ließ. Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" hatte Aufsehen erregt und so erhielt Schiller, auf Betreiben Goethe's, von dem weimarer und den übrigen thüringischen Höfen, deren gemeinschaftliche Landesuniversität Jena war, den Antrag, dort eine Professur der Geschichte zu übernehmen. Das war freilich kein „klingender" Antrag, aber immerhin gereicht es dem achtzehnten Jahrhundert zur Ehre, daß es den Mann, welcher die Einleitung zu jenem Geschichtswerk geschrieben hatte, für berufen erachtete, ein Lehrer der akademischen Jugend zu sein. Etwas schüchtern — denn er wußte wohl, wie manchen Lerngang er noch auf dem Gebiete zu machen habe, welches er jetzt lehrend betrat — bestieg er an einem der ersten Maitage 1789 zum erstenmal die Lehrbühne, aber die Hunderte von Zuhörern, welche sein Ruf herbeigelockt, machten ihm Muth. Er setzte seinem Auditorium Wesen und Zweck des geschichtlichen Studiums in einer vortrefflichen Rede auseinander und hatte sich, zunächst über alte Geschichte lesend, bald leidlich in seine Docentenrolle hineingefunden.

Aber Wirrsal und Verbitterung blieben doch auch nicht aus. Das steife Professorenthum ließ seinen Zopf empfindlich genug vor Schillers Gesicht herumschwirren und die Schwestern hatten häufig Gelegenheit, den Freund über Anfechtungen von jener Seite her zu trösten. Und dann drängte gerade das Verhältniß zu den Freundinnen zu einer Entscheidung. Schiller fühlte, daß es so wie bisher doch nicht wohl fortgehen könnte. Abgesehen von allem anderen, stand er jetzt in einem Alter, wo jeder rechte Mann auf die Begründung einer eigenen Häuslichkeit denkt, und

er hatte vom elterlichen Hause her stets das Gefühl in sich getragen, daß einem wohl sein müßte in seinen vier Pfählen, wenn man eine darüber hinausreichende tüchtige Wirksamkeit entfalten wollte. So fühlte er sich denn jetzt in Jena doppelt einsam und klagte, seinem Herzen fehle die „beseelende Berührung“.

Hier nun trat Karoline wie ein guter Genius vermittelnd ein. Sie hatte mit richtigem Takte das Bedürfniß einer friedlichen Häuslichkeit, die Sehnsucht nach einem ruhigen Familienleben aus dem Freunde herausgefühlt und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Viel, sehr viel mag dieser Entschluß sie gekostet haben, aber nachdem sie erkannt, daß er der einzige richtige sei, hielt sie ihn fest mit der ganzen Kraft ihrer Seele und brachte ihn so gewandt, wie das eben nur eine Frau kann, zur Ausführung.

Die beiden Schwestern begleiteten im Hochsommer eine Freundin zur Badekur nach Lauchstädt. Diese Freundin, Karoline von Dachröden, hatte sich kürzlich mit dem jungen und liebenswürdigen Wilhelm von Humboldt verlobt, welcher so eben seine akademischen Studien in Göttingen vollendet hatte und jetzt in Weimar und Jena Anknüpfungen zu weiteren suchte und fand. Durch seine Braut im lengefeld'schen Hause heimisch geworden, hatte Humboldt auch Schillers Bekanntschaft gemacht und diese blühte von Tag zu Tag mehr zu jener Freundschaft auf, welche für des Dichters Bestrebungen so fördernd werden sollte. Denn damals schon rührte sich in dem jungen Humboldt jene universelle Empfänglichkeit und jener feinkritische und doch immer wohlwollende Sinn, wodurch er später ein so bedeutender Forscher und Gesetzgeber des Schönen geworden ist.

Ein Besuch des jungen Mannes in Lauchstädt lieh Karolinen

einen schicklichen Vorwand, auch Schiller zu einem Ausflug dahin zu veranlassen, und als er gekommen, ging sie ohne Zögern daran, die Lösung eines Knotens zu versuchen, welcher immer verworrener zu werden drohte.

Die Schwestern wohnten im Hause des Tischlers Küchler, einem der stillsten des stillen Badeortes, wo es nur dann lauter herging, wenn zeitweilig der Hof von Weimar herüberkam, und sehr laut nur dann, wenn eine Bande jenenser Studenten einfiel. Die Hinterseite des küchler'schen Hauses sah auf eine einsame Wiese hinaus, welche mit Buschwerk und Bäumen besetzt war.

Auf diesen Platz blickten, am Fenster stehend, an einem thauschweren und sonnenhellen Augustmorgen Frau von Beulwitz und Schiller, welche eine lange, ernste, zum Theil leidenschaftliche Unterredung so eben beendigt hatten.

Der Dichter, vom Wiedersehen der Freundin aufgeregt, war in jenen seltsamen Dualismus zurückgefallen, dessen wir oben gedachten, und hatte mit beredsamer Zunge phantastische Zukunftsplane entworfen.

„Oh, meine Freundin", hatte er gesagt, „dann wird unser Leben erst wirklich angefangen haben. Ich schreibe, aber ich weiß euch in meinem Zimmer. Sie, Karoline, sind am Klavier und Lottchen arbeitet neben Ihnen und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße

Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!"

„Nicht also, theurer Freund", hatte Karoline klar und fest entgegnet, „nicht also! Warum sich in Phantasieen berauschen, die uns, das unmögliche als wirklich erscheinen lassend, nur verwirren müßten? Haben Sie mir nicht früher selbst gesagt, daß bei einer Verbindung, welche Sie dauernd beglücken soll, Leidenschaft nicht sein dürfe? Und Sie hatten recht, vollständig recht. Ich will Ihnen daher sagen, was Ihnen zu Ihrem Glücke nothwendig ist: ein Wesen, welches Sie liebt, hegt und pflegt, ein Wesen, welches ganz in Ihnen aufgeht, ohne doch alle Schätze Ihres Herzens als Entgelt dafür in Anspruch zu nehmen, ein Wesen, das Ihnen Ruhe gibt, ohne um die Freiheit Ihres Geistes kleinliche Schranken zu ziehen. Ich kenne ein solches Wesen und — sehen Sie mir nur offen in die Augen, bester Freund — auch Sie kennen es und wissen, daß Sie von demselben nur gutes zu gewärtigen haben."

„Sie sind immer gut, Karoline", sagte er etwas kleinlaut, „und wissen mich mit sanfter Hand zu mir selbst zurückzuführen."

„Das ist ja, denke ich, überhaupt die Aufgabe von uns Frauen und so will ich sie denn auch an Ihnen üben. Ich weiß, was Sie quält und drückt, lieber Freund, was Sie wünschen und ersehnen. Der peinigende Zwiespalt in Ihnen, der den Flug Ihres Geistes hemmt, muß ein Ende nehmen. Glauben Sie mir, indem ich Sie glücklich und zufrieden sehe, bin ich es auch, und so sage ich Ihnen: suchen Sie nicht mir und sich selbst zu verheimlichen, was ich längst weiß, nämlich: Sie sehen mich mit

dem Auge der Phantasie an, meine Schwester aber mit dem des Herzens.“

„Wie?“ rief Schiller aus, fast erschreckt durch diese Enthüllung und doch auch wieder wie von einer schweren Last befreit.

„Ja“, fuhr die Freundin fort, „so ist es. Und nicht erst seit heute oder gestern ist es so. Als Sie neulich an Lotte die Verse aus ‚Don Karlos‘ sandten, wußte ich, welches Gefühl Ihr Herz erfülle.“

„Aber — Lotte?“

„Oh, seien Sie ruhig — ich habe in meiner Schwester Herz gelesen: es schlägt warm und innig für Sie.“

„Es wäre möglich?“

„Es ist. Und nicht erst die Verse aus ‚Don Karlos‘ und die Art, wie Lotte sie aufnahm, haben mich überzeugt. Erinnern Sie sich eines Abends aus dem vorigen Sommer, lieber Freund. Sie waren von Volkstädt zu uns hereingekommen und waren Zeuge einer kleinen Störung zwischen der chère mère und Lotte geworden. Mama war weggegangen und auch ich hatte für eine Weile das Zimmer verlassen. Als ich zurückkam, hielten Sie Lotte's Hand in der Ihrigen. Sie hatten der Guten tröstende Worte gesagt, Sie hatten ihr die Hand gedrückt und — Ihr Händedruck war erwidert worden. Ich sah es wohl und ich sah noch mehr, denn ich mußte bemerken, daß mein Kommen störend war, störend für Sie beide. Sehen Sie, das war für Sie und Lotte so ein Moment des befreiten Herzens. Warum sollte er nicht wiederkehren, heute, jetzt? Es ist eine glückliche Stunde. Sehen Sie, wie hell der Himmel und wie morgenfrisch die Erde! Es athmet in dieser Morgenfrische etwas, das die Seele lös't.

Lotte ist dort unter den Bäumen. Gehen Sie zu ihr, ohne Zaudern. Glückliche Augenblicke wollen benutzt sein. Gehen Sie, theurer Freund! Lassen Sie Ihr Herz sprechen, das der Schwester wird antworten."

Und er war wirklich gegangen.

Da rührte aber doch ein heftiger Sturm die Seele Karoline's auf.

„Das Opfer ist gebracht", flüsterte sie mit bebenden Lippen vor sich hin, „und er hat es angenommen!"

Dann warf sie sich auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Nach einer in Schmerzen verbrachten Stunde raffte sie sich auf, trocknete ihre Thränen, vertilgte sorgfältig die Spuren derselben und ging auf die Wiese hinunter.

Sachte durch das Gebüsch schreitend, nahte sie sich auf Umwegen der Stelle, wo die Schwester seit dem Aufenthalt am hiesigen Orte gerne und oft weilte, der Bank unter dem großen Nußbaum, welcher inmitten einer Fülle von Blättergrün seinen weißen Stamm erhob.

In der Nähe desselben angekommen, bog sie die Zweige auseinander und sah den Dichter und die Schwester mitsammen auf der Bank sitzen. Schiller hielt die beiden Hände des Mädchens in den seinigen und Lotte lehnte an dem geliebten Manne, das sanft geröthete Gesicht an seiner Schulter verbergend.

Die Herzen hatten sich befreit, die Seelen gelös't und die beiden ergingen sich jetzt in jenem süßen Geplauder, welches dem Austausche süßester Geständnisse zu folgen pflegt.

Karoline hatte über das eigene Herz einen schweren, aber schönsten Triumph errungen. Wenn beim ersten Anblicke des

Paares ein stechender Blitz, etwas wie Eifersucht, ihr durch die Brust gefahren, so war das so schnell gegangen, wie es gekommen. Mit neidloser Freude blickte sie jetzt auf die Glücklichen und hörte mit innigster Theilnahme, was sie sich alles zu sagen hatten.

„So ist es denn wahr, theuerste Lotte?“ sagte der Dichter, die ganze Treuherzigkeit seiner Seele in den Augen. „Karoline hat richtig in Ihrer Seele gelesen?“

„Sie wußten es wohl, Theuerster“, entgegnete sie, „und lange schon mußten Sie es wissen können. Warum sollte ich mich verstellen, Ihnen gegenüber verstellen? Ja, Karoline hat in meiner Seele gelesen. Sie lebten darin, ach, wie so ganz! Glänzend und hell steht der Gedanke, zu Ihrem Glücke beitragen zu dürfen, vor mir. Kann es treue innige Liebe, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.“

„Ich werde es sein, Geliebte, denn du wirst mir angehören und mit liebevoller Hand die Wolken von unserem Himmel scheuchen. Oh, wie schwer ist mir mein Geheimniß dir gegenüber geworden! Oft, als wir in Rudolstadt täglich uns sahen, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen und kam zu dir mit dem Vorsatz, dir mich zu entdecken, aber dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu finden; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei im Auge hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich dir nicht werden, was du mir warst, so hätte mein Leiden dich betrübt, ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, deine reine und schwesterliche Freundschaft. Dann gab es

wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Du konntest ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Du konntest dich einem andern schenken, aber keiner konnte dich reiner und zärtlicher lieben als ich. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich meine Hoffnungen, bis sie dann wieder erblaßten vor der Zurückhaltung und Kälte sogar, welche ich oft an dir mir gegenüber wahrzunehmen glaubte."

„Und ist es mir nicht ähnlich ergangen, Geliebter? Wie oft ergriffen mich diese Gefühle und ich durfte sie dir nicht sagen. Auch wenn ich gewiß gewesen wäre, ob ich dir das sei, was du mir. Wohl empfand ich, daß dich meine scheinbare Kälte oft abgestoßen haben könnte, Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit an dich konnte ich dich nicht so, wie ich wünschte, fühlen lassen. Meine natürliche Scheu vor jedem Schein von Zudringlichkeit mag wohl eine der Ursachen davon gewesen sein. Während du im vorigen Sommer unter uns lebtest, kam mich so oft ein starkes Mißtrauen gegen mich selbst an. Der Gedanke, daß dir Karoline mehr, so viel mehr sein könnte als ich, die Vorstellung, daß du mich zu deinem Glücke nicht nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück. Die Menschen, die mehr Zutrauen zu sich selbst haben, sind wohl glücklicher. Zuweilen möchte ich auch so sein, aber ich hatte, als ich noch klein war, einen Hang zur Eitelkeit, der mich, wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können. Da ist es nun doch wohl besser, ich bin zu furchtsam und zu bescheiden als zu eitel."

„Wie schön diese Bescheidenheit dich kleidet, Theuerste! Aber deine Liebe ist ja alles, was du brauchst, und ich will sie dir leicht machen durch die meinige. Ach, das eben ist das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken als du, meine Lotte. Aber ich wünschte nicht um alles, daß du anders wärest, als du bist. Und sieh, was Karoline etwa vor dir voraushat, mußt du von mir empfangen. Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und *mein* Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.“

„Wie gut du bist, Friedrich, und wie gerne ich deine frohen Hoffnungen theile! Oh, es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie vieles wird sich nach und nach im ungestörten Beisammensein entwickeln, wie vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verknüpfen kann. Deine Liebe macht mich so glücklich, so ganz glücklich. Ich will es zu verdienen suchen, redlich zu verdienen suchen, dieses Glück. Reich in deinem Geiste wird der meinige sich freuen, dem Fluge deines Genius zu folgen. Welche Aussicht auf die Zukunft! Wie so hell und lachend steht nun mein künftiges Leben vor mir! Aber wir dürfen nicht selbstsüchtig sein, Theurer. Wenn diese Stunde dich beglückte, wie mich, so komm', daß wir die schwesterliche Hand dankend drücken, die uns so liebevoll zusammengeführt hat.“

„Daran erkenne ich wieder meine gute, zärtliche, selbstsuchtslose Lotte. Daß du und Karoline so gut zusammenstimmen, hat mich immer tief gefreut. Ist es doch so selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Kollisionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind. Eure beiderseitige Harmonie ist ein schöner Genuß für mich und ich vereinige euch in meinem Herzen, wie ihr euch selbst vereinigt habt. Ja, komm', wir wollen zur Schwester."

„Sie ist hier", sagte Frau von Beulwitz, aus dem Gebüsch hervortretend, „sie ist hier, um sich mit euch zu freuen und euch, ihr Theuren, und diese Stunde zu segnen, in welcher gute Götter das Räthsel eurer Herzen so schön gelös't haben."

„Oh, meine theure Karoline, oh, meine geliebte Lotte!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein seliger Duft überkleidet sie mir die ganze Natur. Nie noch habe ich so wie jetzt empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet, wie wenig diese doch für sich selbst zu geben im stande ist und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur dadurch, daß wir uns erneuen, wird sie neu. Wie oft schon ging mir die Sonne auf, wie oft hat meine Phantasie ihr Seele und Sprache verliehen. Aber nie, nie bis heute hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Gestirn des Tages, empfange das Jubelopfer meines beglückten Herzens!"

Er führte die erröthende Braut der Schwester zu, deren Arme auch ihm sich öffneten, und so standen die drei guten Menschen.

— „in der schönern Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und, gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt."

Vielleicht ist es dem Menschen gut, daß solche Momente ebenso selten als kurz sind. Er ist doch lange nicht ätherisch genug organisirt, sie auf die Länge zu ertragen, und müßte daher eigentlich — obgleich er es nicht ist — jedem Zufall dankbar sein, welcher ihn aus den olympischen Höhen wieder in die Niederung der Wirklichkeit zurückversetzt.

Die Annäherung rascher Schritte lös'te die Gruppe unter dem Nußbaum.

Wilhelm von Humboldt kam über die Wiese daher, und wenn die drei nicht selber zu bewegt gewesen wären, hätten sie an dem jungen Manne eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen müssen. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief den Freunden schon von weitem zu:

„Da schickt mir Professor Schulz aus Paris ein ganzes Gewitter mit welterleuchtenden Blitzen und weltgeschichtlichen Donnerschlägen. Der Sturm ist zum Ausbruch gekommen, die brütende Schwüle hat sich entladen. Freuen Sie sich, theurer Freund, die Geister, welche Ihr Posa beschworen, sind rührig am Werke. Am vierzehnten Juni hat das Volk von Paris die Bastille erstürmt!"

Das war in der That ein weltgeschichtlicher Donnerschlag. Aber solche Donnerschläge sind doch recht störend, wenn sie so plötzlich in ein Idyll der Liebe hereinfallen.

Karoline war zuerst fähig, dem Eindruck der großen Neuig-

keit, welche in jenen Tagen Millionen von Herzen wie eine Verheißung besserer Zeit durchzitterte, von ganzem Herzen sich hinzugeben und demselben enthusiastischen Ausdruck zu verleihen.

„Welch ein Glückstag!“ sagte sie. „Soweit es Menschen von freiem Geiste und fühlender Seele gibt, muß diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erscheinen.“

Lotte, obgleich sie, wie alle empfänglichen Gemüther in Deutschland, den Anfängen der Staatsumwälzung in Frankreich bisher mit Theilnahme gefolgt war, enthielt sich der Zustimmung zu dieser Aeußerung; denn sie blickte auf den Geliebten und sah, daß dieser von der Neuigkeit keineswegs freudig überrascht war. Sie hatte schon angefangen, zu halten, was sie versprochen: in seinem Geiste zu leben.

Wilhelm von Humboldt zeigte schon damals in seinem Auftreten und Gebaren eine Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche den künftigen Staatsmann in ihm errathen ließ. Dennoch war er durch das große Ereigniß, welches in Paris stattgefunden, höchlich erregt. Sein in Beobachtung und Beurtheilung politischer Phänomene und Probleme bereits geübter Geist sagte ihm, daß der Bastillensturm und die damit verknüpften Vorgänge eine französische nicht nur, sondern europäische Katastrophe von unberechenbarer Tragweite ausmachten. Daher konnte er sich denn auch nicht in die Kälte finden, womit Schiller die Nachricht aufgenommen hatte.

Und doch hätten Humboldt und Frau von Beulwitz, welche die Verwunderung des ersteren theilte, bei ruhiger Ueberlegung begreifen müssen, daß Schiller — auch abgesehen davon, was

er heute erlebt hatte — durch die pariser Neuigkeiten weit mehr ernst und sorgenvoll als froh gestimmt werden mußte.

Wir haben früheren Ortes auszuführen oder wenigstens anzudeuten versucht, daß unseres Dichters Idealismus kein gemachter, sondern ein gefühlter, ein gelebter gewesen sei. Er gab sich in seinen Dichtungen stets so, wie er wirklich war. Auch sie sind, wie die goethe'schen, Bekenntnisse. Seine Werke sind zugleich Schillers Bildungsgeschichte. Sieben, ja nur drei Jahre früher hätte ihn eine geschichtliche Thatsache wie der Bastillensturm unzweifelhaft in Feuer und Flammen gesetzt. Nun aber war die revolutionäre Periode seines Lebens und Dichtens schon vorüber. Er hatte an der Hand der Geschichte den Verlauf der menschlichen und staatlichen Geschicke ruhiger ansehen und beurtheilen gelernt. Der Ungestüm subjektiver Willkür, der jugendliche Sturm und Drang lag ihm schon fernab, er konnte sich die Freiheit nicht mehr als eine anarchische, sondern nur noch als eine schöne, das heißt, organisirte vorstellen und ihm schien, nie würden die Völker auf dem Wege der Revolution das gewinnen, was sie nur auf dem Wege „ruhiger Bildung" erreichen könnten. Man kann dieses Ideal, welches bekanntlich auch Goethe hegte, ein einseitiges nennen, wie denn alle Ideale im Grunde einseitig sind und sein müssen, aber man muß es fest im Auge halten, wenn man unsern Dichter nicht unrichtig beurtheilen will. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Verkündigung und Anbahnung schöner Menschlichkeit gerichtet: er war ein befreiender Geist, nicht aber ein revolutionärer. Nur der Unverstand kann diese Begriffe in einen zusammenwerfen wollen. Schiller hat den

Unterschied durch einen Vers in seinem Gedicht von den Künstlern prägnant ausgedrückt. Er will die Gesellschaft:

Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze —

und hierin liegt schon der Ausschluß alles Gewaltsamen. Bei alledem aber bleibt die Frage offen, ob ein tieferes und liebevolleres Eingehen in die Thatsachen der Wirklichkeit Schillers Stellung zur französischen Revolution nicht wesentlich hätte modificiren müssen. Das Verständniß der geschichtlichen Nothwendigkeit, aus welcher gewaltsame Umwälzungen entspringen, ist unserem Dichter keineswegs in dem Grade verschlossen geblieben, wie es Goethe blieb, aber doch hat auch Schiller auf die unausweichlichen Störungen der „schönen Harmonie", welche sein Idealismus anstrebte, durch nothwendige weltgeschichtliche Katastrophen ein allzu großes Gewicht gelegt.

Humboldt gab nach dem empfangenen Briefe eine lebhafte Schilderung des großen Ereignisses und sagte zum Schluß:

„Sie sehen ernst, theurer Freund, und diese Vorgänge scheinen Sie eher zu verstimmen als zu erfreuen."

„Ich will es nicht läugnen", versetzte der Dichter. „So sehr ich einerseits mit diesem heroischen Aufschwung einer Nation sympathisiren möchte, ebenso sehr kann ich trübe Ahnungen nicht unterdrücken. Der Bastillensturm erscheint mir als ein Symptom, welches unzweideutig auf die Republik hinweist."

„Und das könnte Sie mißmuthig machen, lieber Freund?" fragte Frau von Beulwitz erstaunt.

„Mißtrauisch, ja", entgegnete Schiller. „Die Baumaterialien zu einer modernen Republik sind noch nicht vorhanden und es ist die Frage, ob sie es jemals sein werden. Jede Nachahmung

der antiken Republik aber wird und muß an unseren viel zu komplicirten socialen Verhältnissen scheitern. Und dann, ein so sittlich verwahrlostes Volk, wie die Franzosen, namentlich in den Ausschlag gebenden gebildeten Ständen, sind, ist entschieden unfähig, wahrhaft republikanisch zu fühlen und zu handeln."

„Aber", warf Humboldt ein, „es ist doch viel guter Fond in diesem Volke, etwas gutmüthiges und wieder schwungreiches, selbst in den Verzerrungen seiner Leidenschaft. Schulz schreibt mir da eine Anekdote, die zugleich komisch und charakteristisch ist. Er selbst ist der Held des Abenteuers, wobei er gelegentlich mit hätte aufgehenkt werden können. Er war dabei, als Camille Desmoulins im Palais Royal das Volk zum Aufruhr stachelte. Als die aufgereizte Menge herausströmte, wurde er mit fortgerissen, und da man ihn für einen Engländer hielt, wollte ihn ein Trupp zum Anführer haben. Man drang ihm eine Flinte auf und er mußte mit, gern oder ungern. Unterwegs gabeln sie noch andere auf, welche aber das Mitgehen verweigern, weil sie Fremde seien. Comment, sagt ein zerlumpter Kerl zu ihnen, vous ne ferez rien pour l'humanité? Schulz benutzte den entstandenen Wortwechsel, um sich still im Gedränge zu verlieren und seine Flinte von sich zu werfen."

Die Schwestern lachten und der Dichter lächelte bei der Vorstellung von den Nöthen eines friedlichen deutschen Gelehrten im Strudel der Revolution. Auch in der weltbürgerlichen Phrase des pariser Proletariers lag etwas Versöhnendes und so lös'te sich die drückende Spannung, in welche der Donnerschlag die kleine Gesellschaft versetzt hatte, in Heiterkeit auf.

Fünftes Kapitel,

worin der „große Wurf“ gelingt und das sechste Buch unserer Geschichte mit einer Serenade beschlossen wird.

Wie viele gute und große Herzen gibt es, die, in kümmerlichen Verhältnissen vorzeitig hinsiechend, nie zum vollen Aufblühen gelangen! Der Druck der Sorge lastet bleiern auf ihnen und gestattet nicht, daß sie das gute und beste, was sie in sich haben, zu eigener und anderer Freude offenbaren. Von keinem Stral der Sonne des Glückes getroffen, verwelken und verdorren sie, und wenn dann die dürren Blätter nur einen mißfarbigen Staub geben, verwundern sich die Glücklichen über das klägliche Ergebniß. Wahrlich, ein tiefes Mitleid, um nicht zu sagen ein bitterer Vorwurf, müßte die Menschen „auf den Höhen der Gesellschaft“ anwandeln, wüßten sie, was für Schätze von Genie und Hochsinn da unten in Armuth und Dunkelheit ungehoben, ja ungeahnt zu Grunde gehen. „Offene Bahn für alle!“ ist freilich eins der Stichwörter unserer Zeit geworden, allein wie so manches andere ist auch dieses nur eine brutale Ironie. „Die Bahn ist auch dir geöffnet, warum rennst du nicht mit uns an=

deren nach dem lockenden Ziele?“ — „Aber ich habe ja Fesseln an den Armen und Centnergewichte an den Beinen.“ — „Fesseln und Centnergewichte? Siehst du, das ist deine Sache, nicht die unserige. Laissez faire, laissez aller!“

Hast du dir, geneigter Leser, haben Sie sich, schöne Leserin, einmal auf dem Platze vor dem alten Schloß in Stuttgart Schillers Statue von Thorwaldsen betrachtet? Sie haben es ohne Zweifel und es hat Sie tiefergriffen, zu sehen, wie der schwere Lorbeerkranz das Haupt des Heros niederbeugt. Man hat Thorwaldsen dieses Zuges wegen hart getadelt, aber der große Künstler hatte wohl gewußt, was er that. Freilich, nicht gerade der Lorbeer war es, was so schwer auf des Dichters Haupt lastete. Es war die Sorge, welche zu ihm sprach: Nur auf dem Flammenwagen der Mühen und Schmerzen sollst du in den Himmel der Unsterblichkeit einziehen! Oh, gewiß, auch Schiller hätte ein Lied singen können über das laissez faire, laissez aller! der Kinder des Glückes, ein furchtbares Lied, aber sein Genius versiegelte ihm stolz den Mund. So hat er schweigend geduldet und schweigend gerungen und theuer erkaufte er jenes wahrste und höchste Lob von Goethe's Lippen:

> Tief unter ihm in wechsellosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und doch einen vollen und blütheschweren Frühling des Glückes hat der edle Ringer erlebt. Es war die Zeit seiner Bräutigamschaft.

In den Briefen, welche während des Herbstes und Winters, die der Erklärung in Lauchstädt folgten, die gute alte

Botenfrau zwischen Jena und Rudolstadt hin und her trug, blüht und duftet ein ganzer Liebelenz.

Der Dualismus in der Seele des Dichters war überwunden. Er sah jetzt in Karoline die Schwester, aber in Lotte die Braut.

Wie mußte ihm das Herz aufgehen, wenn ihm das geliebte Mädchen schrieb:

„Daß ich dir etwas sein könnte, fühlte ich wohl früher in manchen Momenten, aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Nun aber denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können."

Oder ein andermal:

„Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich jetzt belebt. Einmal glaubte ich zu lieben, aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuschließen, das Sehnen nach Liebe, das mir so von Millers Sigwart und ähnlichen Büchern geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieses mächtige Gefühl, nur für dich, für dein Glück zu leben."

Oder wieder ein andermal:

„Ach, ohne dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirkliche Ruhe ist es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen

ohne dich; aber lange könnte dies alles doch nicht dauern und ich wäre unglücklich ohne Gränzen. Ich denke mir es zuweilen, wie mir sein müßte ohne dich, wie ich so das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den schönen Schimmer deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte sterben."

Solcher Wolkenschatten, wie sie oft gerade dann, wann er auf der Schwelle ersehnten Glückes steht, über die Seele des Menschen hinziehen, begegnen uns noch mehrere in den Brautbriefen Lotte's. Zuweilen kamen die alten Zweifel wieder über sie, ob sie wohl dem Geliebten auch ein wirkliches Glück zu geben vermöge, ob sie ihm genügen könne, und sie verschwieg ihm diese Zweifel nicht.

Dann setzte sich der Dichter hin und schrieb der Guten, Bescheidenen in einem herrlichen Trostbriefe die Worte:

„Ich erkenne deinen ruhigen, heiteren Geist in dieser Stimmung nicht mehr, Geliebte! Deine Zweifel hättest du nicht, wenn meine Liebe für dich einen lebhafteren Ausdruck gehabt, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was du meinem Herzen bist. Aber diese Zweifel werden bei dir aufhören, wenn du mich ganz kennst, wenn du mit meinem Wesen vertraut genug geworden bist, um zu wissen, in welche Sprache sich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe ist still, wie mein ganzes übriges Wesen. Nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst du sie kennen lernen. — Und du, Theure, erhalte mir deine Zufriedenheit, die stille, sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer, immer in den tiefsten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn

alles trübe und umwölkt ist um uns her, so laß deine Seele mir hell sein!"

Die Wolkenschatten wollten aber noch immer nicht ganz weichen, wenngleich sie jetzt von einer anderen Seite her fielen. Es stand wirklich eine Wolke am Liebeshimmel des Paares, die Ungewißheit, wie die „chère mère", die von dem Verhältniß, in welches Lottchen zu dem Dichter getreten war, noch nicht wußte, dasselbe nehmen würde. Es war dies um so zweifelhafter, da die früher berührte Hofdamenidee der Frau von Lengefeld, namentlich vollends seit sie selber Prinzessinnen-Aja am rudolstädt'schen Hofe geworden, immer bestimmter entwickelt, um nicht zu sagen fix geworden war. Gegen fixe Ideen ist aber bekanntlich sehr schwer anzukommen.

Da mußte denn der „hilfreiche Genius", Schwester Karoline, wieder die vermittelnde Hand rühren, um fixe Ideen und anderweitige Hindernisse zu beseitigen.

Sie that es und zwar mit Erfolg, denn eine Frau kann, was sie will, nämlich wenn sie nur das will, was sie ihrem innersten Herzensdrange zufolge wollen muß. Karoline wollte die Schwester und den Freund glücklich sehen, wie hätte sie da nicht eine vortreffliche Diplomatin sein sollen? Sie machte die „chère mère" vorläufig mit der Sachlage bekannt und ließ dabei geschickt miteinfließen, daß der Herzog von Weimar Schillers Professur in Jena unzweifelhaft mit einem fixen Gehalte dotiren werde, sowie, daß der Freiherr von Dalberg, Koadjutor zu Erfurt, in hoher Achtung vor dem Genius des Dichters die bestimmte Absicht ausgesprochen hätte, denselben, sobald er Kurfürst (von Mainz) geworden sein würde, den niedrigen Sorgen des Lebens zu entheben.

Frau von Lengefeld nahm diese Eröffnungen auf, wie eine Frau von Herz und Verstand thun mußte. Es geht zwar die Sage, sie habe einige Augenblicke den Kopf so bedenklich geschüttelt, daß ihre hohe Frisur in bedrohliches Schwanken gerathen sei, aber wir glauben nicht daran.

Oder wenigstens mußte das Kopfschütteln schon ganz vorüber und vergessen gewesen sein, als ihr Schiller, auf von schwesterlicher Hand gebahntem Wege zum Ziele vorschreitend, unlange darauf eines Decembertages sagte:

„Ich liebe Lottchen und ich gebe die Entscheidung über das Glück meines Lebens in Ihre Hände, verehrte Frau."

Denn wäre noch etwas wie Kopfschütteln oder dergleichen vorhanden gewesen, so hätte ja die „chère mère" den Freiwerber nicht so mütterlich gut ansehen und ihm nicht so freundlich und vertrauensvoll sagen können:

„Ja, ich will Ihnen das beste und liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein gutes Lottchen geben."

Der Frühling kam mit jenen „sanften Tagen", die ein Landsmann und Nachfolger Schillers so schön besungen hat. Der Himmel heiterte endlich wieder sein grämlich Antlitz auf und aus Freude darob begann ihm die Erde entgegenzugrünen. Oh, alte und ewigjunge Hochzeitsfeier zwischen dem himmlischen Vater und der heiligen Muttererde, millionenmal schon vollzogen und doch immer wieder so jünglingshaft und jungfräulich, wie tröstest du unglückliche, wie beflügelst du glückliche Herzen!

Die Vögel dachten schon daran, ihre Nester zu bauen, und da Vögel und Dichter, wie weltbekannt, mitsammen in enger Verwandtschaft stehen, so war es ganz in der Ordnung, daß

Schillers Wohnung in Jena Veränderungen unterworfen wurde, welche andeuteten, daß es mit der Junggesellenschaft ihres Inhabers zu Ende ginge.

Wenige Tage darauf fuhr in der Morgenfrühe ein Wagen bei der Kirche des Dorfes Wenigenjena vor.

Die Sonne schien hell in die stille Dorfkirche, deren Thüre sich hinter dem Dichter und seiner Braut, die zwischen ihrer Mutter und ihrer Schwester einherging, geschlossen hatte.

„Nach welchem Formular wünschen Sie getraut zu werden?“ fragte der bereitstehende Pastor den Bräutigam.

„Nach dem altherkömmlichen, welches einst auch bei der Trauung meiner geliebten Eltern in Anwendung kam“, erwiderte Schiller. „Ich glaube, das wird mir Segen bringen.“

Frau von Lengefeld geleitete den Schwiegersohn, Karoline die Schwester zum Altar. Der Pastor nahm seine Stelle ein. Die Hände des Paares wurden vereinigt, die weihenden Worte darüber gesprochen.

Dann warf sich Lotte an die Brust der Mutter und Karoline umarmte den Bruder.

Still verging der Tag, und als die stillere Nacht kam, fand sich das junge Paar in seiner bescheidenen Häuslichkeit allein. Was bedürfen und wollten sie mehr?

Aber theilnehmende Menschen wollten den Neuvermählten doch ihre Sympathie bezeugen.

Von Freunden des Dichters geführt, kamen die Studenten mit Klarinetten, Geigen und Waldhörnern die Straße herauf, bildeten drunten vor dem Hause einen Kreis und stimmten den Gesang an:

Freude, schöner Götterfunken

Das war eine sinnige Wahl. Wie eine helle Feuerflamme schlug jene Strophe des Liedes, welche das Kredo des Dichters so mächtig ausprägt, prächtig zum Nachthimmel empor:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Dann erscholl ein lautes: „Hoch der Bräutigam! Hoch die Braut! Quod felix faustumque sit!“

Ein schallender Tusch der Instrumente und die Ständchenbringer zogen ab. Aber aus der Ferne tönten noch einmal gedämpfteren Lautes die Worte herüber:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib umschlungen,
Mische seinen Jubel ein!

Wie klang das schmeichelnd und lockend hinauf in die Brautkammer, wo beim Scheine der schüchternen Lampe zwei Glückliche aus trautester Nähe einander selig in die Augen sahen!

Nachspiel.

I.

Wir sahen den Herzensbund Schillers und Lotte's entstehen, wachsen und zu einem glücklichen Abschlusse gelangen. Des Dichters Sehnsucht nach häuslichem Frieden und Behagen war jetzt erfüllt und es kam dadurch in sein Leben das versöhnende Element, welches sein Dichten zu immer harmonischerer Entwickelung und Durchbildung brachte.

An der Schwelle der Hochzeitkammer uns bescheiden rückwärts wendend, haben wir den theuren Mann seinem Glück überlassen. Wir könnten jetzt das Spendeopfer ausgießen und die Leser entlassen, welche unser Thema, wenn auch nicht die Ausführung desselben, um uns versammelt haben mag. Aber wir glauben, daß uns noch eine Pflicht zu erfüllen übrig bleibe, die, den Dichter zu begleiten bis ans Ende seines Lebensganges, bis zum Fahnenschwenken über seinem Grabe.

Und so rolle denn der Vorhang noch einmal empor. In rasch wechselnden Scenen, bei deren Vorführung uns meist nur die Thätigkeit des Anordners obliegt, mag das Drama seinem Ende zuschreiten. Oder, mit anderen Worten, wir machen jetzt Mosaik, um das Lebensbild des Dichters und damit auch das

Bild seiner Zeit zu vollenden. Ein reiches Material liegt bereit und wir brauchen die einzelnen Steine nur in den Rahmen einzupassen.

II.

1. Schiller an Körner.

„Ich bin ein sechstägiger Ehemann und was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt. Nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst. Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartung gegangen. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück."

2. Lotte an Wilhelm von Wolzogen.

„Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst

du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden. Ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen; und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum erstenmal vorführtest? Dank dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab!"

III.

Die Universität Jena zählte damals gegen achthundert Studenten und man kann sich leicht vorstellen, daß es da manchmal bunt übereck herging. Ein Studentenlied aus jener Zeit stellt und beantwortet die Frage, wer „ein rechter Bursch" sei, so:

> Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,
> Des Nachts herumschwärmt, wetzt*) und brüllt und brauset,
> Der die Philister schwänzt, die Professores prellt
> Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt.

Solcher „rechten" Burschen gab es auch in Jena nicht wenige und die Studentensitte war im allgemeinen roh und rüde. Keine Woche verging ohne irgend eine „Geschichte", in welcher der jugendliche Uebermuth sich austobte. Ein Student, der sich von einer schönen Gräfin, während ihr Reisewagen vor dem Gasthause hielt, in „ziemlich graziöser Weise" einen Kuß erbeten,

*) Den Hieber auf dem Pflaster.

wurde relegirt. Darüber Aufruhr unter seinen Kommilitonen, welcher durch requirirtes Militär niedergeschlagen werden mußte. Sofort zogen die Studenten in hellen Haufen aus der Stadt nach Erfurt, bis eine allgemeine Amnestie sie wieder nach Jena zurückführte.

Und neben der Studentenromantik ging auch die Professorenwunderlichkeit im Schwange. In den Straßen von Jena begegnete man damals abenteuerlichen Gelehrtenfiguren, welche an die Gundling und Faßmann und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms I. erinnerten. Da sah man einen Doktor legens der Mathematik, der von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Galakleid gesteckt wurde, welches ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Tressenrock, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter, einherging. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rock, der ihm um ebenso viel zu lang als das schwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherschlurfen, sich mittels eines Quastenstockes, der ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch Anschlag am schwarzen Brete bekannt machte, er wolle über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ lesen, falls ihm jemand das fragliche Buch leihen würde.

Aber diesem Kynismus stand auch wieder die feinste Sitte zur Seite und der gelehrten Wunderlichkeit das edelste wissenschaftliche Streben. Damals lehrten in Jena neben Schiller ein Hufeland, Griesbach und Paulus. Bald kamen auch Fichte, die Brüder Schlegel, Schelling und Hegel. Die kleine Universitätsstadt wurde recht eigentlich der Mittelpunkt jener großen Be=

wegung, welche sich in der deutschen Wissenschaft auf der Gränzscheide zweier Jahrhunderte vollzog und das ganze Geistesleben der Nation mit frischen Säften schwellte.

Ganz eigen muthet uns, die wir uns seither an reichere Lebensformen gewöhnt haben, die Simplicität und Frugalität an, welche in jenen jenaischen Kreisen herrschte. Ein gewisser idyllischer Zug kennzeichnete das damalige deutsche Gelehrtenthum. So sehen wir Lotte ihren Schiller in sein Auditorium begleiten, um ihm, während er docirt, im Seitenzimmer Thee zu bereiten, und der Dichter schreibt darüber, anfangs habe sich seine Frau sehr vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber habe sie Herz. Dann wieder hat Schiller eine Abendgesellschaft gebeten, ohne in seiner Sorglosigkeit die Hausfrau davon zu benachrichtigen. Da werden dann in der Eile ein paar ungleiche Tische zusammengerückt, ein Tischtuch wird darüber geworfen und es erscheint ein Stück Braten und etwas Salat als die ganze Aufwartung, was aber die Unbefangenheit und Fröhlichkeit der Gesellschaft durchaus nicht beeinträchtigt.

Neben seinem akademischen Lehramt gab sich Schiller wieder mit Eifer literarischen Planen und Arbeiten hin. Er schrieb seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche als Vorstudie zum Wallenstein anzusehen ist. Sein dichterischer Genius, bevor er seinen herrlichsten Aufschwung nahm, nährte sich in dieser Zeit still mit dem Studium der Geschichte und der Philosophie Kants. In diese führte ihn sein Kollege Reinhold ein, der eifrigste Apostel des königsberger Weisen, und sie wurde für ihn, was für Goethe die Reise nach Italien geworden, das

Läuterungsbad, aus welchem dann seine Poesie in vollendeter Schönheit und ganzer Kraft hervorging.

So, im Besitze einer trefflichen Frau, von seinen Hörern geehrt und geliebt, durch den Umgang mit strebenden Freunden gehoben, konnte sich der Dichter in der Gegenwart behagen und hoffend in die Zukunft blicken. „Ich habe", schrieb er am Schlusse des Jahres 1790 an seinen Vater, „ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth und der Himmel segnet sie."

IV.

Doch schwere Prüfungsstunden kamen.

Schillers Körper war ein zu schwaches Gefäß für einen solchen Geist. Schon jetzt versagte jener diesem oft den Dienst — in bedrohlichster Weise.

Wir finden den Dichter im Krankenzimmer, von einem gefährlichen Fieber langsam genesend. Von Zeit zu Zeit arbeitet es schmerzlich in seiner Brust. Er führt dann ein Tuch an die Lippen, und wenn er es wieder wegzieht, haften rothe Flecken an der Leinwand.

Schwägerin Karoline ist aus Rudolstadt herübergekommen, um gemeinsam mit der Schwester den Kranken zu pflegen. Sie sitzt an seinem Bette und liest ihm aus Kants „Kritik der Urtheilskraft" vor.

Die hohen Gedanken des großen Philosophen wecken verwandte in der Seele des Kranken.

„Mir kommt eine gute Idee, liebe Schwester", sagt er. „Reiche mir dort vom Tische die Schreibmaterialien."

Sie sieht ihn bittend, abwehrend an. Er versteht ihren Blick und sagt sanft:

„Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, solange wir's vermögen."

Nun gehorcht die Freundin, und während der Kranke schreibt, tritt sie ans Fenster und flüstert in sich hinein:

„Nein, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft enden und uns für immer entzogen werden könne, es darf nicht sein, es ist nicht möglich!"

Nach einer Weile hält der Kranke ermattet in seiner Arbeit inne und sagt:

„Wenn ich wieder gesund werde, liebe Schwester, muß ich entweder das Meer oder die Alpen sehen. Seeluft oder Alpenluft soll mir die Brust stärken und die Seele weiten."

Ach, dieser Seufzer, oft und sehnsüchtig wiedergekehrt, ist erfolglos verhallt. Ihm, der vom Meer und von den Alpen so schön gedichtet, war es niemals gegönnt, weder diese noch jenes zu sehen.

Lotte ist abgerufen worden. Im Nebenzimmer liest ihr Freund Reinhold einen Brief von Jens Baggesen vor, welchen er so eben aus Kopenhagen erhalten.

Die Kunde von Schillers Erkrankung war bis nach Dänemark gelangt und ein ihr nachtretendes falsches Gerücht von seinem Tode hatte dort die Verehrer des Dichters in tiefe Bestürzung und Trauer versetzt. Baggesen, dessen Enthusiasmus für den Schöpfer des „Don Karlos", welchen er unlängst zu Jena persönlich kennen gelernt, die Farbe der Schwärmerei des Jahrhunderts trug, hatte schmerzlich ausgerufen: „Oh, warum mußte

dieser Rafael vor seiner Transfiguration sterben!“ Und er beredete seine Freunde, den Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und den Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, dem geliebten Todtgeglaubten ein feierliches Todtenfest zu halten, draußen in Hellebeck, am Meeresufer, der schwedischen Küste gegenüber. Auch die Frauen der drei Freunde nahmen an der Feier theil und da saßen denn diese sechs guten Menschen am genannten Orte zusammen und lasen Lieblingsscenen aus dem „Don Karlos“ und die Götter Griechenlands und die Künstler und ein heimlich von dem Grafen herbestellter Sängerchor intonirte das Lied an die Freude, während weißgekleidete Knaben und Mädchen Blumen streuten, und tiefergriffen gelobten zuletzt alle, dem Geiste des theuren Dichters treu zu sein „bis zum Wiedersehn dort oben“.

Als Reinhold mit der Vorlesung des Briefes, welcher solches enthielt, zu Ende gekommen, sagte er:

„Meinen Sie nicht, verehrte Frau, daß die Mittheilung dieser Epistel auf unsern Kranken heilsamer wirken werde als irgend eine Arznei?“

„Oh, gewiß!“ erwiderte Lotte. „Und wenn Sie Baggesen antworten, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —“

Sie konnte nicht ausreden, denn ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

„Ich kann ihm nichts besseres und rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre“, sagte der Freund.

Er schrieb an den dänischen Dichter, was er gesehen und gehört; er schrieb aber auch zugleich, Schiller könnte sich vielleicht

ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn er nicht im Falle einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von zweihundert Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte“ — ein Wort, welches in seiner bittern Wahrheit zu denen gehört, die der deutschen Nation die Schamröthe auf die Stirne treiben müssen.

Darauf kam mit umgehender Post ein von dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann geschriebener und unterzeichneter Brief an Schiller, den wir hersetzen, weil er nicht oft genug wiederholt werden kann. Diese Urkunde, welche nach unserem Gefühl eins der schönsten kulturgeschichtlichen Dokumente des achtzehnten Jahrhunderts ist, lautet so:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln konnte. Wir finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band unserer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten uns bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser als Mitglied unseres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch unsere Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und unsere Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Schein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede

Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo sie dieser Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung der Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz der Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten

wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dies Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

V.

Wieder genesen, vollzog unser Dichter den inneren Reinigungsprozeß durch Fortführung seiner kunstphilosophischen Studien. Früchte derselben waren zunächst jene ästhetischen Abhandlungen, von welchen schön gesagt worden, daß sie die Gesetze des Schönen schon im Geben erfüllen. Schiller tritt in diesen Schriften keineswegs als abstrakter Aesthetiker auf. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten sei, überall waltet die Beziehung der Kunst zum Staate, die Beziehung des mittels des Schönen erzogenen Menschen zum freien Staatsbürger. Allerdings wurde hierbei das Staatsbürgerthum im weitesten Sinne gefaßt, in dem von Weltbürgerthum. Schiller, wie alle die größten Geister deutscher Nation, war Kosmopolit von ganzem Herzen. Diese auserwählten Menschen eilten ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtausende voraus.

Mitten unter diesen Arbeiten überfiel den Dichter ein echt

schwäbisches Heimweh, das bekanntlich dem schweizerischen an Stärke kaum nachsteht. „Die Liebe zum Heimatlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig“, schrieb er im Juli 1793 seinem Körner und wenige Wochen später befand er sich mit Lotte auf der Fahrt nach dem alten geliebten Schwabenland.

An den Ufern des heimatlichen Neckar angekommen, nahm er zuerst in der Reichsstadt Heilbronn Quartier. Hier begrüßten ihn die herbeigeeilten Eltern, Jugendfreunde, Verehrer. Da legte er in die Arme der entzückten Mutter seine Lotte und empfing von dem ernsten Vater, der, jetzt als Major, noch immer die Oberaufsicht über die Solitude hatte, einen Händedruck, der ihm sagte, daß der Greis mit seinem Fritz zufrieden sei.

Von Heilbronn aus schrieb Schiller an Herzog Karl. Der alte Herr war damals durch die Gicht in sein Zimmer zu Hohenheim gebannt und die Schatten des nahenden Todes dämmerten schon um ihn. Er hat auf den Brief des Dichters, der unzweifelhaft im Tone eines dankbaren Zöglings gehalten war, nur verlauten lassen, „Schiller werde nach Ludwigsburg und Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden“, aber die Zuschrift hatte dem Fürsten doch wohlgethan. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den Besten der Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Aber er war jetzt ein verbitterter Greis, ein grämlicher, dem Tode naher Podagrist, um dessen Stuhl her noch dazu die schwersten Sorgen lagerten. Konnte doch das furchtbare Gewitter, welches damals Frankreich

durchtobte, sich täglich rheinherüber nach den deutschen Gränzländern wälzen. Unter solchen Umständen heißt es dem alten Herrn nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir in seinem Ausdruck, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, das heißt, er werde ihm nichts in den Weg legen, den Sinn finden, daß er ihm verziehen habe.

So kam denn Schiller nach Ludwigsburg und Stuttgart, die Stätten, Lehrer und Freunde seiner Jugend zu begrüßen. Alles kam ihm mit herzlicher Huldigung entgegen. Denn schon die vortheilhafte Umwandlung, welche die Jahre an seiner Persönlichkeit hervorgebracht, mußte einen gewinnenden Eindruck machen. Sein Akademiegenosse und Herzensfreund Hoven, damals Hofmedikus in Ludwigsburg, erzählt: „Sein jugendliches Feuer war gemildert. Er hatte jetzt weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war jetzt seine Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Die Heimatluft stimmte ihn schöpferisch. Er dichtete damals an seinem Wallenstein, jenem Werke, das nach Goethe's Ausdruck so groß ist, daß ein zweites dieser Art gar nicht existirt.

Und daneben hat der Treffliche Zeit und Lust zu einem schönsten Liebeswerk gefunden. Aus den hohen Regionen seiner Dichtung stieg er herab in den Staub und Lärm der ludwigsburger Schulstube, wo er, um seinem ehemaligen Lehrer Jahn, welcher während seiner Anwesenheit erkrankt war, eine Erleichterung zu verschaffen, die Knaben Logik und Geschichte lehrte.

In Stuttgart besuchte er auch die Räume der Karlsschule, wo der Strom seiner Poesie zuerst „so voll und schäumend" hervorgebrochen war. Da wurde dem gefeierten Gast ein schöner Triumph bereitet. Mit Enthusiasmus wurde er von den 400 Karlsschülern im großen Speisesal begrüßt. „Vor jeder Tafel, zu 50 Gedecken jede", erzählt uns einer der damaligen Zöglinge „unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing der Dichter mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch!"

War das nicht eine Genugthuung für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen?

VI.

An einem ungewöhnlich freundlichen Oktobertag hatte im schiller'schen Hause auf der Solitude die Hausfrau vom frühen Morgen an viel gethan, um eine stattliche Mahlzeit zu rüsten. Das blasse Antlitz der Sechzigjährigen war heute geröthet, mehr noch von der Freude als von der Anstrengung, und ihre freundlichen Augen stralten von Glück.

Galt es doch, die Feier des siebzigsten Geburtstages ihres Eheherrn recht festlich zu machen, denn der geliebte Sohn war

dazu mit seinem Freunde Hoven von Ludwigsburg heraufgekommen, wo Lotte leider hatte zurückbleiben müssen, infolge einer Unpäßlichkeit, welche aber nur Folge der glücklichen Erfüllung einer schönen Hoffnung war.

Der Herr Major thronte ganz glücklich in seinem an den Tisch gerückten Sorgenstuhl, das silberweiße Haupt mit einem zierlich gestickten Sammetkäppchen bedeckt, welches ihm die Schwiegertochter mit ihren besten Wünschen durch den Sohn geschickt hatte.

Die Mahlzeit war unter heiterem Geplauder zu Ende gegangen und eben wollte der Greis, als treuer Diener seines Herrn, die Gesundheit des Herzogs ausbringen, als draußen Geräusch entstand und die alte Magd in das Zimmer stürzte mit dem Ausruf:

„Ach, Herr Jeses, der Herzich ist todt! Vor drei Stunden, sagt der an den Schloßverwalter geschickte Bote, ist er zu Hohenheim gestorben.“

„So habe ihn Gott selig!“ sagte der Greis.

Und er nahm das Käppchen vom Haupt und seine Lippen bewegten sich in leisem Gebet.

Schiller und die Mutter saßen schweigend.

Hoven bemerkte:

„Wenn Schubart noch lebte, würde er sagen: Der Herodes ist endlich abgefahren!“

„Das wäre schlecht von dem Schubart“, versetzte der Greis mit Strenge. „Ich sag', wie auch der Herzog früher irrte, was er auch fehlte, seit langen Jahren hat er nach bestem Wissen und Gewissen seine Schuldigkeit gethan. Mehr kann niemand thun und immer war er, was der Schubart — Gott verzeih' es mir,

daß ich einem Todten übels nachreden muß — niemals gewesen, ein Mann!“

Der Hofmedikus nahm die Zurechtweisung geduldig hin. Um aber die drückende Pause, welche eingetreten war, zu endigen, füllte er die Gläser, hielt das seinige an das des Majors und sagte mit einem Blick auf den Schöpfer des Liedes an die Freude:

„Wohlan, auch die Todten sollen leben!“

Versöhnt schlug der Greis an und der Dichter bemerkte ernst und ergriffen:

„So ist er also zur Ruhe gegangen, dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen und das Andenken der letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich, wer noch jetzt nachtheilig von ihm spricht, der ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.“

„Recht so, lieber Fritz!“ sagte der Major, dem Sohne die Hand reichend, während eine Thräne an seinen grauen Wimpern funkelte. „Sieht Er, dieses Wort von Ihm freut mich mehr als Sein schönstes Gedicht.“

Von dem einen Todten kam die Rede auf andere. Der Dichter hatte viele seiner liebsten Bekannten nicht mehr in der Heimat vorgefunden, am ungernsten aber zwei vermißt, den Sammetdoktor und Schubart.

Der humoristische Arzt war erst vor kurzem gestorben, dem Humor bis zum letzten Athemzuge getreu.

„Als er auf dem Sterbebette lag“, berichtete Hoven dem Freund, „erhielt er unter anderen Besuchen auch den eines Kollegen, welcher dem Kranken zuerst allerlei Hoffnungen vor=

machte, zuletzt aber, das ungläubig ironische Lächeln desselben bemerkend, das Wort fallen ließ, das Sterben sei ja nichts so schweres. — Haben Sie es schon versucht? versetzte der Sammetdoktor spottend, und als er die verlegen verneinende Miene des Amtsbruders sah, fügte er hinzu: Wohlan, ich will mich mit diesem Experiment sogleich alles Ernstes befassen. — Wenige Sekunden darauf kehrte er das Gesicht der Wand zu und verschied mit den Worten des Rabelais: Je m'en vais chercher un grand Peut-être."

„Friede seinem Staube!" sagte Schiller. „Er war ein wunderliches Original, voller Widersprüche, Pessimist und Enthusiast zugleich, unfähig, seiner Spottlust zu widerstehen, und dennoch herzensgut. So ziemlich das nämliche läßt sich auch von Schubart sagen, dessen Tod mich vor zwei Jahren tief ergriffen hat. Es knüpfte sich doch so manches in dem Entwickelungsgange meines eigenen Talents an diesen unglücklichen Mann, dem es nicht gegönnt war, zu harmonischer Entfaltung seiner zweifellos bedeutenden Anlagen zu gelangen. Wie lebte er in den letzten Jahren nach seiner Erlösung vom Asperg?"

„So gut, daß er zuletzt ganz furchtbar roth und aufgedunsen war", versetzte Hoven. „Du weißt, daß ihn der Herzog, nachdem er ihn mittels zehnjähriger Kerkerhaft erzogen, wie er es nannte, zu seinem Hofschauspieldirektor und Hofpoeten machte. Da mußte er denn die Karmina zur Feier der durchlauchtigsten Geburts- und Namenstage, Genesungen, Reisen und Heimkünfte anfertigen und charakteristisch ist es, daß er das oft nicht allein mit geziemend ernster Miene, sondern mit wirklicher Begeisterung für den Herzog that. In besseren Stunden hat er in seiner wiederaufgenommenen

‚Deutschen Chronik' Blitze einer genialen Anschauung und Beurtheilung der Weltlage ausgehen lassen. Im Grunde seines Herzens Republikaner, hatte er insbesondere der nordamerikanischen Republik Aufmerksamkeit und Neigung zugewendet. Dort, meinte er, würden, wann die übrigen Weltstaaten längst erschlafft wären, noch Thaten geschehen, welche der Menschheit Ehre machten. Wenige Nummern später machte er die Leser der Chronik auf die wachsende Macht Rußlands aufmerksam und meinte, das Schicksal habe Rußland so sehr zum ersten Reiche der Welt bestimmt, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Halb mit Sympathie, halb mit Grauen erfüllte ihn der Gang der Dinge in Frankreich. Er warnte die deutschen und überhaupt die auswärtigen Staaten, in die französische Umwälzung sich einzumischen, und sehr lebhaft steht mir eine Stelle aus der ‚Deutschen Chronik' im Gedächtniß, welche der weit und scharf Blickende schon zu Anfang des Jahres 1790 geschrieben."

„Welche Stelle meinst du?"

„Die, wo Schubart sagte, die Sonne des Jahrhunderts werde untergehen, vom wallenden Dampfe der Leichen verfinstert, aber aus dem allgemeinen Brande, aus dem Schutte der Zerstörung werde Europa aufsteigen in neuer Gestalt."

Schiller versank in Nachdenken.

Der Hofmedikus unterbrach es mit der Frage:

„Und was, lieber Freund, hältst denn du eigentlich von der Revolution, die sich immer wüthender gebärdet?"

„Offen gestanden, sehr wenig", erwiderte der Dichter. „Ich hatte von diesem französischen Freiheitswesen von Anfang an keine große Meinung, seit der Hinrichtung des Königs aber und gar

seit dieser völlig nutzlosen und barbarischen Ermordung der Königin ist an die Stelle meines Mißtrauens der Abscheu getreten. Du weißt, ich trug mich lebhaft mit dem Gedanken, mit einer Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI. vor den Konvent zu treten; aber der Ekel an diesen Henkersknechten verleidete mir die Sache. Schubarts freudige Erwartungen vom Ausgange dieser wilden Umwälzung kann ich leider durchaus nicht theilen“, fuhr er fort. „Die eigentlichen Principien einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung sind unter den Menschen noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Sie sind im Grunde noch gar nirgends vorhanden als in dem Buch, welches du gestern auf meinem Tische liegen sahest, in Kants ‚Kritik der Vernunft‘.“

Und nach einer Weile fügte er noch das prophetische Wort hinzu, welches so bald in Erfüllung gehen sollte:

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und dann wird, früher oder später, ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen — er mag kommen, woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theil Europa's machen wird.“

Da es Abend geworden, begleiteten Vater und Mutter den Sohn und seinen Freund durch den Park bis zum Orte, wo die Straße steil gegen die Ebene von Ludwigsburg abfällt, und noch lange sahen die greisen Eltern dem lieben Sprößling von der Anhöhe nach, wie seine hohe Gestalt neben der kleineren Hovens dahinschritt.

„Er hat mir erzählt“, sagte die Mutter, „daß er in jener

schrecklichen Festnacht, in der Nacht seiner Flucht, von dort unten herauf einen bitterschmerzlichen Abschiedsblick auf die erleuchtete Solitude geworfen. Jetzt ist der Flüchtling heimgekehrt, reich beladen mit Ehren. Aber der Ruhm hat sein Herz nicht verändert. Es ist noch so gut und sanft, wie es von Jugend auf gewesen."

Mit bebender Stimme setzte sie hinzu:

„Ach, so gibt es keinen Sohn mehr in der Welt. Der Segen des Himmels über ihn, jetzt und immerdar!"

„Amen", versetzte der fromme und redliche Greis. Und seine von der Arbeit von siebzig Jahren zitternden Hände erhebend, betete er laut und inbrünstig:

„Dich, Wesen aller Wesen, dich hab' ich bei der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geisteskräften zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könnte, und du hast mich erhört. Dank dir und Segen über ihn!"

VII.

Das schönste Gastgeschenk gab das alte Schwabenland dem Dichter, als dieser im Mai des folgenden Jahres wieder nach Thüringen zurückkehrte, mit auf den Weg, seinen erstgeborenen Sohn Karl, welchen Lotte im September 1793 dem Gatten zu Ludwigsburg gegeben hatte.

In einer durch das Entzücken der ersten Vaterfreude, wie durch das Gefühl, das gewaltsam zerrissene Band, das ihn an sein Heimatland knüpfte, friedlich und schön wieder befestigt zu haben, in dieser gehobenen Stimmung nahm, am häuslichen Herde angelangt, der Dichter seine Arbeiten wieder auf.

Er hatte zu Tübingen mit seinem Verleger Cotta die Herausgabe der „Horen“ verabredet, welches Journal die bedeutendsten Schriftsteller der Nation vereinigen sollte und zu dessen Führung bereits Männer wie Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann mit Schiller sich verbunden hatten. Aber auch die Mitwirkung Goethe's sollte gewonnen werden, und dies unternahm unser Dichter in einem vom 13. Juni 1794 datirten Briefe. Das ist ein für die Geschichte der deutschen Literatur bekanntlich sehr wichtiges Datum, denn da Goethe's Antwort freundlich und beifällig lautete, so wurde jenes Schreiben der Anfang eines regen, schriftlich und mündlich gepflegten Gedankenaustausches, der bald zu vertrauter Freundschaft erwuchs.

So hatten sich die beiden Trefflichen in guter Stunde zuletzt doch gefunden. Ihr Bund ist der ganzen Nation zu gute gekommen und Wilhelm von Humboldt hat nur die Wahrheit gesagt, als er über denselben die schöne Aeußerung that:

„Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht.“

Goethe hat später eingestanden, daß die vertraute Bekanntschaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem „alles froh neben einander keimte, knospete und blühte“, und bei Schiller äußerte sich eine solche Frühlingsfreudigkeit schon in der Ankündigungder „Horen“, wo er seine Stellung zu seiner Zeit mit den Worten kennzeichnet:

„Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“

Hier ist die Erhebung über die wildgährenden Interessen des Tages, über alles Endliche und Vergängliche deutlich manifestirt. Es ist eine kühne und frohe Botschaft des Idealismus, wie sie unser Dichter unlange darauf auch in seinem wundervollen Gedicht vom „Ideal und Leben“ verkündigte:

Nur der Körper eignet jenen Mächten
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dunklen Leben
In des Ideales Reich!

Es konnte nicht an Stimmen fehlen, welche den beiden Freunden diese Erhebung über die Tagesinteressen zum Vorwurf

machten; aber die Tadler übersahen, daß Goethe und Schiller gerade daraus das Vermögen und die Lust zu neuen künstlerischen Thaten schöpften, das heißt, die Kraft und den Willen zur Vollführung ihrer eigensten Mission.

VIII.

Die neuerwachte Lust zu schaffen äußerte sich bei Goethe vorwiegend episch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den schon 1777 begonnenen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wieder vornahm und denselben jetzt zum Muster- und Meisterroman unserer Literatur abschloß. Schillers Dichtung schlug mit verjüngter Kraft zunächst die lyrisch-didaktische Weise an, welche in seinen Gedichten aus dieser Zeit so gedankenschön tönt. Wie er in dem Prachtlied von des Gesanges Macht gesungen, so waltet sie in dieser Lyrik. Hier erscheint der Dichter wirklich und wahrhaftig als:

> Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
> Die still des Lebens Faden drehn,
> Wer kann des Sängers Zauber lösen,
> Wer seinen Tönen widerstehn?
> Wie mit dem Stab des Götterboten
> Beherrscht er das bewegte Herz;
> Er taucht es in das Reich der Todten,
> Er hebt es staunend himmelwärts
> Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
> Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Gemeinsam machten dann die beiden Freunde mittels der 414 Distichen, welche unter dem Titel „Xenien“ in Schillers Musenalmanach für 1797 erschienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der

zeitgenössischen Literatur. Das war ein Unternehmen, welches die literarische Atmosphäre gewitterhaft heilsam reinigte. Aber ein wüthender Tumult brach los. Doch die beiden machten sich wenig daraus, sondern gingen daran, durch neue positive Kunstschöpfungen der Nation zu beweisen, daß sie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt gewesen, weil sie besseres zu geben im Stande seien.

Sie dichteten jetzt in schönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Goethe mit Vorliebe die erstere, Schiller mehr die letztere dieser poetischen Gattungen pflegend. Goethe benutzte dann die epische Stimmung seiner Phantasie, um sein Gedicht von „Hermann und Dorothea" zu schaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum kosmopolitischen Epos sich erweitert und dessen homerisch naive und schöne Form vom wärmsten deutschen Herzschlag erfüllt ist. Schiller seinerseits folgte wieder dem dramatischen Zuge seines Genius, der sich schon in seinem großen Lied von der Glocke, diesem „Lied vom Leben", mit neubelebter Macht offenbarte und dem die unter Goethe's Direction stehende weimarer Bühne Raum zu voller Aeußerung gewährte.

Die deutsche Schauspielkunst war durch ihre berühmten Träger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche sie befähigte, die dramatischen Meisterwerke unserer Klassik in würdiger Gestalt vorzuführen. Namentlich geschah dies auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen neben Goethe auch Schiller, nach seiner 1799 bewerkstelligten Uebersiedelung nach Weimar, durch Rath und That bedeutenden Antheil hatte.

Auf dieser Bühne erschien 1799 die große Trilogie „Wallen-

stein", welche Schiller wie im Vorgefühle der anbrechenden kriegerischen Epoche geschaffen. Dann kamen in den Jahren 1800—1804 in rascher Folge „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" auf die Breter, welche „die Welt bedeuten", und endlich der „Wilhelm Tell", welcher die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter in den „Räubern" wildgenialisch begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der staunenden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte. So war erfüllt, an ihm selber erfüllt, was er vormals in dem Gedichte von den Künstlern über den Entwickelungsgang des Dichters gesagt:

So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch *eine* glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Denn: höchste Wahrheit ist nur im Tode, hat vor nahezu zwei Jahrtausenden ein morgenländischer Seher gesungen.

IX.

„Eigen Dach und Fach" — es liegt ein eigener Zauber des Heimatlichen in diesem Worte und wir müssen unseren Dichter beglückwünschen, daß ihm gegönnt war, diesen Zauber zu erfahren freilich nur als Preis einer Thätigkeit, die eine zu aufreibende sein mußte, um lange dauern zu können.

Wenn man Jena in südwestlicher Richtung verläßt und durch das sogenannte Mönchsgäßchen eine Strecke weit zwischen

Gärten hingeht, gelangt man an ein zweistockiges, ziemlich symmetrielos gebautes Haus, welches jetzt zur Sternwarte dient. Dieses Haus mit dem dazu gehörenden Garten hatte Schiller im Frühjahr 1797 käuflich an sich gebracht und mit seiner Familie bezogen.

In der südwestlichen Ecke des Gartens stand in dem Schatten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie eine Hütte, in welcher der Dichter die Sommernächte hindurch zu arbeiten pflegte. Dort haben oft im ersten Morgengrauen Vorübergehende noch die Lampe flimmern und in ihrem Schein den Dichter raschen Schrittes in der Hütte hin und her gehen und dann wieder zum Schreibtisch treten sehen, um ewige Gedanken aus seiner Seele aufs Papier zu strömen.

Es war so eine Sommernacht. Das Mondlicht lag auf den Hügeln und auf den Dächern der Stadt, wo schon alles längst zur Ruhe gegangen. Leise wiegten die Bäume des Gartens ihre Wipfel in der balsamischen Kühle und in der hinter dem Garten liegenden tiefen Schlucht des Leutrabaches schlug dann und wann eine Nachtigall an, wie schlaftrunken.

Aber es war heute keine Arbeitsnacht für unsern Dichter, es war eine jener geweihten Nächte, die er mit dem großen Freunde zu verplaudern pflegte, wann dieser ihn aufzusuchen nach Jena kam.

Auf dem „verwitterten Steintisch“ in der Laube neben der „Hütte“ blinkte Rheinwein in den grünen Römern, und wie darin die goldenen Perlen, so stiegen aus den Seelen der Freunde goldene Gedanken auf.

Dem erlauchten Wirthe gegenüber saß der erlauchte Gast.

Goethe stand damals im Zenith des Mannesalters. Auf

seinem Antlitz — „herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben“ — lag ein stilles Bewußtsein von Größe und Glück, und wie er so dasaß, freundlich ernst, mußte einem Betrachter die Behauptung seiner Bewunderer, daß er etwas vom olympischen Zeus habe, vollauf gerechtfertigt erscheinen. Wenn er dagegen ging oder stand, war eine gewisse Förmlichkeit, um nicht zu sagen Steifigkeit, an ihm wahrzunehmen, die ein feiner Beobachter, Arndt, von dem Umstand hergeleitet hat, daß an der herrlichen Mannesgestalt doch eine Unangemessenheit war, nämlich um einige Zoll zu kurze Beine.

Die Freunde waren jedoch heute nicht allein. Es befand sich noch ein dritter da, ein junger Landsmann Schillers, welcher denselben Goethe als Friedrich Hölderlin vorgestellt hatte.

Der Schöpfer des „Hyperion“ und der „Klagelieder um Diotima“ war damals ein schlanker Mann mit einem länglichen, blassen Gesicht, einer prächtig gebauten Stirne und geisterhaften Augen, aus deren Tiefe manchmal ein dämonischer Blitz blendend und erschreckend fuhr, wie ein Vorzeichen jener Flamme des Wahnsinns, die so bald über dem Haupte des Unglücklichen zusammenschlagen sollte. Es war schon damals, bei aller Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, in seinem Wesen etwas gedrücktes, ängstliches, das dann wieder plötzlich den Aeußerungen einer heftigen Subjektivität platzmachte, Aeußerungen, deren Schroffheit man mit einem sonst so sanften und liebevollen Charakter nicht zu reimen wußte.

Ein unerschöpfliches Thema, die Kunst und ihre Stellung zur Zeit und zur Gesellschaft, hatte auch heute wieder, wie so oft, die beiden Freunde beschäftigt. Der junge Dichter hatte eine

bescheidene Zurückhaltung beobachtet, als fühlte er, daß, wo solche Männer sprachen, ihm nur zu hören geziemte. Schillers freundliche Bemühung, den Landsmann ins Gespräch zu ziehen, hatte ihn aber, da man gerade von günstigen und ungünstigen Einflüssen auf den Künstler von außen her redete, zuletzt doch zu der Aeußerung vermocht:

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig wie das Tageslicht den Pflanzen. Wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannichfaltigen Gestalten und Bildungen des Künstlers wieder."

„Das dürfte schwerlich zu bestreiten sein", bemerkte Schiller. „Aber wie mir einst eine geniale Frau richtig gesagt hat, daß die Weiber, um ihre Bestimmung zur Mutterschaft zu erfüllen, unmöglich immer auf das Kommen eines Halbgottes warten dürfen, so möchte es auch um die Kunst schlimm stehen, wenn der Künstler immer erst der Anregung von seiten edler Naturen harren müßte. Ueberhaupt wird er, glaube ich, wohl thun, sich nicht von der Gegenwart beherrschen und einengen zu lassen. Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden ist, so kehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons

Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Die Tempel des Alterthums blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet. Tausend Steine zeugen redend davon. Die Wahrheit lebt in der Täuschung fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederhergestellt werden. Sowie die edle Kunst die edle Natur überlebte, schreitet sie derselben auch in der Begeisterung voran, bildend und erweckend. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtung ihre Stralen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

„Freilich, wir müssen der Zukunft vertrauen", sagte Goethe, „denn die Gegenwart blickt nur allzu oft mißverständlich, scheel und übelwollend. Welche Urtheile hat man zu befahren! Wie vielfach fehlt es unsern deutschen Landsleuten an Verständniß für redliches und tüchtiges Streben und wie breit darf sich unter ihnen die Toleranz für das unzulängliche oder geradezu nichtige machen!"

„Die Deutschen!“ brach Hölderlin mit Heftigkeit aus. „Müssen sie nicht fühllos sein für alles wahrhaft schöne Leben? Ruht nicht überall der Fluch der gottverlassenen Unnatur auf ihnen? Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, welches zerrissener wäre als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen. Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande verrinnt?“

„Unser junger Freund“, bemerkte Goethe gegen Schiller, „spricht mit der Lebhaftigkeit seines Alters. Etwas wahres ist aber doch an seinem traurigen Gleichniß. Ein nationaler Leib, das ist es, was unserem Volke fehlt. An Geist würde es nicht mangeln. Da hat mir einer erst unlängst wieder vorgeworfen, ich hätte kein nationales Gefühl. Aber wo existirt denn eine deutsche Nation? Etwa in der Spottgeburt des regensburger Reichstags? Gewiß, Deutschland ist meinem Herzen theuer, und oft hat es mich bitter geschmerzt, daß die Deutschen, die als Individuen so ehrenwerth sind, als Volk so miserabel sein müssen. Vor diesem Schmerze habe ich mich in die Kunst und in die Wissenschaft geflüchtet, denn diese gehören der Welt im großen und ganzen und die Nationalitätsschranken verschwinden vor ihnen. Wenn mir aber Leute, welche in den Wirrsalen unserer Zeit allen gesunden Sinn und Verstand verloren haben, daherkommen und mir zumuthen, ich sollte Partei nehmen und patriotisch wirken, so kann mich das nur mit Verwunderung und Wider-



willen erfüllen. Immer wird der Dichter als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte, seines dichterischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt denn sein Vaterland lieben? Was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungsweise zu veredeln, was soll er denn da noch besseres thun? Wie soll er denn da patriotischer wirken?"

„Mag der Unverstand die Frage beantworten, wenn er es kann", versetzte Schiller. „Wir aber, meine Freunde, wir wollen uns dadurch nicht irren lassen. Indem wir redlich trachten, der Menschheit zu dienen, dienen wir doch wohl auch unserem Lande. Nein, wir wollen uns nicht irremachen lassen. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse und Bürger aller Zeiten zu sein."

X.

Der Umzug nach Weimar hatte für unsern Dichter, indem ihm dadurch die Nähe Goethe's und einer trefflichen Bühne gesichert wurde, viel Förderliches. Auch ist es nicht mehr als billig, dankbar anzuerkennen, daß der Herzog Karl August durch

Aussetzung eines Jahrgehaltes für den Dichter that, was seine nicht allzu reichlich zugemessenen Mittel ihm erlaubten. Aber immer noch war Schiller daneben zu fortgesetzter anstrengender Arbeit gezwungen, und gewiß jeden überfällt ein Schauer des Mitleids, wenn er die Thatsache hört, daß der erlauchte Mann, um sich bei seinen Nachtarbeiten wach zu erhalten, stets ein Geschirr mit kaltem Wasser unter dem Schreibtisch stehen hatte, worein er die Füße stellte, während er zugleich starken Kaffee trank.

So wurde manche seiner größten Schöpfungen der Sorge und der Krankheit abgerungen. Die „Maria Stuart" ist unter Schmerzen vollendet, viele der prächtigsten Stellen in der „Jungfrau von Orleans" sind unter heftigen Leiden gedichtet worden.

Schwerer Kummer beugte — auch abgesehen von den immer bedenklicher werdenden Gesundheitsumständen des Dichters — oft dieses edle Haupt, machte das sinnende Auge immer tiefer in seine Höhlen zurücktreten, die Wangen immer hohler, die Stirne immer geisterhaft verklärter. Aus dem alten Schwabenlande kam Todespost auf Todespost. Erst starb Schwesterlein Nanette, deren holde Persönlichkeit und geniale Anlagen dem Bruder so große Hoffnungen für sie eingeflößt hatten, dann der brave Vater, dann die geliebte Mutter.

Die Gestaltung der öffentlichen Zustände wurde auch immer trostloser. Schillers Prophezeiung hinsichtlich der französischen Revolution hatte sich bereits erfüllt. Bonaparte war als Bändiger der Anarchie aufgestanden und hatte seine Eroberungs- und Triumphzüge begonnen. Aber Schiller vermochte in den allge-

meinen Jubel über das Genie und Glück des Mannes nicht einzustimmen, sondern äußerte:

„Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht. Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider. Keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm."

Der düstere Despotengeist in Bonaparte widerte unsern Dichter an, und je mehr die Zeitgenossen, selbst ein Goethe, unter diesen Despotengeist sich beugten, um so lebhafter drängte es Schiller, seinem Volke und der Menschheit das Evangelium der Freiheit und Menschenwürde zu verkündigen. Dabei ist es wunderbar, zu sehen, wie sich die Eindrücke der Zeitereignisse in ihm zu dichterischen Problemen und Gestalten umwandelten, oder vielmehr, wie er, ein echter Seher, ein „Vates" im Sinne der Alten, diese Zeitereignisse poetisch anticipirte. So war der Wallenstein eine Vorherverkündigung der napoleon'schen Säbelherrschaft, so deuteten die Jungfrau und der Tell prophetisch auf das Zerbrechen des Joches, welches der Eroberer den Völkern auferlegte. Der Tell insbesondere hat einen unermeßlichen Einfluß auf die deutsche Jugend geübt, welche in den glorreichen Schlachten des Befreiungskrieges die von Tyrannenhaß glühende Brust den französischen Kugeln und Bajonetten entgegenstellte. Das eben ist ja das Große der Poesie Schillers, daß sie, aus der sittlichen Ueberzeugung geboren, Thaten zu zeugen vermag.

XI.

Er sollte die edle Saat seines Geistes nicht mehr aufgehen sehen, die große Erhebung des Jahres 1813 nicht mehr erleben,

aber auch nicht die ihr auf dem Fuße nachtretende große Enttäuschung der Nation.

Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne Sonnenblicke des Glückes.

Er hatte auf der Esplanade in Weimar wieder „eigen Dach und Fach“ und neben dem erstgeborenen Karl belebten noch ein Sohn und zwei Töchterlein die Räume des Hauses.

Mit eigenen Empfindungen mochte der Dichter zwei Dokumente betrachten, die, obgleich himmelweit verschieden, friedlich mitsammen in demselben Fache seines Schreibtisches lagen. Sie hatten auch sicherlich in Schillers Augen ganz den gleichen Werth, keinen sehr großen.

Das eine dieser Dokumente trug das Datum: Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française, und war unterzeichnet von Roland, als Minister des Innern der Republik, und gegengezeichnet von Danton. Es war die Urkunde, kraft welcher der Konvent dem Sieur Schiller, zugleich mit Washington, Wilberforce, Pestalozzi, Kosciusko, Klopstock und andern großen Zeitgenossen, das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verlieh. Das andere Dokument führte das Datum: Wien, 7. September 1802, und die Unterschrift „Franz.“ Es war die Urkunde, kraft welcher der letzte deutsche Kaiser „in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden, wie auch auf die ausgezeichnet seltenen Verdienste des Hofraths Johann Christoph Friedrich Schiller denselben sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wissen in des heiligen römi-

schen Reiches Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdigt hat".*)

So fühllos für alles wahrhaft Schöne, wie sie der arme Hölderlin in der Gartenlaube zu Jena gescholten hatte, waren also doch die Deutschen nicht. Weder die Fürsten — das angezogene Dokument zeigt es — noch das Volk.

Von seiten des letzteren empfing der Dichter im Jahre 1801 eine begeisterte Huldigung. Er war nach Leipzig gegangen, um der ersten Aufführung der Jungfrau anzuwohnen. Ungeachtet des heißen Abends war das Haus zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf das Stück liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Akte der Vorhang niederging, brach wie aus einem Munde ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!" aus und Trompetengeschmetter und Paukenschlag mischten sich in den jubelnden Zuruf. Nur wenige wurden der dankenden Verbeugung des Dichters gewahr, welchen seine Bescheidenheit im Hintergrunde der dunkeln Loge zurückhielt. Aber nach der Beendigung der Tragödie, da wollte alles den Lieblingsdichter der Nation sehen. Der Platz vor dem Theater bis hinab zum ranstädter Thore war dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller herauskam, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Mütter

*) Schiller an Körner: „Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen." — Schiller an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich um Lotte's und der Kinder willen mir es auch gefallen lassen."

ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen: „Seht, dieser ist es — Friedrich Schiller!“

XII.

Aber wenige Jahre darauf war die Zeit erfüllt und die Uhr abgelaufen. Der aufgezehrte, müde Leib versagte seinen Dienst einem Geiste, der rastlos und schöpfungsfreudig seinen leuchtenden Pfad hinwandelte.

Schillers Gesundheit war im Winter 1804—5 immer wankender geworden. Der Frühling schien Genesung und Erstarkung bringen zu wollen, wie schon so oft, aber diesmal war es eine täuschende Hoffnung gewesen.

Leser, du bist wohl auch schon in jenem Heiligthum gestanden, in jenem kleinen, hellgrün tapezirten Zimmer mit den zwei nach der Straße gehenden Fenstern, welche Lotte's sorgliche Hand mit karmoisinrothen Vorhängen versah, weil der Gatte meinte, diese Farbe stimme ihn produktiv. Deine Blicke haben gewiß mit ehrfurchtsvoller Rührung an jenem unscheinbaren Schreibtisch dort gehaftet, an welchem der Tell geschaffen wurde, und wenn sie sich dann linkshin gewendet, nach der einfachen Bettstelle in der Ecke, da sind dir vielleicht die Wimpern feucht geworden.

Dort, auf jenem Bette, lag am 9. Mai 1805 unser Dichter, um nimmer wieder aufzustehen.

Seine Geliebtesten waren um ihn.

Zu den Füßen des Bettes stand Schwester Karoline, vergeblich sich bemühend, mittels gewärmter Kissen in die erkalteten Füße des Kranken Wärme zurückzurufen. In einer Ecke saßen

der elfjährige Karl und der neunjährige Ernst, mit gefalteten Händen trübe vor sich hinsehend. Lotte kniete am Bette, die Hände des theueren Mannes in den ihrigen haltend. Ihr älteres Töchterlein, das fünftehalbjährige Linchen, lehnte sich an die Mutter, in glücklicher Unschuld nicht wissend, was das alles zu bedeuten habe.

Der treffliche Hausarzt war eben weggegangen, den kummervoll fragenden Blick Karoline's mit einem schmerzlich hoffnungslosen erwidernd.

Die Abendsonne stand draußen hell am wolkenlosen Himmel.

Der Kranke hatte die Nacht über schwer mit dem Feinde des Lebens gerungen. Am Morgen hatte er einige Stunden ruhig geschlummert. Dann waren wilde Fieberphantasieen über ihn gekommen. Als hätte sich seinem Geist der schreckliche Kriegslärm, welcher Thüringen so bald erfüllen sollte, zum voraus angekündigt, hatte er im Delirium ausgerufen:

„Wer lös'te die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? — Siehst du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus! — Sind sie im Lager? — Das ist lustig! — Singt noch einmal den Rundgesang!"

Dann war er ruhiger geworden, und als Schwester Karoline mit der Frage, wie es gehe, zu ihm getreten, hatte er erwidert:

„Immer besser immer heiterer!"

Dann hatte er mit der Hand auf den prächtgen Strauß von Frührosen gedeutet, welcher neben seinem Bette im Glase stand, und dazu gesagt:

„Sonderbar, mir ist, als dufteten aus diesen Rosen goldene Jugenderinnerungen mich an."

Den Strauß hatte gestern eine Unbekannte unten im Hause für den Kranken abgegeben. Als sie erfahren, wie es mit ihm stand, hatte sie den Schleier über das Gesicht gezogen und war schnell weggegangen. Aber die Dienerin hatte bemerkt, daß die hohe Gestalt der Fremden im Gehen wankte.

Am Nachmittag hatte der Sterbende nach seinem jüngsten Kinde verlangt. Die kleine Emilie wurde gebracht und er sah hr lange wehmüthig ins Gesicht. Dann verdunkelten Thränen seinen Blick und er winkte, das Kind wegzubringen.

Später wieder aus einem fieberhaften Schlummer erwachend sah er sanft lächelnd in die Höhe und äußerte:

„Wie viele Dinge werden mir jetzt licht und klar!“

Er hatte die Sonne immer so sehr geliebt. Die letzten Zeilen, die er geschrieben, lagen dort auf dem Schreibtisch. Es war der schöne Monolog der Marfa im „Demetrius“, mit dem glühenden Aufruf zum Tagesgestirn, ein letzter Seufzer idealer Sehnsucht:

> Oh, warum bin ich hier geengt, gebunden,
> Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
> Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
> Umkreis't, sei du die Botin meiner Wünsche!

„Laßt mich die Sonne sehen!“ bat er auch jetzt.

Karoline schlug den Fenstervorhang zurück. Der Sterbende erhob das Haupt und schaute heiteren Auges in den klaren Abend hinaus.

Die Natur hatte sein Lebewohl empfangen — er sank in die Kissen zurück.

Vorahnend hatte er vor Jahren vom Tode des Künstlers gesungen:

Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Und so geschah es.

Die große Seele löſ'te sich schmerzlos.

Lotte fühlte einen Druck seiner Hand. Dann fuhr ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, das Haupt sank rückwärts, die Augen brachen und ein sanftes Lächeln stand auf den Lippen des Todten.

„Er hat mir noch die Hand gedrückt!" schluchzte Lotte aus der Tiefe ihres Jammers und preßte ihre aufschreienden Knaben ans Herz.

„Der gute Vater schläft jetzt ruhig", sagte Linchen. „Er lächelt im Schlafe."

„Sein Leib schläft, Kind", versetzte Karoline bebend, „aber sein Geist wird wach sein durch die Jahrhunderte hinab!"

XIII.

Damals lebte auf der Kunitzburg bei Jena einsam eine fremde Frau, die erst vor wenigen Monaten in die Gegend gekommen war.

Sie hatte den einsam stehenden Landsitz gemiethet, suchte und empfing keine Gesellschaft und ließ sich von den guten Jenensern als eine Sonderlingin bezeichnen, ohne weiter davon Notiz zu nehmen.

Einige hielten sie für eine Schwedin, andere knüpften an den Umstand, daß die Fremde als Dienerschaft einen alten Neger



und dessen Tochter mitgebracht hatte, die Vermuthung, sie möchte eine Amerikanerin sein.

Indem wir am Morgen nach Schillers Todestag die Kunitzburg betreten, finden wir in dem Zimmer, wo die Fremde am liebsten weilte, verschiedene Andeutungen, daß uns die Einsiedlerin nicht so unbekannt sei, wie sie den Bewohnern von Jena war.

Auf einem zierlichen Schreibtische bemerken wir in reichen, aber von häufigem Gebrauche zeigenden Einbänden die sämmtlichen Schriften Schillers. Ueber dem Schreibtische hängen Seite an Seite zwei vortrefflich in Aquarellfarben ausgeführte männliche Portraits. Das eine stellt Schiller dar, aber den Jüngling Schiller, in der Frisur und Uniform eines herzoglich wirtembergischen Regimentsmedikus, das andere einen schönen Mann in der Blüthe seiner Jahre, angethan mit der Uniform eines Obersts der virginischen Miliz. Aus seinem Gesicht blicken die verständigen und biederen Augen von William Raleigh.

Brauchen wir zu sagen, wer die Bewohnerin des Zimmers ist, welche vor dem Schreibtische sitzt, über ein aufgeschlagenes Exemplar der „Braut von Messina" hingebeugt?

Sie war noch immer schön. Ihre unvergleichlich anmuthigen Formen hatten sich wenig oder gar nicht verändert. Aber in ihren tiefdunkeln Augen lag Kummer, auf ihrer schönen Stirne schwere Sorge und an den Schläfen zeigte das rabenschwarze Haar einen weißlichen Schimmer.

Sie trug vom Haupt bis zur Sohle tiefe Trauer und hatte vollwichtige Ursache dazu, denn das treueste, liebevollste Gatten=

herz war gebrochen, fern von ihr, ohne daß sie seine letzten Seufzer hatte empfangen können.

Oberst Raleigh war voriges Jahr im Gränzkriege von den wilden Sioux erschlagen worden.

Seine Waffengefährten hatten den Leichnam des tapferen Führers mitzurückgebracht, und als ihn die Wittwe am Ufer seines heimatlichen Potomak bestattete, da durfte sie sich in der Pein ihres Schmerzes wohl daran erinnern, daß der große Washington wenige Jahre zuvor zu ihr gesagt hatte:

„Mistreß, Ihr Gatte ist einer der besten Menschen und wackersten Amerikaner, die ich mein Leben lang gekannt. Er verdient es, daß Sie ihn so glücklich machen, wie Sie thun."

Ihre Ehe war kinderlos geblieben und so hatte sie, jetzt allein in der Welt stehend, dem Verlangen nachgegeben, die alte Welt wiederzusehen. Vielleicht, daß noch ein leiser Nachklang ihres abenteuerlichen Jugendsinnes mit dabei im Spiele war, vielleicht aber auch nur die tiefgeheime Sehnsucht, dem unvergeßlichen Freunde, dessen Namen die Schwingen des Ruhmes über das Weltmeer getragen hatten, noch einmal ins Angesicht zu sehen.

Sie hatte in Stuttgart die Stätten ihrer widerspruchsvollen Jugend aufgesucht. Auch im Chor der Stiftskirche war sie gewesen, unter dessen Steinplatten die Ueberbleibsel von dem ruhten, welcher einst Herzog Karl geheißen, und es war kein Wort des Fluches mehr, sondern ein Segensspruch, was von ihren Lippen in die Fürstengruft niederrieselte.

Aber das Antlitz, welches zu sehen sie nach Thüringen gekommen, sollte sie nicht mehr sehen. Sie hatte ihm nur noch einen Rosengruß senden können, wie sie vor Zeiten, damals auf



dem Salvator bei Gmünd, ihm durch eine Rose ihre Gegenwart angekündigt hatte.

Die Nacht war für sie eine schlummerlose gewesen und vergebens suchte sie jetzt die düsteren Gedanken, ein trübstes Vorgefühl durch die Beschäftigung mit der vor ihr liegenden Dichtung loszuwerden. Ihre Augen wanderten von dem Buch immer wieder unwillkürlich zu dem Jugendbild des Dichters, welches sie aus treuer Erinnerung gemalt hatte.

Da näherten sich Schritte der Thüre und der alte Pompeius trat ein.

„Du kommst aus der Stadt, Pompei?“ fragte sie. „Was bringst du?“

„Mistreß“, erwiderte der grauköpfige Mohr, „Leute viel traurig in Stadt. Groß Gedräng vor Posthaus. Viele weinen. Andere blaß werden und still weggehen. Sie sagen, großer Mann sein gestorben, gestern Abend.“

„Schiller?“ schrie Lauretta auf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„So Leute sagen.“

Sie hatte nur noch die Kraft, den Alten fortzuwinken.

Dann sank sie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück und rang in namenlosem Leide die Hände.

Es währte lange, bis ein wohlthätiger Thränenstrom den Krampf ihrer Seele löſ'te, noch länger, bis sie aufstehen und, die umschleierten Augen zu dem Bild ihres Gatten erhebend, zitternden Mundes sagen konnte:

„Du würdest mir nicht zürnen um dieses Schmerzes willen, wenn du lebtest, du treues und edles Herz! Nein, du würdest

sagen: Weine um ihn, Lauretta, und laß mich mit dir trauern."

XIV.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurde die Hülle des Dichters zur Mitternachtsstunde zu Grabe getragen.

Es war eine linde Mainacht. Am Himmel stand der Mond, von zerrissenem Gewölk umflattert. Laut schlugen im Parke die Nachtigallen. Sonst tiefstill in ganz Weimar.

Vor dem bescheidenen Haus auf der Esplanade stand auf der Bahre der Sarg. Ein Lorbeerkranz lag zu Häupten. Hinter den verschlossenen Fensterladen tönte verhaltenes Weinen.

Eine Gruppe junger Männer in Trauertracht, Gelehrte, Künstler, Beamte, umgab den Sarg. Acht derselben hoben die theure Last auf die Schultern. Die übrigen folgten, die Träger von Zeit zu Zeit ablösend in ihrem frommen Amt.

So ging der Zug durch die stille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsstraße nach dem alten Kirchhofe bei St. Jakob

Rechts am Eingang desselben, vor dem sogenannten Kassengewölbe, setzten die Träger die Bahre nieder.

In diesem Augenblicke trat der Mond voll aus den Wolken und goß sein mildes Licht auf den Sarg herab.

Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Todtengräber und seine Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein.

Still entfernte sich das Trauergeleite und bald folgten ihm die Todtengräber.



Jetzt aber kam eine tief in einen Männermantel verhüllte Gestalt zwischen den Grabhügeln hervor.

Sie stand einen Augenblick lauschend, als wollte sie sich vom Weggehen der andern überzeugen.

Dann trat sie an die Pforte des Gewölbes und fand dieselbe nur angelehnt, wie ihr der Todtengräber versprochen hatte.

Sie ließ den Mantel fallen und der Mond beschien noch, bevor er in Wolken untertauchte, die Gestalt Lauretta's.

Sie ging hinein, tastete sich zu dem Sarge hin, kniete daran nieder, umschloß ihn mit den Armen und legte die Stirne daran.

Lange unterbrach nur ein leises Schluchzen die Todtenstille des Ortes.

„Ich sollte deine theuren Züge nicht mehr sehen", flüsterte sie endlich, „aber was thut es? Nun lebst du in meiner Seele so, wie du warest, als mir einmal doch vergönnt war, deine Lippen mit den meinigen zu berühren. Oh, du Guter, Großer, Unsterblicher, du wirst fortleben, solange es Herzen gibt, edle und hohe Gedanken zu hegen, und Zungen, sie auszusprechen. Die fernsten Geschlechter werden dich ehren, segnen, lieben; aber — oh, laß mir diesen Trost! — nie hat ein Herz so dich geliebt, nie wird eins so dich lieben, wie ich dich liebte und liebe. Und so leb' wohl, Hülle eines unvergänglichen Geistes! Mir bleibt noch die Pflicht, jenseits des Oceans am Grabe des Mannes zu trauern, der mich gerettet aus dem wilden Strudel des Irrthums und hochgehalten hat sein Leben lang."

Sie küßte den Sarg, brach ein Blatt aus dem Lorbeerkranz, barg es an ihrem Busen und verließ das Gewölbe. Der Mond

war untergegangen und ein kühler Wind ging pfeifend über die Gräber.

Lauretta hüllte sich in ihren Mantel und schritt durch die Nacht dahin, fest und gefaßt wie eine, die mit dem Leben abgerechnet hat und nun ohne weiteren Antheil ruhig hinnehmen will, was es noch bringen mag.

XV.

Lotte an Fischenich.

„Es hat niemand, kann ich behaupten, das hohe edle Wesen Schillers so verstanden wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären und zurechtzulegen wie niemand. Die Jahre verbanden uns immer fester, da ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz wie er mir. Ich habe die Beruhigung, daß ich gewiß alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, die Beruhigung, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. Ach, lieber Freund, Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile seines Lebens, wo seine Seele auch unter dem drückenden Gefühle der Krankheit frei sich erhob, wo er immer milder, immer lieber wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder sich erfreute, da war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den kleinen Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns hereintrat, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl



auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg!“

XVI.

Goethe, während Schillers Todesleiden selber von Krankheit heimgesucht, schrieb, kaum nothdürftig genesen, an Zelter:

„Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Und als der Olympier einigermaßen sich gefaßt hatte, sprach er in die allgemeine, laute und herzliche Trauer und Wehklage um Schiller hinein diese Worte voll antiker Größe:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig tüchtiger und kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen.. Und so wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben.“

XVII.

Auf jeder bedeutenderen Bühne Deutschlands wurde für Schiller eine Todtenfeier veranstaltet, eine besonders glänzende

unter Ifflands Mitwirkung zu Berlin, die sinnigste aber wohl am 10. August 1805 zu Lauchstädt. Alle Mitglieder der weimarer Bühne waren dabei thätig und den Schluß bildete jener herrliche Erinnerungsgesang Goethe's auf den verewigten Freund, der bei dieser Veranlassung (in seiner ersten Gestalt) gesprochen wurde. Der Gegenstand der Darstellung war das Lied von der Glocke, in dramatische Gestalt gebracht. Der Schauplatz stellte des Glockengießers Werkstatt vor. Nachdem alle die tiefergreifenden Bilder, welche das „Lied vom Leben" aufrollt, vorübergezogen und die Töne des Schlußchors verhallt waren, zog der goethe'sche „Epilog" die Summe von Schillers Existenz:

Ja, er war unser! Wie bequem, gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen —
Und hinter ihm in wechsellosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ihm glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas:
Das haben wir in traurig-schönen Jahren —
Denn er war unser — leidend miterfahren.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wovor uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn er herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

XVIII.

Es gereicht Goethe zu großer Ehre, daß er namentlich auch dann noch, als sich der unersprießliche und widerwärtige Streit erhoben hatte: ob er oder Schiller der größere Dichter? oft und

gerne auf den verewigten Freund zurückkam und bei jeder Gelegenheit das Lob desselben anstimmte.

So äußerte in den berühmten Gesprächen mit Eckermann der greise Dichterkönig:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in irgend einer anderen Literatur seinesgleichen hat. Durch alle seine Werke geht die Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Sein Inneres kündigte sich schon in seinem Aeußeren entschieden an. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, alles war stolz und großartig an ihm, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war auch sein Talent. Immer erschien er im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur. Er war so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!"

XIX.

Die Pietät der Freundschaft und Verehrung verhalf auch den Gebeinen unseres Dichters zu einer würdigen Ruhestelle.

Als durch die Anlegung eines neuen Friedhofes die Auf-



räumung des Kassengewölbes bei St. Jakob veranlaßt wurde, gelang es im Jahre 1826 der frommen Bemühung des damaligen Bürgermeisters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, aus dem Moderhause jener Gruft den Schädel Schillers herauszufinden. Bei Gelegenheit des Fundes dieser kostbaren Reliquie schrieb Goethe seine schönen Terzinen, „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“:

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?

Der gemachte Fund ermuthigte aber zu weiteren Nachforschungen, und da sich der Herzog Karl August entschlossen hatte, die Ueberreste Schillers in der Fürstengruft auf dem neuen Gottesacker beisetzen zu lassen, so gelang es auf seine Anregung hin und unter Beihilfe tüchtiger Anatomen, sämmtliche Gebeine des Dichters aufzufinden und dem Schädel wieder anzufügen.

In der Morgenfrühe des 16. December 1827 wurde dann, was von dem Dichter des Wallenstein und Tell Irdisches übriggeblieben, in der Fürstengruft beigesetzt. Vier Jahre und einige Monate später folgte dahin der dreiundachtzigjährige Dichter des Faust und der Iphigenie dem vorangegangenen Freunde.*)

*) „Hügelan steigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelthüre auf und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stukkatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde und zu dem



XX.

Und wieder, vierunddreißig Jahre nach dem Todestage Schillers, war es Mai.

Der Himmel blaute und die Sonne stralte ob den Straßen von Stuttgart, die sich festlich geschmückt hatten, als gälte es, einen Triumphator huldigend zu begrüßen.

Und wirklich, das galt es.

Der siebenundfünfzig Jahre zuvor bei Nacht und Nebel zum eßlinger Thore hinausgeflohen, um nicht gleich Schubart „erzogen" zu werden, kehrte heute durch alle Thore herein, in den Herzen der einziehenden Scharen seiner Verehrer, triumphirend in die Hauptstadt seines Heimatlandes zurück.

Dort, auf jenem Platze zwischen dem alten Schloß und der

---

das Licht von oben einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, sowie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander stehen. An dem ersten las ich in metallenen Buchstaben den Namen Goethe, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren Schiller. Es war sonst nicht die mindeste Verzierung an den Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derselben." Immermann, Tagebuchblätter, Herbst 1837.

Stiftskirche, wo er uns eines Tages in dem kümmerlichen Aufzug eines herzoglichen Feldscherers begegnete, feierte heute der große Todte eine Auferstehung durch die Liebe der Nation und durch die Kunst.

Aus allen Gauen des alten Schwabenlandes, aus dem Norden und Süden, Osten und Westen Deutschlands und fernher aus den Alpen und von jenseits der Alpen, aus dem Lande, das „die Loire stolz durchströmt", aus den Niederlanden, aus Skandinavien und vom Ufer der Newa, von den britischen Inseln und selbst von der großen Republik jenseits des Oceans waren sie gekommen, den Manen des großen Weltbürgers Dank und Huldigung darzubringen.

Auf dem Festplatze scharten sich die Liederkränze mit ihren Fahnen, die Festordner, die Festjungfrauen, die Ehrengäste um die verhüllte Statue. Kopf an Kopf stand weithin in den Straßen das Volk. Und als nun Mörike's schöne Festkantate dem —

Der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang —

erklungen war, fiel, von der Hand seines jungen Enkels weggezogen, die Hülle von dem Erzbilde des Dichters.

Feierlicher Glockenklang begrüßte es. Dann ehrfurchtsvolle Stille und auf die geschmückten Stufen des Piedestals trat der begeisterte Festredner.

„Oh, ihr beredten Lippen", sprach er im Verlaufe seiner Rede, nach der Statue empordeutend, „welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heil=

kraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von den Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veradeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte, und ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns ins Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstande rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, edles Streben in der Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen

Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht, was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen!“

Mit diesem guten Worte sei dieses Buch vom Friedrich Schiller beschlossen.

Ende.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.



